225.4 R
W431

THE GENERAL THEOLOGICAL
SEMINARY LIBRARY
CHELSEA SQUARE, NEW YORK II, N. Y.

Society for Promoting Religion
and Learning

D & T BDY. JUN . 58

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/paulus0000vari

XV 1

Lebensfragen

Schriften und Reden

herausgegeben von Heinrich Weinel.

3

Lebensfragen.

Herausgeber Prof. H. Weinel.

1. Die Religion unserer Klassiker (Lessing, Herder, Schiller, Goethe). Von **Karl Sell.** 2. durchgängig verb. Aufl. (4.—6. Tausend.) 1910. Nur geb. M. 4.—.
2. Naturalistische und religiöse Weltansicht. Von **Rudolf Otto.** 2., verbess. Auflage. (4.—6. Tausend.) 1909. M. 3.—. Geb. M. 4.—.
3. Paulus. Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Von **Heinrich Weinel.** 2. gänzlich umgearbeitete Aufl. 1915.
4. Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums. Von **Paul Drews.** 1905. 50 Pfg.
5. Die Auferstehung Christi. Die Berichte über Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten, ihre Entstehung, ihr geschichtlicher Hintergrund und ihre religiöse Bedeutung. Von **A. Meyer.** 1905. M. 3.—. Geb. M. 4.—.
6. Religion und Kunst. Von **Ernst Linde.** 1905. 50 Pfg.
7. Wahre Frauenbildung. Ein Mahnwort an die Gebildeten. Von **Marie Martin.** 1905. 50 Pfg.
8. Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Von **G. Krüger.** 1905. M. 3.—. Geb. M. 4.—.
9. Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Von **Elsbeth Krukenberg.** 1905. M. 3.—. Geb. M. 4.—.
10. Erlösung. Von **R. Herrmann.** 1905. 50 Pf.
11. Zur Ueberwindung des Zweifels. Von **Paul Jaeger.** 1906. 90 Pfg.
12. Gut und Böse. Wesen und Werden der Sittlichkeit. Von **Emil Fuchs.** 1906. M. 3.—. Geb. M. 4.—.
13. Carlyle und Goethe. Von **Otto Baumgarten.** 1906. M. 2.40. Geb. M. 3.40.
14. Jesu Blut ein Geheimnis? Von **Paul Fiebig.** 1906. M. 1.20.
15. Wie erzählen wir den Kindern die biblischen Geschichten? Eltern und Lehrern zur Hilfe. Von **Else Zurhellen-Pfleiderer** und **Otto Zurhellen.** 3., durchgesehene Auflage. (7.—9. Tausend.) 1913. Nur geb. M. 4.50.
16. Jesus im 19. Jahrhundert. Von **Heinrich Weinel.** Elftes bis dreizehntes Tausend. Dritte Neubearbeitung. **1914.** M. 3.50. Gebunden M. 4.50.
17. Was ist uns heute die Bibel? Von **F. Niebergall.** 1907. M. 1.20. Geb. M. 2.—.
18. Die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments. Vorträge. Von **W. Wrede.** 1907. M. 1.50. Geb. M. 2.30.
19. Wer hat das Christentum begründet, Jesus oder Paulus? Von **A. Meyer.** 1907. M. 1.20. Geb. M. 2.—.
20. Ibsen. Björnson. Nietzsche. Individualismus und Christentum. Von **Heinrich Weinel.** 1908. M. 3.—. Geb. M. 4.—.
21. Wie wurden die Bücher des Neuen Testaments heilige Schrift? 5 Vorträge. Von **H. Lietzmann.** 1907. M. 1.80. Geb. M. 2.60.
22. Suchen wir einen neuen Gott? Von **W. F. Classen.** 1907. 80 Pfg.
23. Die Konfirmation. Von **Eduard Simons.** 1909. M. 1.—. Geb. M. 1.80.
24. Das Religiöse in der modernen deutschen Lyrik. Von **Otto Frommel.** 1911. M. 1.20. Geb. M. 2.—.
25. Strafvollzug — und Verbrecher. Von **Fritz Philippi.** 1912. M. 1.—.

Paulus

Der Mensch und sein Werk:
Die Anfänge des Christentums,
der Kirche und des Dogmas.

Von

Heinrich Weinel.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

(4. bis 6. Tausend.)

Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1915

225.97R
W431

68143

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr. Tübingen.

VANDERBILT UNIVERSITY
LIBRARY

Meinem lieben Freunde

Arnold Meyer

gewidmet.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Der Pharisäer 10

Heimat und Elternhaus 10. — Ererbte Weltanschauung. Natur und Geschichte 14. — Die väterliche Religion 23. — Die Schule 32. — Die Sekte 36. — Hellenistische Einflüsse 38.

Der Prophet 49

Die Berufung 49

Der Tag von Damaskus 49. — Der Kampf 53. — Der Christenverfolger 60. — Der Umschwung 64.

Das neue Leben 66

„In Christus Jesus" 66. — Der neue Gott 73. — Die Offenbarung 78. — Das Gebet 80. — Der Glaube 85. — Das Sakrament 90. — Die neue Sittlichkeit 93. — Die neue Gemeinschaft 98.

Geschichtliche Bedeutung 101

„Der Erfinder der Christlichkeit" 101. — Jesus und Paulus 109.

Der Apostel 118

Der Ruf des Herrn 118. — Der Boden der Mission 122. — Das Missionsgebiet 128. — Das Leben des Missionars 134. — Die Missionspredigt 141. — Der Prediger 148. — Das Missionsverfahren 155.

Der Gründer der Kirche 162

Der Kampf um das Wesen und die Selbständigkeit des Christentums 166

Die Loslösung des Christentums vom Gesetz und vom Judentum 166. — Die Scheidung des Christentums von der Mysterienreligion 178.

Seite

Die Anfänge der kirchlichen Sittlichkeit und Sitte 185
Gesinnung und Sitte 185. — Gemeinde und Welt 187. — Die Ehe 191. — Der Staat 195. — Soziale Fragen 199. — Glaube und Arbeit 203.

Die Anfänge der Organisation 204
Gaben und Dienste. Der Anfang der Aemter 205. — Enthusiasmus und Sekte. Bekenntnis und Liturgie 209. — Das Recht 218.

Rückblick und Ausblick 220

Der Theologe 224
Die Anfänge des Dogmas 224. — Der Beweis 226. — Der Christus und sein Tod 230. — Probleme des Gottesglaubens 241. — Die Weltgeschichte 247. — Das neue Ideal 252. — Die sittlichen Motive 255.

Der Mensch 264
Schlacken 265. — Menschliche Größe 268. — Gewinnende Liebe 271. — Als Freund 277. — Gegensätze 279. — Im Angesicht des Todes 281.

Stellenregister 286

Einleitung.

Jesus lebt in der Geschichte durch sein Wort und Wesen, Paulus durch das, was er wirkte. Als Mensch fast unbekannt, hat er ein Werk geschaffen, dessen Größe und Bedeutung ihn für immer in die erste Reihe gerückt hat: Die Uebertragung des Christentums nach Europa. Es ist viel mehr als ein bloßes Bild, wenn man sagt, daß die große Missionswanderung des Apostels von Antiochien bis Rom ein zweiter, umgekehrter Alexanderzug gewesen sei. Sie war in der Tat die Einleitung des letzten und folgenreichsten Abschnittes jenes großen Kulturkampfes und Kulturaustausches zwischen Abendland und Morgenland, den bereits Herodot, der „Vater der Geschichte", als das Hauptthema unsres geschichtlichen Lebens erkannt hat und der in dem Zuge Alexanders des Großen seinen ersten Gipfelpunkt mit einem äußeren Siege des Abendlandes erreicht hatte.

Die große Mission des Christentums ist wirklich des Paulus Werk, das Werk des Mannes, der nur von einem Titel wissen wollte: Apostel Jesu, des Christus. Ihm hat er die Kraft seines Lebens geopfert und den Sieg erkämpft. Als er starb, bestanden im ganzen Reich, bis hin nach Rom, blühende Gemeinden des neuen Glaubens. Als er für Jesus gewonnen ward, war das Christentum eine kleine jüdische Sekte. Die ersten Jünger, die in der Nachfolge Jesu und im Glauben an ihn Leben und Seligkeit gefunden hatten, wußten doch

nicht ganz, was sie an ihm hatten. Sein Bild, so viel es ihnen gab, zeigte ihnen doch immer wieder einen frommen Juden, der um die rechte Auslegung des Gesetzes und um die Reinheit des Tempels gekämpft und gelitten hatte. So saßen sie in Jerusalem, predigten und warteten, daß er herniederkommen werde auf den Wolken des Himmels mit dem neuen Jerusalem und seinen vielen Wohnungen für die armen und frommen Gotteskinder. Wohl wurden sie von ihren Volksgenossen zum Teil gehaßt und verfolgt, wohl waren sie versprengt nach Samaria und bis hin nach Antiochien; aber daß eine neue Religion angefangen hatte über die Erde zu wandeln und daß die Fülle der Völker in ihr Reinheit und Seligkeit finden sollte, das wußten sie nicht. Paulus erst hat das Christentum im heißen Kampfe nach innen und außen als eine neue Religion und ein neues Menschentum erfahren und, als die Urapostel es unter dem Druck der altjüdischen Stimmungen kaum mehr vor dem Wiederversinken ins Judentum bewahren konnten, zurückgerissen und gerettet.

Er konnte das nur, weil er nicht bloß ein Mann der Tat, sondern vor allem ein Prophet der Religion war. Nicht ohne Jesus, aber auch nicht als sein Jünger, hat er klar und gewaltig in eigener Weise die große Religionswende vom Gesetz zur Erlösung im abendländischen Kulturkreis erlebt. Was bei Jesus das selbständige Erblühen einer in Gott ruhenden und aus schaffenden Kräften der Liebe ohne Bruch und Kampf wachsenden Seele war, das hat sich Paulus durch bitterste Erfahrungen erobert. Darum hat er schärfer als Jesus, der das Gesetz mehr verklärt als beseitigt hatte, die Tatsache erkannt, daß Gott und Gesetz schließlich Widersprüche sind, so lange Jahrhunderte sie auch in der Geschichte zusammengehen. Was der Pharisäer so schwer errungen hatte, das hat er nun auch bis aufs Blut verteidigt und gegen alle Angriffe durchgefochten. So allein konnte das Neue der Menschheit erhalten werden. Freilich hat dann die alte Religion es noch

einmal in der Kirche der Menschheit zu entwinden versucht — der Katholizismus ist eine Mischung von Gesetzes- und Erlösungsreligion —; aber Luther hat es im gleichen Kampf wie Paulus wieder entdeckt und von neuem der Welt sicher gestellt.

Ohne die Schärfe der Paulinischen Formulierungen und die hinter ihnen liegende Schärfe des Denkens sind Luther und alle reformatorischen Richtungen der Kirche, die an Paulus anknüpfen, wiederum nicht denkbar. Das erinnert daran, daß Paulus auch in seiner Lehre eine entscheidende weltgeschichtliche Tat vollbracht hat. Wir sind gewöhnt, die Geschichte des Denkens als die Geschichte der Philosophie zu fassen und für sie solche Männer auszusuchen, die, auf das Handeln verzichtend, große Gedankensysteme aufbauten. Mit Unrecht; denn entscheidendes Handeln ruht auf entscheidenden Einsichten. Und diese treten in originaler Kraft ebenso sehr bei den großen Dichtern und Propheten und bei den großen Willensmenschen auf wie bei den Denkern im engeren Sinne. Paulus hat eine ganze Reihe grundlegender Gedanken, nicht bloß die wenig verstandene „Rechtfertigungslehre", sondern vor allem einen neuen Aufriß der Weltgeschichte und gewisse ethische Grundsätze und Beobachtungen, dem Denken der abendländischen Menschheit für immer eingefügt. Mit seinen Gedanken denken, in seinen Worten sprechen heute Millionen von Menschen, die sein persönliches Leben kaum kennen.

Daß Paulus diese entscheidende Stellung in der Religionsgeschichte des Abendlandes einnimmt, beruht aber noch auf anderen Gründen. Die abendländische Menschheit hat in ihrer Seele immer zwei Güter durch die Religion gesucht: Reinheit und ewiges Leben. In kaum einem andern antiken Menschen ist diese Sehnsucht so laut und entscheidend kund geworden wie in Paulus, keiner hat mit solcher Entschiedenheit geglaubt, daß ihm diese Sehnsucht gestillt sei, und in keinem hat sich dieser Glaube in eine solche Macht des Wollens und der

Tat umgewandelt wie in Paulus. Darum hat er auch in so Vielen dasselbe innere Leben entzündet; und die Flamme seines Enthusiasmus lodert noch immer durch die Jahrhunderte, trotz all der Schlacken, die noch heute, nach dem langen kirchlichen Verklärungsprozeß, in seiner Persönlichkeit sichtbar sind.

Etwas anderes machte ihn noch besonders fähig, auf seine Zeit zu wirken und der Art genug zu tun, wie sie die Reinheit und das ewige Leben suchte. In Paulus kreuzten sich die Einflüsse aus allen antiken Religionen, soweit sie in Mysterien und hellenistischer Religionsphilosophie neu gestaltet waren, mit dem eigenartigen religiösen Leben Israels. Wie er nach seiner Religion angesehen der erste Protestant ist, so ist er nach seiner Theologie und kirchlichen Arbeit der erste Katholik. Jesus hat viel einsamer in seiner Zeit gestanden, so sehr er ihr auch angehört hat, und ist bis auf den heutigen Tag viel einsamer in der „Welt" gewesen als Paulus, der von dem Bildungsbesitze seiner Zeit viel mehr sein eigen nennen konnte. Deshalb hat Paulus auch unmittelbar stärker gewirkt als Jesus, der für die Heidenwelt mit ihrem Verlangen nach Mysterien, Sakramenten und Philosophie erst durch Paulus wirksam werden konnte. Und hier erhebt sich die letzte und größte Frage, die uns Paulus stellt: Ist das „Christentum", das Paulus gepredigt hat und das in Dogma und Kirche heute noch lebt, eine andere Religion, als das Evangelium, das Jesus verkündigte? Was bedeuten die Anfänge des Dogmas und der Kirche für die Geschichte des Christentums? Mit diesen Fragen aber wird das Problem Paulus ein in das Leben der Gegenwart unmittelbar eingreifendes Problem.

Denn in der Gegenwart wird um die Existenz des Christentums an zwei Stellen gekämpft. Einmal wogt der Kampf um die Frage: Ist das Christentum ablösbar von den Vorstellungen von Sündenfall, Erbschuld, blutiger Versöhnung Gottes und Sakramenten, mit denen es vor allem durch Paulus

in die Welt getreten ist? Die das für unmöglich erklären, sind entweder solche, die um des Christentums willen ihren Verstand erschlagen, der ihnen das moderne Weltbild immer wieder als das richtige vorhält, oder die um ihres Verstandes willen an ihrer Religion verzweifeln und dann entweder allein die Sittlichkeit des Christentums festhalten oder auch sie noch in die Wogen des Zweifels schleudern.

Und eben das ist der zweite Punkt, um den gerungen wird. Die Ethik der Kirche wird immer mehr als ein schwächlicher Kompromiß zwischen der herben, weltabgewandten Sittlichkeit Jesu und den Forderungen menschlichen Staats- und Kulturlebens, ja den Ansprüchen menschlicher Bequemlichkeit und Herrschsucht erkannt. Und die Frage nach seiner Wahrhaftigkeit ist über das Christentum gekommen wie der Dieb in der Nacht. Auch in ihr spielt Paulus eine Hauptrolle; denn er ist es, der den Grund zur Kirche und zu ihrer Versöhnung mit der „Welt", d. h. mit dem antiken Staats- und Kulturleben gelegt hat. Beide Fragen kann nur der für sich und andere lösen, der ihr geschichtliches Werden verstehen gelernt hat. Paulus ist es, der uns am tiefsten in sie einführt.

Und der Mann, der diese Leistungen vollbracht hat, der Mensch Paulus? Daß er kein katholischer Volksheiliger geworden ist, „nicht einmal", wie Schell sagt, „ein Gegenstand der religiösen Verehrung in jenem eigentlichen Sinne, wie Maria, die Mutter Jesu, wie Joseph, wie Antonius, wie Aloysius", daß er der „katholischen Volksseele immer fremd geblieben" ist, kann man gut verstehen. Dazu ist er zu scharf, zu „unheilig", zu viel Kämpfer, zu viel „Protestant". Aber auch der Protestantismus hat ihn als Menschen meist vergessen. Unserm Volke im ganzen sind seine Briefe immer noch ein verschlossenes Buch, aus dem man zwar einzelne Worte auswendig weiß — gewöhnlich falsch angewandte wie „Wir sind allzumal Sünder" und „Der Buchstabe tötet, der Geist

macht lebendig" —, das man aber sonst ruhig im Schranke liegen läßt. Paulus ist aber mehr als eine Aphorismensammlung über Sünde und Gnade. Neuerdings wird es ganz oben auf den Höhen unserer Bildung besser. Paulus in der griechischen Literaturgeschichte — das ist ein großer Fortschritt, den wir erlebt haben. Und es ist kein Geringerer als Plato, mit dem Wilamowitz-Möllendorf den Apostel abwägend zusammengestellt hat. Auch unter den „Charakterköpfen", die Eduard Schwartz aus der griechischen Literatur ausgewählt und mit großer Kunst umrissen hat, ist Paulus. Das ist verheißungsvoll. Aber noch steht die Welt unserer Bildung unter dem starken Eindruck der beiden größten Gegner, die Paulus unter uns gehabt hat und die den Apostel gehaßt haben, wie man nur irgend einen der Großen hassen kann, die sich an der Menschheit versündigen.

Lagarde hat geglaubt, seinem Volke (in den „Deutschen Schriften" 1886, S. 71 ff.) diesen Mann also schildern zu dürfen: „Nur daraus, daß die von Jesu selbst erwählten Jünger . . . nicht imstande waren, anders als nur höchst kümmerlich, einseitig, karikierend das große Bild aufzufassen, das vor ihnen gestanden hatte, nur daraus ist es zu erklären, daß ein völlig Unberufener Einfluß auf die Kirche erhielt.

Paulus — denn er ist dieser Unberufene — der richtige Nachkomme Abrahams, und auch nach seinem Uebertritte Pharisäer vom Scheitel bis zur Sohle, hat acht bis zehn Jahre nach Jesu Tode, nachdem er die Nazarener eine Zeit lang nach Kräften verfolgt hatte, durch eine Vision auf der Reise nach Damaskus die Ueberzeugung gewonnen, daß er in Jesu Lehre die Wahrheit verfolge. Man kann das psychologisch denkbar finden, und ich bezweifle nicht im mindesten, daß ein so fanatischer Kopf infolge einer Halluzination in das Gegenteil von dem umschlug, was er bislang gewesen war. Unerhört aber ist, daß historisch gebildete Män-

ner auf diesen Paulus irgend welches Gewicht legen . . .

Paulus hat uns das Alte Testament in die Kirche gebracht, an dessen Einflusse das Evangelium, so weit dies möglich, zu Grunde gegangen ist: Paulus hat uns mit der pharisäischen Exegese beglückt, die alles aus allem beweist, den Inhalt, der im Texte gefunden werden soll, fertig in der Tasche mitbringt, und dann sich rühmt, nur dem Worte zu folgen: Paulus hat uns die jüdische Opfertheorie und alles, was daran hängt, in das Haus getragen: die ganze . . . jüdische Ansicht von der Geschichte ist uns von ihm aufgebunden. Er hat das getan unter dem lebhaften Widerspruche der Urgemeinde, die, so jüdisch sie war, weniger jüdisch dachte als Paulus, die wenigstens nicht raffinierten Israelitismus für ein von Gott gesandtes Evangelium hielt. Paulus hat sich endlich gegen alle Einwürfe gepanzert mit der aus dem zweiten Buche des Gesetzes herübergeholten Verstockungstheorie, die es freilich so leicht macht zu disputieren, wie es leicht ist, einen Menschen, der Gründe bringt und Gegengründe hören will, damit abzufertigen, daß man ihn für verhärtet erklärt."

Aus Lagarde spricht vor allem der Theologe und die Dogmennot, in die uns der als Glaubensgesetz behandelte Paulus vor andern gestürzt hat. Nietzsche dagegen hat in Paulus mehr als die Lehre den Menschen, sein Ringen und seine Erlösung, gehaßt. Eine Stelle aus dem allgemeinen Urteile über Paulus in der „Morgenröte" mag das zeigen: „Alle Welt glaubt noch immer an die Schriftstellerei des „heiligen Geistes" oder steht unter der Nachwirkung dieses Glaubens: wenn man die Bibel aufmacht, so geschieht es, „um sich zu erbauen", um in seiner eigenen, persönlichen, großen oder kleinen Not einen Fingerzeig des Trostes zu finden — kurz man liest sich hinein und sich heraus. Daß in ihr auch die Geschichte einer der ehrgeizigsten und aufdringlichsten Seelen und eines ebenso abergläu-

bischen als verschlagenen Kopfes beschrieben steht, die Geschichte des Apostels Paulus — wer weiß das, einige Gelehrte abgerechnet? Ohne diese merkwürdige Geschichte aber, ohne die Verwirrungen und Stürme eines solchen Kopfes, einer solchen Seele gäbe es keine Christenheit . . . Freilich, hätte man eben diese Geschichte zur rechten Zeit begriffen, hätte man die Schriften des Paulus nicht als Offenbarungen des „heiligen Geistes", sondern mit einem redlichen und freien eigenen Geiste und ohne an alle unsere persönliche Not dabei zu denken, gelesen, wirklich gelesen — es gab anderthalb Jahrtausend keinen solchen Leser — so würde es auch mit dem Christentum längst vorbei sein. Daß das Schiff des Christentums einen guten Teil des jüdischen Ballastes über Bord warf, daß es unter die Heiden ging und gehen konnte, — das hängt an der Geschichte dieses einen Menschen, eines sehr gequälten, sehr bemitleidenswerten, sehr unangenehmen und sich selber unangenehmen Menschen."

Man kann weder Nietzsche noch Lagarde vorwerfen, daß sie den Mann nicht kennten, von dem sie sprechen. Und obwohl von vornherein klar ist, daß ein solcher Mensch, wie ihn Lagarde und Nietzsche schildern, nicht Tausende für seinen Glauben und seine Sache zu einer Treue bis in den Tod gewinnen, also Paulus nicht dieser abstoßende, fanatische Kopf gewesen sein kann, so müssen doch in seinem Wesen Züge liegen, die zu solcher Charakterisierung Anlaß geben können. Es erhebt sich also hier hinter der Aufgabe, das Werk dieses Menschen zu schildern, dessen ungeheure Bedeutung auch Lagarde und Nietzsche nicht bestreiten, die Notwendigkeit, den Mann selber in seiner Art und seinem Wesen zu fassen.

„Den Mann und sein Werk" will darum dies Buch zeichnen. Nicht die Aeußerlichkeiten seines Lebens, nicht seine Reisen und die Orte seiner Mission, nicht Untersuchungen über Chronologie und Abfassung seiner Briefe soll man in diesem

Buche suchen; dafür gibt es große und gelehrte Werke. Aber einen Charakter aus seiner Zeit für unsere Zeit zu verstehen, die ewigen Fragen des Menschenherzens in diesem Zeugen „menschlicher Bedürftigkeit“ und menschlicher Größe darzustellen und in die Grundprobleme des Christentums an der Hand dieses seines „zweiten Stifters“ einzuführen, das wird die Aufgabe sein.

Je mehr der Historiker nicht Zustände und Tatsachen nacherzählt, sondern Menschen verstehen und schildern will, desto größer wird die Gefahr des Irrens für ihn. Aber diese Gefahr darf ihn nicht von der Aufgabe, die sich ihm bietet, abschrecken, wenn er nur alles getan hat, seine Schilderung auf den festen Boden wissenschaftlicher Arbeit zu stellen, auch wenn er sich die Entsagung auferlegen muß, von dieser Vorarbeit nichts in Form von Anmerkungen und Exkursen zu zeigen. Die andere Gefahr, die darin liegt, daß jemand für die praktischen Aufgaben seiner Zeit Geschichte schreiben will, wird schon dadurch verringert, daß sie scharf ins Auge gefaßt wird. In größerer Gefahr sind die Historiker, die sich zutrauen, ganz unbeeinflußt von ihrer Gegenwart zu arbeiten; sie fallen oft unbewußt den Fragestellungen ihrer Zeit zum Opfer.

Der Pharisäer.

Heimat und Elternhaus.

Mit Recht legen die Biographen alter und neuer Zeit allen Wert darauf, uns den Boden zu schildern, aus dem ihre Helden hervorgewachsen sind. Wir wandern an ihrer Hand in die Heimat, wir treten mit ihnen in die Tür des Vaterhauses und dürfen uns alte Geschichten von Großvätern und Großmüttern erzählen lassen. Bei den Großen der Religionsgeschichte aus alter Zeit ist uns niemals ein so günstiges Geschick geworden. Von ihnen allen kennen wir nur die eine glänzende Epoche, während deren sie von der Liebe und dem Haß ihrer Mitmenschen scharf beleuchtet aus der Menge strafend und erhebend hervortraten. Und doch möchten wir gerade bei ihnen wissen, wie die Mutter gewesen ist, die diesem Sohne die Hände zum ersten Gebet faltete, und wie seiner Ahnen besondre Art, ihr Wesen und Gehaben, ihre Neigungen und Sünden, ihre Güte und ihr Zorn, ihr Glaube und ihre Sehnsucht sich in dem großen Sohne des Geschlechts widerspiegeln.

Auch von Paulus wissen wir aus direkten Nachrichten nur sehr wenig über seine Jugend, sein Elternhaus und seine Verwandten. Daß seine Eltern echte hebräisch (aramäisch) sprechende Juden aus dem Stamme Benjamin gewesen sind, das hat er an mehreren Stellen seiner Briefe in lebhaftem Hochgefühl betont, als ihm seine Feinde vorwarfen, er sei kein echter Jude. „Worauf einer trotzt, darauf trotze auch ich! — töricht geredet. Sie sind Hebräer? Auch ich bin es!

Sie sind Israeliten? Auch ich! Sie sind Nachkommen Abrahams? Auch ich!“[1] — Aber wenn wir weiter fragen nach Art und Persönlichkeit seiner Eltern, so hören alle Nachrichten auf. Ja selbst seine Heimatstadt und das Land seiner Jugend sind nur mit Wahrscheinlichkeit, nicht mit Sicherheit festzustellen. Die Apostelgeschichte läßt darüber Paulus also sprechen: „Ich bin ein jüdischer Mann, geboren in Tarsus in Kilikien, aufgezogen hier in der Stadt (Jerusalem). Zu Füßen Gamaliels geschult im väterlichen Gesetz nach aller Strenge[2], war ich ein Eiferer für Gott, so wie ihr es heute alle seid“[3]. Vielleicht soll man sich nach einer andern Stelle[4], wo von seinem Neffen in Jerusalem gesprochen wird, vorstellen, daß er bei seiner älteren dorthin verheirateten Schwester aufgewachsen sei. Er selbst hat in seinen Briefen nie ein Wort über sein Vaterland und seine Heimat gesagt.

Daß Paulus ein Kind der Großstadt ist, ist aber gewiß richtig. Die Bilder, in denen ein Mensch spricht, wenn er nicht weiter literarisch verbildet ist, sind die getreuen Spiegel seiner Umgebung, zumal dessen, was ihn umgab, als seine Seele mit hellen Augen auf die Entdeckung der Welt draußen auszog. Das Evangelium Jesu ist ein Kind des Dorfes; in seinen Gleichnissen kommen ihm ungewollt die Bilder aus der Natur und der kleinen Welt des ländlichen Lebens. Er sieht den Säemann auf dem Acker, die Senfstaude im Garten, er sieht den Hirten mit seiner Herde, und den Sperling, der tot vom Dache gefallen ist. Alles redet zu ihm eine lebendige Sprache, kündet ihm vom Walten des Vaters, vom Kommen des Reiches, spricht zu ihm mit tausend feinen, nur ihm verständlichen Stimmen.

Auch Paulus hat Bilder aus der Natur. Kein Mensch ist so städtisch, daß er sie nicht kennte. Auch Paulus weiß, daß man Gottes Wesen und Walten aus seiner Schöpfung erkennt[5]. Er spricht vom Samenkorn und seinem Aufgehn als einem Bild der Auferstehung[6], von den Sternen und ihren

glänzenden Leibern[1], er vergleicht sich und andere mit Gärtnern[2] und er hat das schöne Wort von dem ängstlichen Harren der Kreatur auf die Offenbarung der Kinder Gottes gesprochen[3]; er hat also sehr lebendig sich und seine Sehnsucht in die Natur hineinempfunden. Aber dies Wort zeigt gerade auch seinen Abstand von Jesus. Es klingt aus ihm doch deutlich das Gefühl, mit dem der Mensch den harten Knechtsdienst der müden und gequälten Tiere einer Großstadt erlebt; während dem gesunden Manne vom Dorf auch der Sperling, der vom Dache fällt, nicht von der allgemeinen Vergänglichkeit, sondern von dem allmächtigen Willen Gottes erzählt. Und städtisch sind auch die Bilder des Paulus in ihrer Mehrzahl. Vielleicht hat er sogar das fehlerhafte Bild vom Aufpfropfen wilder Reiser auf einen edlen Stamm, das er einmal verwendet[4], aus Unkenntnis der Natur und nicht nur zur gewaltsamen Illustration eines Gedankens geschaffen. Außerordentlich häufig, viel häufiger als der „junge Baumeister" Jesus, wendet Paulus das Bild vom Bau und von der „Erbauung" an. Von den Palästen mit Gold und Silber bis zu den Strohhütten der Vorstadtarbeiter kennt er die Häuser[5]. In die Stube führt er uns hinein, wo die Mutter ihr Kind mit Milch nährt[6], wo der Sauerteig vor Ostern hinausgekehrt wird[7]. Die irdenen Geschirre auf der Bank[8], der Spiegel an der Wand[9], der Brief auf dem Tisch[10], das alles wird ihm zum Bild. Er zeigt uns das Leben in der Stadt mit ihren Krämerbuden[11], an denen vorbei der „Pädagog" mit seinem Zögling an der Hand zur Schule geht[12], die Straße, durch die sich der feierliche Triumphzug bewegt[13]. Er nimmt seine Bilder häufig aus dem Leben der Soldaten[14], — selbst ihre Trompeten[15] müssen ihm zum Vergleiche dienen — nicht minder aus dem Rechtsleben[16], ja sogar vom Theater[17] und von den Wettspielen her[18]. Die Häufigkeit, mit der diese Dinge auftreten, macht es wahrscheinlich, daß bereits die Seele des Kindes sich mit diesen Bildern aus einer Großstadt erfüllt hat.

Ob diese Stadt Jerusalem oder Tarsus gewesen ist, läßt sich nicht mehr sicher ausmachen. Sicher ist, daß Paulus das Griechische als seine zweite Muttersprache gesprochen hat und auch einen großen Teil seines innern Besitzes nicht bloß dem hebräischen Judentum verdankt. Aber auch Jerusalem ist damals eine von vielen fremden Kultureinflüssen durchzogene Großstadt gewesen — ihr oberstes Gericht führt oft den griechischen Namen Synhedrium! Freilich vermag eine Jugend in Tarsus uns den geistigen Besitz des Paulus doch noch leichter zu erklären. Denn Tarsus lag in Kilikien, an einer der Hauptstraßen der Welt dort, wo die beiden bedeutendsten Sprachen der Zeit aneinandergrenzten, das Griechische und das Aramäische, und war damals der Sitz einer der hervorragendsten Philosophenschulen, eine echt hellenistische Stadt, ein Abbild der Kulturmischung der Zeit. Hier ist wohl des Paulus Seele mit all den Einflüssen erfüllt worden, die den Mann fähig gemacht haben, ein Apostel des ganzen römischen Reiches, den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide zu werden — in seiner Seele verstand er sie beide —, um sie seinem Herrn zu gewinnen.

Von seinem Elternhause selbst ist nur das Eine zu sagen, daß es ihm mit seiner pharisäischen Zucht[1] wahrscheinlich eine harte, sicher aber eine ernste Jugendzeit geschaffen hat. Sein zartes und feines Gewissen, die gestählte Kraft seines Willens verdankt er wohl wie Luther der strengen Erziehung seines Vaters. Für starke Naturen ist eine solche Jugend die Verheißung tüchtiger, segensvoller Mannesjahre.

Mit diesen dürftigen Angaben müßten wir zufrieden sein, wenn es nicht noch einen Weg gäbe, aus dem geistigen Besitz eines Menschen das auszusondern, was sein eigen ist und was er bloß ererbt hat. Bei Paulus ist dieser Weg dadurch verhältnismäßig leicht gemacht, daß er ein Bekehrter ist, daß die Epoche nach seiner Bekehrung uns ziemlich deutlich vor Augen liegt und daß der Inhalt des Bekehrungser-

lebnisses selbst von ihm ganz genau angegeben wird. Zieht man aber bei einem Bekehrten alles ab, was durch die Bekehrung neu in sein Leben trat, und die neue Ordnung der Elemente seines Gefühls- und Willenslebens wie seines Denkens, die durch das Erlebnis eingetreten ist, so muß der vor der Bekehrung in der Zeit der Entwicklung erworbene und vorhanden gewesene Besitz übrig bleiben. Außerdem können wir das so Erschlossene an der gleichzeitigen jüdischen Literatur aus pharisäischer und nichtpharisäischer Feder prüfen. Dabei zeigt sich dann, daß ein großes Stück dessen, was man herkömmlicher Weise „Paulinismus" nennt, dem Paulus nicht anders gehört hat wie anderer von den Vätern ererbter Hausrat. Es ist jüdische Theologie der Zeit.

Ererbte Weltanschauung. Natur und Geschichte.

Dreistöckig baut sich ihm wie seinem Volk und der ganzen antiken Menschheit die Welt auf: unten in der Tiefe das Totenreich[1], darüber die irdische Welt und über ihr wieder der Himmel mit seinen Bewohnern[2]. Der Himmel ist ein Raum, aus dem heraus der Christus kommt[3], in dem Gott wohnt, umgeben von Engeln und Geistern[4]. Es gibt mehrere Himmelsgewölbe übereinander mit vielen Kammern, in denen sogar die verklärten Leiber der Christen bereits aufbewahrt werden[5]. Paulus selbst ist schon einmal im dritten Himmel und im Paradies gewesen[6], das man sich als in einem der Himmel liegend vorzustellen hat. Diese Himmelswelt ist die ewige Welt; alles was ihr angehört, ist ewig[7]; und darum ist sie die Sehnsucht aller derer, die sich dem Knechtsdienst der Vergänglichkeit hier auf Erden verfallen fühlen[8].

Die Erde ist dem antiken Menschen ein kleiner Raum. „Der ganzen Welt" das Evangelium zu verkündigen, hält

Paulus durchaus in seinem Leben für möglich[1]. Die Säulen des Herkules und Indien umschließen das, was auf Erden die Kniee beugen soll vor dem Herrn.

Nicht anders ist es mit den Anschauungen des Paulus von der Natur. Gott hat die Welt geschaffen, als er sagte: Aus der Finsternis soll Licht leuchten![2]. Bei der Schöpfung war der Erstgeschaffene, der Christus, der beteiligt, „durch den das All geschaffen ist und wir durch ihn“[3], wir, die „neue Schöpfung“. Bei der ersten Schöpfung ging es in bestimmter Reihenfolge: Gott, Christus, Mann, Weib; der Christus durch Gott, der Mann durch Christus, das Weib aus dem Manne und so immer eins zur Ehre des Andern[4] und um des Andern willen[5]. Das alles ist primitive Mythologie, wie sie in jener Zeit auch noch der Gebildete und besonders der Orientale teilte. Noch seltsamer sind für uns die Vorstellungen, die man von einer hinter und über der unsern schwebenden Welt der Geister hatte. An ihrer Spitze steht, unklar mit Gott verschwimmend, im Glauben der Zeit der Geist Gottes, „der heilige Geist“. Diese Vorstellung stammt aus jener primitiven Zeit, in der man sich Gott im Bilde des Menschen malte und daher von seinem Geiste ganz ebenso selbstverständlich sprach wie von seinem Fuß, Auge und Ohr. Damals ging Gott in der Abendkühle im Garten Eden spazieren[6], machte hinter Noah die Tür der Arche zu[7] und mußte vom Himmel herabsteigen, um zu sehen, was die Menschen wohl auf Erden Seltsames bauten[8]. Damals erklärte man alle Krankheiten, Ohnmachten, Ekstasen und Visionen als Besessensein des Menschen durch fremde Geistwesen, durch Seelen von Lebenden und Toten, durch Teufel und Engel und — den Geist Gottes. Zerfiel Gott in Leib und Geist, so konnte auch sein Geist auf einen Menschen „überspringen“, ihn „ergreifen“, aus ihm sprechen und durch ihn handeln. So glaubte und dachte Altisrael. Als sein Gottesglaube höher und reiner ward, als sein alter menschenähnlicher Gott Jahwe sich in

den Schöpfer des Himmels und der Erde wandelte, da war eigentlich kein Raum mehr für den „Geist Gottes“. Aber mit den alten biblischen Erzählungen blieb auch das Wort, um erst im Christentum, als man die alten Erlebnisse in unerhörter Fülle von neuem machte, zu einem reichen und lebendigen Gebrauch wieder zu erwachen. Die Vorstellung von einem Reich der guten und der bösen Geister, der Lichtengel und der Dämonen der Finsternis mit Satan an der Spitze, ist wahrscheinlich aus der persischen Religion in das Judentum gekommen. Gleichzeitig haben sich auch die Gestalten des alten Volksglaubens, Nachtgespenster und Wüstendämonen, zu immer größerer Bedeutung erhoben. Beides wurde dadurch gefördert, daß der Gottesbegriff durch die Wirksamkeit der Propheten immer reiner und sittlicher geworden war, so daß man gewisse „übermenschliche“ verderbliche Wirkungen nicht mehr von Gott abzuleiten wagte, wie man früher unbedenklich getan hatte. Dazu kam die Wirkung der Fremdherrschaft mit ihrem Glauben an Dämonen und Götter, deren Orakel und Wunder man nicht bestritt, aber in Teufelswerk umdeutete. So geschah es, daß in den letzten Jahrhunderten vor Jesu Zeit das Judentum an eine Fülle von Geistwesen zu glauben begann und mit ihnen Vorstellungen verband, die vorher nicht vorhanden waren oder ganz zurücktraten. Die Apokryphen, mehr noch die Apokalypsen wie die Bücher Daniel und Henoch, sind erfüllt von Erzählungen, in denen Engel und Geister aller Art erscheinen. Auch des Paulus Briefe sind an vielen Stellen Zeuge, daß er diesen Teil des Weltbildes seiner Schule mit besonderer Kraft übernommen und von da für seine Frömmigkeit und ihre Stimmung starke Anregungen empfangen hat.

Gott ist der Herr der Welt, die er geschaffen hat, und aus seiner Schöpfung kann man ihn noch heute erkennen, soweit sie Natur geblieben ist. Aber die Geschichte der Menschheit ist einem Anderen verfallen und steht jetzt

unter seinem Willen, bis Christus ihn Gott zum Schemel seiner Füße legt. Dieser Andere ist der Satan. Er ist der „Gott dieser Zeit“ [1]; wo die Griechen „Zeus“ sagen, hat man in Wahrheit „Satan“ zu sprechen. Er hat die Augen der Menschen durch falsche Weisheit und sündiges Tun geblendet, er und seine Genossen, die „Herrscher dieser Zeit“ [2]. Apollo, Athene und die Musen, welche die Dichter und Philosophen anrufen, und alle die Götter der „Heiden“, sie mögen wohl „Götter“ heißen, in Wahrheit sind sie Geistermächte, Dämonen, die Christus einst vernichten wird [3], wie sie denn „vergängliche“ Gewalten sind [4]. Diese Engelmächte, die jetzt über die Welt herrschen, sind von Gott abgefallen. Einst hatte Gott sie als „Hüter“ oder „Wächter“ über die Völker eingesetzt, wie Daniel und Henoch sagen. Auch Paulus kann sich darauf zum Zwecke der Ermahnung berufen: es gibt keine Obrigkeit außer von Gott; wo eine Obrigkeit ist, da ist sie von Gott verordnet, eingesetzt. Und insofern kann man sich ihr unterordnen; aber die große Hoffnung der Christen wie der Juden ist, daß Gott dieses römische Reich bald stürze, um seine Herrschaft auf Erden anbrechen zu lassen, daß er den Satan zertreten werde unter die Füße der Christen in kurzem [5]!

Der Satan sieht auch nach des Paulus Vorstellung „schwarz“ aus; wenn er einem Engel des Lichtes gleichen will, muß er sich erst „verwandeln“ [6]. Das tut er bei seinen feinsten Versuchungen, wie denn Verführung und Versuchung seine Mittel sind, über Menschenherzen Macht zu gewinnen. Darum heißt er auch „der“ Versucher [7]. Aber er hat noch viel stärkere Mittel, die Menschen sich zu erobern und Gottes Werk an ihnen zu hindern. Werden nicht alle wichtigen Handlungen des Staates und der Familien mit Opfern geweiht, und opfert man nicht stets den Dämonen? Ja tritt man nicht in eine geheimnisvolle, sinnlich-übersinnliche, reale Gemeinschaft mit den bösen Geistern, indem man das Fleisch ihrer Opfer genießt? Und die Mission sucht der Satan nicht bloß so zu hindern,

daß er dem Apostel äußere Hindernisse in den Weg legt[1], sondern er hat ihm einen seiner Engel beigegeben, der den Apostel mit Fäusten schlagen muß[2]. So deutet Paulus mit seiner Zeit das schwere Leiden, dessen Anfälle ihn gewaltig niederdrückten und manchmal am Arbeiten hinderten, als Einwohnung eines bösen Engels, eines Dämons.

Wenig deutlich zieht Paulus mit seiner Zeit die Grenzen zwischen den verschiedenen Gruppen der Geisterwelt. Wie Satan ein abgefallener Engel ist und selber „Engel" sendet, so sind die Engel überhaupt nach weit verbreiteter Meinung auch in der Gegenwart noch der Versuchung zugänglich, etwa durch die Schönheit der Frauen; deshalb sollen diese in der Gemeindeversammlung, welche die Engel neugierig umschweben, den schweren Schleier, der ihren Kopf allen Blicken entzieht, ja nicht abnehmen[3]. Die Engel sind so gut wie die Menschen neugierige Zuschauer bei dem Schauspiel, das die Apostel der Welt geben[4]. Sie werden auch einst gerichtet werden, wenn sie Sünde tun, und zwar von den Christen selber[5]. Und wie die Gnostiker und die Apokalyptiker etwa ihren Christus als den Schutz vor den Geistermächten preisen, da er die Schlüssel des Himmels mit auf die Erde gebracht und durch alle die Himmelsregionen den Weg hinaufgebahnt habe zum Vater des Lichts, so daß die emporwollenden Seelen von Engeln und Geistern nicht mehr am Aufstieg gehindert werden können, so singt auch Paulus in seinem Triumphlied[6]:

Ich bin gewiß: weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Herrschaften,
weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Kräfte,
weder Höhe noch Tiefe noch sonst ein Geschöpf
vermag uns zu trennen von der Liebe Gottes
in Christus Jesus, unserm Herrn.

Alle diese Engelwesen schwanken also gleich der Menschenwelt zwischen Gut und Böse. Wirkliche Engel des Lichtes[7] und reine Diener Gottes treten in des Paulus Briefen

eigentlich gar nicht auf; freundliche Geleiter und dem Menschen hilfreiche Geister sind die Engel nicht. Gewiß würden die Menschen einen solchen Boten Gottes, wenn er zu ihnen käme, hoch aufnehmen[1]; gewiß sind die Engel groß und erhaben, und wer mit ihrer Sprache reden könnte, wäre ein Großer auf Erden[2] — Paulus hat sie, als er in der Ekstase im Himmel war, einmal gehört[3] —; aber ganz und rein dienen sie nicht dem Willen Gottes. Selbst wo Paulus die Legende anführt, nach der Engel die Gesetzesüberlieferung an Moses vermittelt haben, tut er es nur, um darauf hinzuweisen, daß eben deshalb das Gesetz kein reiner Ausdruck des Willens Gottes sei[4].

Für die Frömmigkeit des Paulus haben die bösen Engel oder die Engel als Machtwesen immer die Hauptrolle gespielt. Und was das für ihn bedeutet hat, daß er sich seit seiner Jugend hineingestellt glaubte in einen solchen gewaltigen Kampf zweier Welten, in dem die Teufel mit Gott um die Menschenseelen ringen, das läßt sich für uns nur noch künstlich und mühsam empfinden. Zu wissen, daß diese Götzen, die den Menschen in Sünde und Verderben, in Unwissenheit und Tod verstrickt halten, vergehen müssen, daß Gott die Menschen aufruft zu einem mächtigen Kampf wider Tod und Teufel, wider Krankheit und Sünde, wider die Macht der Finsternis im Luftreich, das gab eine Entschiedenheit und Entschlossenheit des Eintretens für Gott, wie sie ein klüger und milder gewordenes Zeitalter kaum noch hat. Die Schattenseite war die jüdische Engherzigkeit auch gegen das Große und Schöne, die Engherzigkeit der Bilderstürmer. Wir glauben es der Apostelgeschichte gern, daß Paulus in Athen unter den Wundern griechischer Kunst nur *eine* Empfindung hatte: er ergrimmte, da er die Stadt gar so abgöttisch sah[5]. Aber solcher Grimm und solche Engherzigkeit sind von Zeit zu Zeit nötig, wenn das Gute nicht in dem Schönen und im Genusse des Schönen untergehen soll. Nicht um Einen zu bereichern, sondern um

der Wahrheit willen und um die Menschheit zu einer höheren Stufe des Menschentums zu führen, mußte diese Götterwelt vergehen, ja noch mehr, sie mußte sich das Schlimmere gefallen lassen, erst in eine Welt der Teufel verwandelt zu werden.

Nicht bloß die Welt, sondern auch *die Menschheit und ihre Geschichte* hat Paulus stets mit den Augen des Juden seiner Zeit angesehen. Der zeitliche Verlauf der Welt zerfällt ihm in zwei Epochen, die durch eine gewaltige Katastrophe geschieden sind: in diesen Aeon, die jetzige Zeit[1], und in den kommenden Aeon, die zukünftige Zeit[2]. Der Jude lebt in dieser Zeit für die kommende, in dieser Zeit, die böse ist[3], eine Welt der Sünde und des Leidens[4]. Es ist jetzt Nacht; aber die Nacht ist weit vorgeschritten, der Tag naht sich heran[5]. Finsternis lagert über der Menschheit. Werke der Finsternis tut sie. Blind sind die Heiden[6]. Es ist die Weltuntergangsstimmung einer müde gewordenen Schicht und die Sehnsucht eines geknechteten Volkes nach Freiheit, was hier aus Paulus spricht. Rein und für ein ewiges Leben war am Anfang der Tage die Menschheit von Gott geschaffen worden; aber die Schlange berückte mit ihrer Arglist die Eva, und der Mensch wollte, anders als Christus, durch einen Raub Gott gleich werden[7]. Damals ist „durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod. Und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil sie alle gesündigt haben“[8]. Durch die Uebertretung des einen ist der Tod Herr geworden auf der Erde, sind die Vielen dem Tod verfallen[9], weil sie alle in die Sünde gefallen sind. Dies Verhängnis ist vielleicht als Vererbung gedacht, oder Paulus meint, in Adam sei die ganze Menschheit gleichsam dargestellt oder einbegriffen gewesen, wie für ihn „in“ dem zweiten Adam, „in“ Christus, die wiedergeborene Menschheit lebt: „Nachdem der Tod durch einen Menschen eingetreten ist, tritt auch die Auferstehung durch einen Menschen ein, denn

wie in dem Adam alle dem Tode verfallen, so werden auch in Christus alle zum Leben kommen“ [1]. Die Aussagen über den Tod und den Sündenfall sind durchaus nicht erst christliche Gedanken.

Daß das Böse ihm durch Vererbung anhaftet, ist eine Erfahrung, die der Mensch macht, sobald er über sein Wesen nachdenken lernt. In Griechenland bezeichnen die großen Tragiker diese Epoche der Menschheitsgeschichte; in Israel lebte fast gleichzeitig der Mann, der zuerst von Gott das gewaltige Wort wagte, daß er der Väter Sünden an den Kindern heimsuche bis ins dritte und vierte Glied. Aber erst im Judentum tritt diese Erkenntnis erschütternd hervor. Und jene Zeit dachte sich das Böse in ihrer Art; wie bei den Krankheiten sah sie auch hier die innere Verfassung als Auswirkung fremder Wesen im Menschen an: wie jene Geistwesen, die Dämonen, den Menschen überfallen, so überfallen ihn auch „Sünde“ und „Tod“ als zwei Mächte, lebendige, halbpersönliche oder ganz persönliche Wesen, die „vernichtet“ werden sollen [2], der Tod eine Gestalt, die dem Würgengel nahe verwandt ist [3]. Die Geschichte vom Sündenfall hatte man schon seit zweihundert Jahren in diesem Sinne umgedeutet. Während sie ursprünglich die Frage beantworten will, warum die Mühsal der Arbeit und die Wehen der Geburt in der Welt sind, wurde sie nun verwandt, um die Frage zu lösen, wie die Sünde in die Welt kam und alle Menschen ihr anheimfielen. Und schon dem Paulus ward die Lehre vererbt, wie uns:

Von einem Weibe her kam die Sünde,
Und um ihretwillen verfallen wir alle dem Tod [4].

Gott schuf den Menschen zur Unvergänglichkeit.
Und zum Bilde seines Wesens machte er ihn;
Doch durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt,
Und alle leiden ihn, die dem Teufel gehören [5].

Noch ähnlicher sind die Sätze aus den Apokalypsen des Baruch und des Esra, die etwas nach Paulus geschrieben

wurden, wie etwa dieser: „Um seines bösen Herzens willen geriet der erste Adam in Sünde und Schuld und ebenso alle, die von ihm geboren sind. So ward die Krankheit dauernd: das Gesetz war zwar im Herzen des Volkes, aber zusammen mit dem schlimmen Keime. So schwand, was gut ist, aber das Böse blieb. Erwachsen ist in uns das böse Herz; das hat uns jener Welt entfremdet und der Vernichtung nahe gebracht. Es hat uns des Todes Wege gewiesen und des Verderbens Pfade gezeigt und uns vom Leben fernegeführt; und dies nicht etwa wenige; nein fast alle, die geschaffen sind.“ [1]

Aber diese Gedanken waren dem Juden doch nur halb ernst; denn er glaubte trotz allem an sein Volk und daß es besser sei als alle „Völker“. Gewiß auch der Pharisäer gab vielleicht zu, daß der böse Keim in ihm walte; aber im Blick auf das Heidentum als ganzes durfte sich dieses Volk wirklich seiner höheren Sittlichkeit rühmen. Vor allem aber umwob sich dem Pharisäer die große Vergangenheit seines Volkes mit dem höchsten Schimmer religiöser Romantik. Noch aus dem Christen spricht der ganze Stolz des Juden auf sein Volk, wenn er bekennt: „Ich rede die Wahrheit in Christus, ich lüge nicht — mein Gewissen bezeugt es mir im heiligen Geiste — wenn ich sage, daß ich einen großen Kummer und beständigen Schmerz im Herzen trage. Wünschte ich doch selbst lieber verdammt zu sein von Christus zum Besten meiner stammverwandten Brüder nach dem Fleische, die da sind Israeliten, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit, die Bündnisse, die Gesetzgebung, der Gottesdienst und die Verheißungen, welche die Väter für sich haben und aus welchen der Christus stammt nach dem Fleische — der Gott, der da ist über allen, sei hochgelobt in Ewigkeit. Amen.“ [2]

Das war in großen Umrissen die „Welt“, die sich dem Juden Saul allmählich erschloß, und niemals hat der Christ Paulus an diesen ererbten Vorstellungen von Himmel und Erde, von

Natur und Geschichte auf Grund seines Glaubens etwas ändern zu müssen gemeint. Ein deutlicher Beweis, daß dieses Weltbild so wenig wie jedes andere etwas mit dem Glauben zu tun hat. Darum wollen wir nicht zu denen gehören, die solche antiken Vorstellungen von Hölle, Erde und Himmel, von Geistern, Engeln und Teufeln und alles, was dem ähnlich ist, unsern heutigen Menschen als Glaubensgesetz auf die Herzen und in die Köpfe legen möchten, weder ganz, noch in den einzelnen Teilen, weder im einstigen realen Sinne noch in feinerer modernisierter Weise. Aber ebensowenig wollen wir zu denen gehören, die sich über einen Paulus erhaben dünken, weil er noch solche Dinge „geglaubt" und nicht einmal „auf der Höhe der damaligen klassischen Kulturbildung" gestanden habe. Dann würde heute jeder Schuljunge über den Apostel zu stellen sein. Um solcher falscher Vorstellungen willen werden aber auch die entscheidenden Erkenntnisse religiöser und sittlicher Art, welche die großen Männer der Vergangenheit gefunden haben, nicht hinfällig. Denn diese Lebensgebiete, ruhend auf dem Gemüts- und dem Willensleben der Menschen, werden von falschen wissenschaftlichen Vorstellungen nur sehr wenig berührt. Vollends aber die Güte und Größe eines Charakters hat mit dem Weltbilde seines Trägers gar nichts zu tun.

Die väterliche Religion.

Auf dem Hintergrund jener Weltanschauung erlebte der junge Saul die Religion seiner Väter. Sie hing für ihn wie für sein Volk an jenen Gnadengütern, die er uns vorhin aufgezählt hat und unter denen das größte die Gewißheit war, daß Gott sich selber diesem „seinem Volke" geoffenbart und zum Vater gegeben habe. So glaubte auch Saul, und in der Tat war das beste und wertvollste Erbstück, das er von seinen Vätern übernommen hat, sein Gottesglaube. Wenn er dann im eigenen Erleben noch einen höheren Gottes-

glauben ergriffen und gerade in diesem Herzpunkte der Frömmigkeit das entscheidende Neue für sich und die Menschheit erlebt hat, so konnte er das nur, weil ihm sein Volk in seinem Gottesglauben die Möglichkeit zu diesem Erlebnis geschenkt hatte. Es ist ein Gott, an den sein Volk glaubt und zu dem es seine Opfer und Gebete emporschickt, ein Gott, wie viele sogenannte Götter es auch geben mag[1]; denn diese sind nicht Götter, sondern Engel oder Dämonen[2]. Ein Wille ist es, der mächtig über der Welt waltet, eine mächtige, heilige Person. Er ist der Schöpfer des Himmels und der Erde[3]; aber in dieser seiner Schöpfung geht er nicht auf. Er waltet über ihr mit starker Hand und ausgestrecktem Arm. Er hat eine Geschichte mit der Menschheit auf Erden. Es ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott seines Volkes; ein lebendiger Gott, Geist und Wille, nicht Holz und Stein wie die Götter der Heiden[4]. Auch hat er sich seinem Volke kund getan in den Propheten; man braucht ihn nicht durch unnütze Streitereien der Rhetoren und Philosophen, nicht durch die „Weisheit dieser Welt" zu suchen. Und man weiß, daß er nicht blind wirkt wie die Naturmächte, noch auch launisch wie die Götter und Göttinnen Griechenlands, die verzogenen Kinder des Geschicks: er ist ein Gott, der in einem gewaltigen Gericht zeigen wird, daß ihm nichts höher steht als die Gerechtigkeit[5]. Wenn die nichtjüdische Menschheit so eifrig nach dem Christentum gegriffen, wenn sie das Alte Testament in den Kauf genommen hat, wie schwere Anstöße ästhetischer und sittlicher Art es bot, so hat dieser aus dem Judentum ererbte und im Alten Testament wurzelnde Gottesglaube einen ganz wesentlichen Anteil daran. Denn er bot allen, was die fortgeschrittenste Philosophie den Gebildeten ähnlich gegeben hatte: eine vor dem Denken und sittlichen Gefühl haltbare Gottesanschauung. Und er bot mehr: die Gewißheit von einem weltmächtigen, heiligen und gerechten Willen und von einem Ziel der Welt. Er gab das alles endlich nicht als erdachte

und zu beweisende Philosophie, sondern als erlebte Geschichte.

Freilich auch diesen Schatz hatte der Jude in tönernen Gefäßen. Die Art, wie man das Volk Israel mit diesem Gott in Verbindung brachte, war eigentlich schon für den jüdischen Glauben an den Weltengott unerträglich und ward mehr und mehr abgestoßen; heute vollzieht sich die letzte Stufe dieses Prozesses dadurch, daß sich der Gedanke einer besonderen Offenbarung Gottes an dieses Volk in das Verständnis der großen Geschichte der Religion in der Menschheit wandelt. Und die Vorstellungen, in denen man die Persönlichkeit der Gottheit dachte, sind auch längst von der Entwicklung des Denkens dahinten gelassen und waren es zum Teil schon damals. Ich will nicht zu erörtern versuchen, wie weit im Neuen Testament das Reden vom Sitzen Gottes, von seinem Auge und seiner rechten Hand und anderes der Art wörtlich zu nehmen ist oder nicht. Das Eine, daß Paulus in allem Ernste nicht die Frau, sondern *nur* den Mann als das Ebenbild Gottes denkt und dem Manne darum eine überlegene Stellung gegenüber der Frau einräumt[1], genüge, um zu zeigen, wie menschlich die Vorstellungen von Gott damals noch gewesen sind, und wie selbst ein „Gelehrter" wie Paulus in den Vorstellungen seiner Zeit lebte.

Die *Kindschaft* und die *Herrlichkeit*! Gott ist der Vater Israels, das er zu seinem Kinde angenommen hat. Aus Aegypten hat er sich seinen Sohn gerufen, dem er auch die Erbschaft verheißen hat im herrlichen Reich der Zukunft: denn „wenn einer Sohn ist, so ist er auch der Erbe"[2]. Ja noch mehr, Gott selbst im Glanz der Feuersäule, seine „Herrlichkeit" in der Himmelsglorie hat bei dem Volke geweilt, sie aus Aegypten geführt, über ihrem Heiligtum sich gelagert[3]. Und daß diese Herrlichkeit wieder unter ihnen wohnen werde, daß sie alle wie einst Moses mit dieser Glorie umkleidet würden[4], das hat Saul als die köstliche Hoffnung im Herzen getragen, bis er merkte, daß alle Sünder seien, alle, auch er, und die

Herrlichkeit Gottes verlieren müßten[1]. Die Bündnisse hatte Gott unter solchen Verheißungen des Erbes mit den Vätern geschlossen, und die Abrahamskindschaft gab dem Juden die Sicherheit seiner eignen Seligkeit. Zu beweisen, daß die Christen Abrahamskinder seien, hat Paulus später mit allem Scharfsinn seiner Dialektik versucht, weil eben an der Abrahamskindschaft die Verheißung hing. Hier lag ein schlagender Puls jüdischer Frömmigkeit.

Der andere lag im Gesetz. Später noch, als Christ, wo er ganz anders zu ihm stand, hat Paulus es geistlich (d. h. inspiriert, himmlisch, göttlich)[2], heilig, gerecht und gut genannt; wie viel mehr wird der Pharisäer es so gepriesen haben, und wenn er damals an die Engel als seine Vermittler dachte, so war ihm das ein Gegenstand hoher Freude. Neben den natürlichen Weg zu den Verheißungen Gottes, die Abrahamskindschaft, tritt damit der rechtlich-sittliche: das Gesetz ist der Heilsweg, auf dem der Wille des Menschen vorwärts führt. Im Römerbrief hat Paulus noch einmal diesen ehemaligen Standpunkt rein entwickelt, indem er einen Juden von dessen eigenen Gedanken aus angreift: „Mit deinem Starrsinn und der Unbußfertigkeit deines Herzens sammelst du dir Zorn auf den Tag des Zornes und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, der da wird vergelten einem jeden nach seinen Werken: denen, die mit Ausdauer im guten Werk nach Herrlichkeit, Ehre und Unvergänglichkeit trachten, ewiges Leben; den Streitsüchtigen aber, die nicht der Wahrheit, sondern der Ungerechtigkeit folgen, Zorn und Grimm — Drangsal und Bangen kommt über die Seelen aller Menschen, die das Böse schaffen .... Herrlichkeit, Ehre und Frieden für alle, die das Gute wirken.“[3] Diese Worte sind der klassische Ausdruck der jüdischen Religion der Zeit, nicht des Christentums, wie viele bis auf diesen Tag meinen.

An Bedeutung für die Frömmigkeit stand schon seit langer Zeit der Gottesdienst zurück. Das Judentum ist über-

haupt diejenige Epoche der israelitischen Religion, in der sich die religiöse Sehnsucht von dem alten blutigen Opferdienst nicht mehr allein befriedigen ließ, wenn ihm auch die einseitige Betonung des Sühnegedankens eine neue Anziehungskraft für die Erlösungssehnsucht der Zeit verlieh. Durch den steten Kampf der Propheten gegen das naive Vertrauen des Volkes auf seine Gaben an Gott hatte Israel endlich verstanden, was die Griechen ebenso von ihren Philosophen gelernt hatten. Man konnte nicht mehr glauben, daß dem einen Gott, dem Herrn Himmels und der Erde Blutgeruch und Fettdunst ein „Geruch des Wohlgefallens" sei, wie die älteren Schriften des Alten Testamentes sagen; man suchte nach einer innerlichen, seelischen Erlösung von Sünde und Schuld, und man klammerte sich in trüber Gegenwart an die Worte der Schrift. Dazu kam noch ein anderes. Seitdem die priesterliche Familie, die in den zwei letzten Jahrhunderten vor Jesus über das Volk herrschte, durch unechtes Blut, politische Händel und schmachvolle Greueltaten in den Augen der streng denkenden Juden den Gottesdienst geschändet hatte, wendete sich die Frömmigkeit immer entschiedener der Synagoge und dem Worte zu. Man darf es vielleicht auch als einen für den Ausländer charakteristischen Zug ansehen, daß Paulus hier den Gottesdienst überhaupt erwähnt. Dem Juden unter den Heiden lag die Sehnsucht nach einem Tag in den „Vorhöfen des Herrn" tief in der Seele; Heimatssehnsucht und nicht bloß Frömmigkeit trieben ihn immer wieder zu den Passahfesten hinauf nach der „hochgebauten Stadt". Und diese Sehnsucht umwob selbst den fett- und bluttriefenden Feuerherd in Jerusalem, der in den Gottesglauben der Gegenwart wie die Ruine einer wilden Vorzeit hereinragte, mit einem Schimmer des Ehrwürdigen und Göttlichen.

Das kostbarste Gut aber von allen, die dem „erwählten" Volk geschenkt waren, sind die Verheißungen, jene hohen Gedanken von der Weltkatastrophe, dem Endgericht und der

kommenden Herrlichkeit des Himmels, die, seitdem sie jüdische Fromme der letzten vorchristlichen Jahrhunderte voll ausgebildet haben, mit ihrer erschütternden Kraft Millionen von Menschenherzen bezwungen haben und heute noch, wenn sie im Requiem vor uns vorüberziehen, das Herz bezwingen, mag auch der Verstand aufgehört haben, sie für möglich zu halten.

Auch das Herz des jungen Saul hatten sie ergriffen. Seine Phantasie füllte sich mit den grandiosen Gemälden aus der Endzeit, da Himmel und Erde im Feuer vergehen sollten. An diesem Bilde hat seine Bekehrung fast nichts verändert, überall ist es die jüdische Zukunftserwartung, die wir finden. Ungefähr so hat sie sich wohl im Herzen des jungen Saul gespiegelt: Es kommt eine Zeit schwerer und großer Not, die bevorstehende Drangsal, in der das Böse auf der Erde überhand nimmt[1]. Selbst der Apostel predigt dies Dogma noch als Prophet seiner Gemeinde[2] und tröstet sie, wenn sie leiden muß, mit dem alten, hier ganz messianisch ausgestalteten Gedanken: Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten. Denn dem Triumph der Bösen wie dem Leiden der Frommen wird ein plötzliches Ende gemacht werden, wenn der Christus kommt an seinem Tage.

Dies Kommen des Christus[3] ist die große Hoffnung, die über alles Leid hinweghilft. Noch der Apostel spricht, obwohl er den Menschen Jesus für den Christus hält, wie die ganze erste Christenheit, von seiner „Gegenwart" (nicht Wiederkehr) und von seinem „Kommen" (nicht Wiederkommen)[4], so fest haftet der Sprachgebrauch des Judentums in den Gemütern. Auch als Jude hat Saul bereits geglaubt, daß der Messias schon lebe und nur „offenbar" zu werden brauche[5] (später auf die Wiederkunft bezogen). Er lebt im Himmel bei Gott, von wo ihn Gott senden wird, wenn die Zeit erfüllt, d. h. abgelaufen ist[6]. Nicht nur gesalbter König des Herrlichkeitsreiches, sondern auch Gottessohn wird der Messias schon im Glauben des jungen Saul gewesen sein,

wenn das Wort auch seinen eigenen christlichen Klang erst in den späteren Briefen hat. Dem Juden bedeutet „Gottessohn" nicht mehr, als daß der Sproß aus Davids Stamm einen besonderen Ehrentitel bekommt. Auch den dritten Namen für den himmlischen Messias: der „Mensch" („Menschensohn"), der in den Apokalypsen und in den Evangelien eine so große Rolle spielt, scheint Paulus gekannt zu haben. Denn des Apostels Gedanken über die beiden Menschen, den ersten von der Erde und den zweiten aus dem Himmel, der lebenschaffendes Geistwesen ist[1], weisen deutlich auf jenen Messiasnamen zurück. Dieses himmlische Wesen ist eine göttliche Gestalt voll Glorie[2]. So war es bei Erschaffung der Welt zugegen, durch es sind alle Dinge gemacht[3].

Aus dem Himmel ist es dann, bereits ehe es in dem Manne aus Davids Samen Wohnung machte, auf der Erde erschienen; es hat sich den Vätern kund getan. Jener Fels, aus dem Moses Wasser schlug und der mit dem Volke durch die Wüste wanderte, „war der Christus". Wie sich nach antikem Geisterglauben Gottes Engel in Feuerflammen wandeln können[4], wie er selber als Flamme im Dornbusch erscheinen kann, so ist auch der Messias ein Wesen, das andere Gestalt annehmen kann, so oft es will. So hat er sich damals in einen Felsen verwandelt und ist mit dem Volke gezogen[5]. Daß auch Paulus so dachte, geht daraus hervor, daß er öfters Stellen des Alten Testaments, in denen der Gottesnamen „der Herr" (Jahwe) steht, auf den Christus bezieht. Der Würdename „der Herr" für Christus stammt freilich nicht nur aus solchen Stellen, aber er hat auch in ihnen seinen Ursprung. So phantastisch uns die Vorstellung von dem als Felsen verkleideten Christus erscheinen mag und so merkwürdig die Anschauung, daß es eine himmlische Materie (geistlicher – übernatürlicher Trank) gewesen sei, was aus diesem Felsen floß, so sehr paßt das alles in das Weltbild jener Zeit. Viele meinten endlich zur Zeit des Paulus, jede Gotteserscheinung

an das Volk Israel sei eine Erscheinung des Messias (oder eines Engels) gewesen, weil sie sich Gott bereits als so unendlich erhaben und weltfern vorstellten, daß sie nicht mehr glaubten, er könne dem leiblichen Auge sichtbar werden.

Wenn der Christus sich dann endlich in Herrlichkeit „offenbart", beim Klang der „letzten" Trompete[1] mit all seinen Heiligen[2], so bricht der Gerichtstag an[3]. Da gilt es, unanstößig, lauter, rein und vorwurfsfrei gelebt zu haben und vollendete Frucht der Gerechtigkeit zu besitzen, damit man „gerettet" wird, gerettet vor dem Zorn Gottes, der sich in schrecklicher Katastrophe entlädt[4]. In drei Bilderkreisen steht das Gemälde dieser gewaltigen Katastrophe vor der Seele der Menschen. Das erste Bild mit den glühendsten Farben ist das Bild vom Gewitter. „Im Feuer offenbart sich der Tag"[5], ein Feuerstrom vom Himmel her vernichtet alles, was nicht dem Himmel gehört[6]. Nicht nur die Bösen, auch alle Gott feindlichen Mächte, die Sünde, die Teufel und der Tod, die armen und schwachen „Elemente der Welt"[7], werden vernichtet[8]. Viel weniger häufig ist das Bild von Kampf, Sieg und Herrschaft Gottes, des Christus und der Erlösten. Das „Reich", das der Christus gleichsam erobert hat, nimmt man in Besitz, „ererbt" man[9]. Und diese Herrschaft dauert, bis der Christus alle Feinde Gott unterworfen hat[10]. Das am meisten angewandte Bild endlich ist das vom Gericht. Eine feierliche himmlische Szene: Gott auf seinem Richterstuhle thronend[11], zu dem jeder Einzelne hintreten muß, um Rechenschaft abzulegen dem, der auch unsere verborgenen Taten kennt[12]. Das Buch des Lebens liegt vor ihm aufgeschlagen[13], es enthält die Namen derer, die rein und lauter gewandelt sind. Ein Ankläger steht dem Thron Gottes zur Seite — Paulus nennt ihn nicht, spielt aber deutlich auf ihn an[14] — und ihm gegenüber der Anwalt (wie die Johannesschriften sagen), der „für uns eintritt", der „zur rechten Hand Gottes" steht[15], der himmlische Christus. Neben diesem Bild

steht bei Paulus wie im Judentum das andere, auf dem der Christus als Richter erscheint[1]. Nur einmal hat er die beiden Vorstellungen zusammengebracht und sich dabei auf die einfachste Weise geholfen, indem er sagt, Gott richte „durch Christus Jesus", eine Redewendung, der damals ebensowenig, wie das heute im kirchlichen Gebrauch der Fall ist, klare Vorstellungen zu Grunde lagen.

Zum Tag des Gerichtes stehen die Toten auf und jeder empfängt sein Urteil[2], entweder ein Strafurteil auf den Tod[3], oder ein freisprechendes Urteil auf Leben lautend[4]. Dieses freisprechende Urteil ist die „Rechtfertigung", die bei Paulus und Luther eine so große Rolle spielt. Freigesprochen („gerechtfertigt") wird vor Gott, wer Gerechtigkeit hat, wer gute Werke getan hat, so ist der Glaube der Juden. Diese Gerechten, die Heiligen Gottes, nehmen dann wie an der Herrschaft, so auch am Gericht Gottes Teil und richten die Welt und die Engel[5].

Der große, himmlische „Tag" des Gerichtes darf nicht mit unseren menschlichen Maßen berechnet werden. Es verfließt eine lange Zeit, bis alle gerichtet, die Feinde besiegt sind. Während dessen verändert sich die Gestalt der Welt[6], das obere Jerusalem, das himmlische, erscheint[7], alles Vergängliche vergeht und nur das Ewige bleibt. Dann kommt das Ende, wenn der Sohn dem Vater alles übergibt, sich selbst ihm unterordnet, damit Gott Alles in Allem sei[8]. Nicht ein Untergehen in der Gottheit und nicht eine Zurückführung aller Geschöpfe, auch der Bösen in sie meint Paulus, sondern nach der Vernichtung alles Bösen die unbedingte Herrschaft des Willens Gottes über alles Geschaffene, das die Ewigkeit verdient.

Die Menschen, die zu solchem Leben unter der Herrschaft Gottes auserwählt sind, treten die Erbschaft an[9], sie „ererben" die Verheißungen, das „Land", wie einst die Väter Kanaan, das Reich Gottes[10], die Unverweslichkeit[11]. Ewiges Leben ist das Gut, das man empfängt, ein Leben in „Ehre"[12], Herrschaft[13] und strahlender Himmelsglorie[14].

Die Schule.

Dieses ganze System von Gedanken der Weltanschauung und des Glaubens, wie es die Jahrhunderte zusammengefügt hatten, erhob und bewies man aus der „Schrift". Auch andern Völkern hatte sich Gott nicht unbezeugt gelassen; aber den Juden allein hatte er seine Verheißungen in einem heiligen Buche anvertraut. Zu den Vätern hatte er sie gesprochen und für die spätern Geschlechter, die ihre Erfüllung erleben sollten, hatte er sie aufschreiben lassen[1]: so glaubte Saul mit seinem Volke. Das Judentum war eine Buchreligion im schärfsten Sinne des Wortes, fast so sehr wie die Kirchen der nachreformatorischen Zeit. Gott hatte wohl vor Zeiten manchmal und in mancherlei Weise zu den Vätern gesprochen, zu den heiligen Patriarchen in eigner Person, zu den andern durch die Propheten; aber jetzt gab es nur noch ein heiliges Buch und „Schriftgelehrte", Theologen, Erklärer des heiligen Buches, das war eine Grundstimmung des Judentums.

Gesetz, Propheten und Schriften, so nannte und nennt das Judentum seine Bibel, unser Altes Testament; in der Dreiteiligkeit tut sich nicht bloß eine abgestufte Einschätzung des Wertes, sondern auch das allmähliche Anwachsen der Sammlung aus ihren Teilen kund. Noch zur Zeit des Paulus war die dritte Gruppe nicht völlig abgeschlossen: er zitiert Worte aus uns unbekannten späten „apokryphen" Schriften mit der Formel, die er auch für die uns bekannten gebraucht. Man sah all diese Schriften auf einer Fläche und las sich naiv hinein.

Diese „Schrift" deuten und lesen zu lernen, ging Paulus in die Schule der Schriftgelehrten. Daß er daneben auch ein Handwerk betrieb, war der Brauch. Der Schriftgelehrte sollte für seine Weisheit kein Geld nehmen, nach einem schönen jüdischen Wort die Krone nicht zum Grabscheit machen, sondern im Notfall von seiner Hände Arbeit leben können. Schrift-

gelehrsamkeit aber mußte man studieren. Denn schon für die damaligen Juden war Hebräisch eine tote Heiligkeit; sie sprachen aramäisch und griechisch. Und je komplizierter das Gedankensystem sich entfaltete, je weiter sich die Religion entwickelte, je reicher die Lebensverhältnisse wurden, auf die das Gesetz ursprünglich doch nicht zugeschnitten war, desto mehr Gelehrsamkeit und Kunst — und Künstlichkeit und Zwang — gehörte dazu, die alten Bücher so auszulegen, daß sie zu all dem paßten und über alles etwas sagten. Die Methode der Schriftgelehrten, die Saul damals gelernt hat, hat Paulus mit eiserner Zähigkeit geübt. Auch den Glauben an die Inspiration teilt er mit seinen Lehrern. Heilig ist nicht bloß der Inhalt, sondern auch der Buchstabe, alles ist Wort Gottes. Freilich hat Paulus einmal, Röm. 10, 20, ein Zitat mit den Worten: „Jesaja aber wagt sogar zu sagen" eingeführt. Indessen, das ist nicht im Sinne einer freien Auffassung der Inspiration zu verstehen, als ob Jesajas menschliche Selbsttätigkeit betont werden solle. Denn anderswo hat Paulus an einen einzigen Buchstaben der Schrift seinen Beweis gehängt: Gal. 3, 16 sagt er: „Nun sind die Verheißungen zugesprochen dem Abraham und seinem Samen. Es heißt nicht: und den Samen, in der Mehrzahl, sondern: und deinem Samen, in der Einzahl, das heißt Christus." Im Hebräischen ist es in diesem Falle nur ein Vokal, der die Einzahl von der Mehrzahl unterscheidet.

Vier Wege ging die Auslegung, um die alten, so ganz anders gemeinten Bücher auf die Gegenwart zuzupassen und für die Gegenwart zu benutzen. Der erste und am meisten begangene Weg war der, daß der Schriftgelehrte als Jurist oft ganz allgemeine Gesetze auf die neuen und immer verwickelteren Fälle des gegenwärtigen Lebens anzuwenden suchte. Da galt es, wenn die Arbeit am Sabbat verboten war, festzustellen, was denn „Arbeit" sei, und zum Beispiel genau anzugeben, ob man am Sabbat Knoten machen dürfe oder nicht,

und wenn ja, welche Knoten, ob nur solche Knoten, die man mit einer Hand machen kann, also ganz einfache, oder auch solche, die man mit zwei Händen macht, ob wieder aufzulösende, ohne deren Knüpfung man sich ja nicht einmal anziehen kann oder auch dauernde usw. Der ganze Talmud ist erfüllt mit diesen Dingen, die Jesus in seiner Art „Mücken seihen" nannte, die aber wichtig genug waren, wenn man den Willen Gottes gesetzlich nahm und „ganz" erfüllen wollte. Daß sich von dieser Art der Schriftausdeutung in den Briefen des Christen Paulus kein Muster mehr findet, ist verständlich.

Dafür übt er öfter als der Jude eine andere Methode, die aber auch jüdisch ist, nämlich die, die Worte der Schrift als Weissagung auf die Gegenwart zu nehmen, wenn nur irgend eine Andeutung in einem Spruch das möglich zu machen schien, wie in dem angeführten Spruch die Einzahl des Wortes Same. Das ist die am meisten geübte Methode der Schrifterklärung. Ein weiteres Beispiel Röm. 9, 25. Der Prophet Hosea hatte seinem Volk angekündigt, daß es Gott eine Zeit lang verstoßen und „Nicht mein Volk" nennen, dann aber, wenn es sich bekehre, wieder annehmen werde:

Und der „Nichtgeliebt" will ich Liebe erweisen
Und zu „Nicht mein Volk" sagen: Mein Volk bist du!
Und dieses wird rufen: Mein Gott bist du[1].

Paulus aber deutet den Namen „Nicht mein Volk" auf die Heiden und gewinnt so eine Weissagung für seine Mission, natürlich ganz und gar gegen den geschichtlichen Sinn der Stelle. Auf diese Weise sind die messianischen „Weissagungen" des Alten Testaments eigentlich alle entstanden; sie sind naive, erzwungene Auslegungen ganz anders gemeinter Stellen auf Grund des Dogmas, daß alles in der Schrift für die Gegenwart bestimmt sei.

Der dritte Weg der Auslegung war die Typologie; sie beruht auf der Ueberzeugung, daß was im Alten Testament von den Israeliten erzählt ist, „urbildlich (typikös) an

ihnen geschah, aber aufgeschrieben ist es zur Warnung für uns, auf die das Ende der Zeiten gekommen ist“ [1]. Die Geschichtlichkeit der Vorgänge und ihre Bedeutung bleibt dabei erhalten, aber die Gestalten des Alten Testaments werden zu anfeuernden oder abschreckenden „Mustern“ der Moral. Diese Typologie ist die Methode auch unsrer heutigen praktischen Schriftauslegung und hat ihr gutes Recht; nur daß wir doch wohl von unsrer geschichtlichen Betrachtung der Bibel aus etwas vorsichtiger geworden sind in bezug auf die Verwendung der alttestamentlichen Gestalten als Musterbilder unserer Sittlichkeit.

Anders verfährt endlich die Allegorie, die Paulus gleichfalls geübt hat. Sie behauptet, es sei etwas anderes, Tieferes gemeint, als die Worte des Buches an sich sagen. Wendet man diese Methode an, so ist freilich immer zu begründen, weshalb man Tieferes in ihnen sucht. Aber es genügt als Grund bereits ein ästhetischer oder sittlicher Anstoß an dem wörtlichen Sinn der zu erklärenden Stelle, um ihr einen tieferen unterzulegen. So verfährt Paulus 1. Kor. 9, 8: „Steht doch im Gesetz Moses geschrieben: du sollst dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden“. Nun das Argument dafür, daß dieses Wort nicht buchstäblich, sondern allegorisch verstanden werden müsse: „Kümmert sich Gott etwa um die Ochsen? oder gehen nicht überall seine Worte auf uns?“ Also, schließt Paulus, will der Satz sagen: die Apostel sollen sich von ihren Gemeinden ernähren lassen. In Wirklichkeit ist das Gebot im Alten Testament ganz wörtlich als ein humanes Gebot des Tierschutzes gemeint.

Mit solchem Schriftbeweis kann man alles „beweisen“. Das haben auch die Reformatoren, hervorgegangen aus der Schule der Humanisten, klar erkannt. Darum haben sie auf den historischen, einfachen, hellen Sinn der Schrift gedrungen. Damit haben sie die ganze moderne Bibelkritik heraufbeschworen und den Anfang dazu gemacht, die alte Lehre von der Inspiration zu untergraben, die heute für immer dahin ist.

Die Sekte.

„Schriftgelehrte und Pharisäer" — wir denken es gewöhnlich zusammen, weil die Evangelien sie so für ewige Zeiten zusammengefügt haben. Bei Paulus trifft es zu, wie bei vielen seiner Schulgenossen. Es war nicht ein notwendiger Zusammenklang; denn auch die „Sadduzäer" hatten ihre Schriftgelehrten.

Der Pharisäismus ist eine notwendige Erscheinung aller Gesetzesreligion. Mit der Sicherheit, die auch geistige Lebensgesetze haben, bildet die Gesetzesreligion eine doppelte Frömmigkeit aus, eine volle der Virtuosen, der Mönche und „Abgesonderten", und eine halbe der Massen. Die Pharisäer — das Wort heißt nichts anderes als die Abgesonderten und ist wohl ein Scheltwort, mit dem das Volk diese überfrommen „Separatisten" zuerst nannte — tauchen im Judentum am Ende des zweiten Jahrhunderts als die engherzigen Epigonen des großen makkabäischen Zeitalters auf. Sie selber nannten sich einfach „die Genossen" und die anderen „das Volk des Landes", den „Pöpel". Die Massen hatten ja nie, weder im Judentum noch im Katholizismus, weder im Abendland noch in Indien, Lust, Zeit, Bildung und Geld dazu, diese unzähligen phantastischen Kleinigkeiten mitzumachen, in welche die Gesetzesreligion das fromme Leben zersplittert — seien es nun Gesetze und Speisegebote oder Dogmen oder asketische Quälereien. Nur wenige können als Parasiten am Baum des bürgerlichen Arbeitens ein solches Leben der Genossenschaft führen. Sie müssen lange Gebete vorwenden, um der Witwen und andre Häuser fressen oder wenigstens von der Arbeit der anderen durch Betteln oder Sporteln leben zu können. Man muß den Pharisäern lassen, daß sie sich wenigstens durch den oben angeführten Grundsatz der eigenen Arbeit vorteilhaft von vielen Bettelmönchorden und Brahminenkasten abheben, wenn auch

nach Jesu eben angeführtem Worte ihre Praxis oft in Widerspruch zu ihrem Grundsatz gestanden haben wird.

Insoweit ist der Pharisäismus nichts anderes als ein gesteigertes Judentum. Alles was im vorhergehenden von diesem gesagt ist, gilt von ihm noch in größerem Maßstab. Dem Pharisäer ist das Gesetz alles: es ist ihm Gnadenquell und Lebensziel. Es schließt ihm die Tür zum Himmel auf, zeigt ihm das sittliche Ideal des Menschen, der seine Lust hat am Gesetze des Herrn und von seinen Geboten Tag und Nacht redet; es verheißt ihm aber auch, daß er sein wird wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist, und alles, was er tut, gerät ihm wohl. Es regelt sein Leben bis ins kleinste und ist ihm ein immer neuer Grund zur Freude an den Gnadengütern seines Volkes und zu dankbarer Liebe gegen den Gott seiner Väter. Mit ihm erwirbt er sich die Gerechtigkeit und hat Aussicht darauf, einst auf Grund „eigener Gerechtigkeit" aus den Werken des Gesetzes von Gott im Weltgericht „gerechtfertigt", von aller Schuld freigesprochen und für gerecht erklärt zu werden. Für den Pharisäer muß dies Verlangen nach „Rechtfertigung" durch den gerechten Richterspruch Gottes so charakteristisch gewesen sein, daß selbst Jesus, der sonst nie davon spricht, das Wort da anwendet, wo er den Pharisäer und den Zöllner gegen einander stellt: „Wahrlich, ich sage euch, dieser ging hinab, gerechtfertigt vor jenem", d. h. der Sünder in den Augen und vor dem Richterstuhl Gottes mehr gerecht als jener, der Gerechte nach dem Maßstab des Gesetzes. Das also ist der ganz einfache Sinn der Formel von der Rechtfertigung des Menschen. Sie ist nur deshalb schwer zu verstehen, weil das Wort rechtfertigen im Deutschen sonst nie verwandt wird, um „freisprechen, für gerecht und im Besitze eines Rechtsanspruches befindlich erklären" zu bezeichnen. Das aber meint Paulus. Der Pharisäer will auf Grund seiner geleisteten Werke freigesprochen, für gerecht erklärt und in dem Anspruch auf die ewige Seligkeit aner-

kannt werden von Gott. Man sieht endlich, wie tief der Pharisäismus bei Paulus liegt, wenn er auch die neue Religion der Liebe und Vergebung nur mit den Formeln der alten Pharisäermeinung sich und anderen hat klar machen können.

Paulus verdankt seinem Pharisäersein innerlich sehr viel. Und nicht bloß negativ, insofern als er nur durch die volle Beugung unter das Gesetz das Gesetz überwinden konnte. Nein auch positiv ist ihm das Gesetz ein Segen gewesen. Die üblen, abstoßenden Züge, die Jesu klares Auge an den Pharisäern gesehen, und die Paulus gleichfalls einmal ironisch abgefertigt hat[1], dürfen uns nicht vergessen lassen, daß auch die Gesetzlichkeit ihren hohen erziehenden Wert hat.

Es ist dem Apostel sein ganzes Leben hindurch eine Macht zum Guten gewesen, daß seine leidenschaftliche Natur, sein feuriges Temperament durch die Schule des Gesetzes hindurchgegangen ist. Die Tatkraft, die er besaß, ist dadurch ins Große gesteigert worden, und seine Seele hat eine Zucht gewonnen, wie sie kein anderer „Zuchtmeister" hätte geben können. Wie viel Zeit und Aufmerksamkeit fordert dies Achten auf sich selbst und die Umgebung! Wie erzieht das System des Gesetzes dazu, auch im Kleinsten treu zu sein! Vor allem bewahrt es vor jeder genialen Lüderlichkeit, der auch manchmal groß angelegte religiöse Naturen mit leidenschaftlichem Temperament verfallen. Unter solcher Zucht hat sich in dem Pharisäer Saul das Gewissen gebildet und der Ernst entwickelt, die seines Lebens Schicksal geworden sind.

Hellenistische Einflüsse.

Nicht minder deutlich wie die jüdischen sind die aus der nichtjüdischen Welt stammenden Elemente in der Bildung, der Weltanschauung und der Religion des Paulus. Nur ist von ihnen ungemein schwer zu sagen, wann sie in die Seele des Menschen übergegangen sind: ob er sie schon als Kind und

Jüngling in helleniſtiſcher Umgebung eingeſogen hat, ob ſie erſt der Erwachſene bewußt erworben oder ob ſie gar erſt der Chriſt mit dem Chriſtentum übernommen hat. Jedenfalls aber müſſen auch dieſe ererbten Elemente ſeines Weſens uns klar vor der Seele ſtehen, wenn wir verſtehen wollen, was an Paulus neu und weſentlich iſt.

Hellenismus nennen wir jene Miſchkultur, die ſich, ſeitdem Alexander der Große das Erbe der Weltreiche des Orients angetreten hatte, in dieſen ungeheuren Länderſtrecken herausgebildet hatte, in denen griechiſche Sprache und griechiſche Kultur zuerſt der feſte Beſitz einer regierenden Herrenkaſte, dann aber die geiſtige Prägung der allgemeinen Bildung war. Aegypten, Syrien bis hin nach Perſien, Kleinaſien und das eigentliche Griechenland natürlich ſind die Sitze der helleniſtiſchen Kultur geweſen; und als der zähe Erobererwille Roms ſich allmählich alle dieſe Gebiete unterwarf, hat auch der Sieger die weſentlichen Stücke dieſer Kultur ſich aneignen müſſen. Bis nach Rom hin drang ſogar die griechiſche Sprache. Im vorderen Orient, in dem das Chriſtentum entſtanden iſt, aus dem auch Paulus ſtammt, war die helleniſtiſche Kultur orientaliſch. In Religion und Sitte vor allem lebte der Geiſt der Unterworfenen, nicht der Griechen; in Philoſophie und Rhetorik und aller Schulbildung freilich überwog der griechiſche Einfluß.

Sicher iſt, daß Paulus von Jugend auf griechiſch geſprochen und die Schriften des Alten Teſtaments in griechiſcher Sprache geleſen hat. Seine Sprache und die Art, wie er die Bibel zitiert, verraten das deutlich. Der griechiſche Wortlaut des Alten Teſtaments iſt ihm ſo geläufig, daß er ihn meiſt ſelbſt dort anführt, wo er vom hebräiſchen Text abweicht. Auch der Gebrauch apokrypher Bücher ſpricht durchaus dafür. Und das iſt für die Religion nichts Aeußerliches. So wie Luthers Ueberſetzung tauſendmal nicht mehr die urſprüngliche hebräiſche oder helleniſtiſche Frömmigkeit des jüdiſchen Volkes

und des Urchristentums wiedergibt, sondern Luthers deutschen Glauben, so ist auch die Uebersetzung des Alten Testaments ins Griechische eine ähnliche inhaltliche Umschaffung der alten Religion gewesen. Sie ist gewiß viel wörtlicher und viel weniger tief als Luthers Weise; aber dennoch sind hunderte von griechischen religiösen und sittlichen Gedanken mit den Worten in das griechische Alte Testament übergegangen.

Nicht minder deutlich und wohl ebenso früh von Paulus übernommen ist ein Stück der formellen Bildung jener Tage. Seine Art zu sprechen und zu schreiben erinnert zwar in vielem an den Stil des Alten Testaments und der gleichzeitigen jüdischen Literatur, aber noch stärker an die Art der volkstümlichen hellenistischen Beredsamkeit seiner Zeit, wie sie die Stoiker und vor allem ihre derberen Kollegen aus der sogenannten kynischen Schule betrieben. Gewiß ist hier vieles einfach der lebendigen Sprache des Volkes entnommen, aber das meiste trägt zu sicher den Stempel des Absichtlichen, als daß man nicht an Einflüsse aus der Rhetorik der Zeit denken müßte. In Luthers Uebersetzung gehen die Anklänge meist unter; Luther hat sie auch meist gar nicht gespürt. Aber von dem rhetorischen Aufbau langer Ausführungen, von dem zwiegesprächartigen Hin und Her der Gedankenführung bis zu ganz gekünstelten Spielereien mit Anklängen und Worten, die wir im Deutschen meist nicht nachmachen können, verrät sich die Sache deutlich genug. Daß Paulus auch einmal ein griechisches Dichterwort anführt, jenes bekannte Sprichwort „böse Gesellschaften verderben gute Sitten“ [1], ist wenig wichtig. Daß er aber in tausend Wendungen die drastischen Kunstmittel der Beredsamkeit seiner Zeit benutzt, das ist ein sicheres Zeichen, daß er ein gewisses Stück auch der griechischen Bildung in sich aufgenommen hat. Auch hier wird mit dem formellen Einfluß manch innerlicher Hand in Hand gegangen sein.

Schon wenn Paulus aus der volkstümlichen Philosophie einen Begriff wie den des „Gewissens“, der sich nur ganz sel-

ten einmal in späteren Schriften des griechischen Alten Testaments eben aus dem gleichen Einflußkreis her findet, übernommen und wenn auch eigenartig, so doch viel verwendet hat[1], so hat das seine große Bedeutung für das Christentum bis auf diesen Tag gehabt. Auch andere Begriffe und Gedanken sittlicher und selbst religiöser Art hat Paulus aus der Philosophie übernommen. Wir werden hier und da auf diese Tatsache aufmerksam zu machen haben. Es handelt sich dabei freilich meist um Gut, das der allgemeinen Bildung der Zeit angehört. Daß Paulus bei griechischen Philosophen richtig studiert habe, braucht man um dieser Dinge willen noch nicht anzunehmen. Nur offene Augen und Sinne muß man für diese Einflüsse haben; weil man sonst der dem Christentum besonders seit dem 18. Jahrhundert immer wieder drohenden Gefahr, stoische Philosophie für Christentum zu nehmen, erliegen kann.

Auch in der Weltanschauung zeigen sich Einflüsse aus der hellenistischen Welt. Vieles davon, wie das Weltbild und den Geisterglauben, haben wir schon betrachtet, weil das Judentum es ganz allgemein angenommen hatte. Wichtiger und persönlicher ist, was uns hier beschäftigt. In manchen Schulen war die Philosophie bis zu dem Gedanken eines einheitlichen Weltgrundes vorgedrungen; nur daß dieser mehr philosophisch empfundene Gott ganz anders als der stark persönlich erlebte Gott Israels pantheistisch gedacht war und die Zusammenfassung aller Naturkräfte bedeutete. Da ist denn interessant zu sehen, wie Paulus gewisse Formeln dieses Pantheismus übernommen und in seiner Weise umgebogen hat. Liest man die Formel, die ein Zauberring in einer alchimistischen Handschrift trägt: „Das Eine ist das All und durch es ist das All und zu ihm hin ist das All" oder in einer anderen alchimistischen Schrift: „Das ist das göttliche und große Geheimnis, das gesuchte: Dies ist das All und aus ihm das All und durch es das All", so fühlt man sofort die Verwandtschaft mit den

pauliniſchen Formeln: „Aus ihm und durch ihn und zu ihm hin iſt das All“ [1] oder „Uns iſt Einer Gott, der Vater, aus dem das All und wir zu ihm hin, und einer Herr, Jeſus Chriſtus, durch den das All und wir durch ihn“ [2]. Im Alten Teſtament finden ſich ſolche Gedanken und Formeln nicht; und wollte man ſagen, daß ſie in dieſen ſpäteren Zauberbüchern aus Paulus genommen ſeien, ſo wäre das nicht bloß an ſich unwahrſcheinlich, ſondern geradezu falſch; denn des Paulus älterer Zeitgenoſſe Philo kennt bereits eine ganz ähnliche Formel: „Eins iſt das All oder doch aus Einem und zu Einem hin“. Der Jude Philo und der Jude Paulus ſtehen hier unter demſelben Einfluß. Freilich hat Paulus das Aus-Gott-ſein der Welt nicht ſo verſtanden wie die helleniſtiſche Philoſophie; ihm war es nicht ein Ausfließen aus der All-Gottheit, ſondern ein Werden aus einer Schöpfertat Gottes und das Zu-Gott-hin-ſein nicht ein Zurückſtrömen der Welt in ihren Grund, ſondern ein Unterworfenwerden ſeinem Willen. So iſt ſelbſt ganz deutlich jenes Wort gemeint, daß ſchließlich am Ende der Tage Gott „Alles im All“ oder „in allen Weſen“ ſein werde [3].

Intereſſant iſt weiter, daß in dieſen Formeln auch die Weltſchöpfung durch den Herrn Jeſus Chriſtus erwähnt wird. Damit ſpielt, ſo viel wir ſehen, ein anderer Gedanke der griechiſchen Philoſophie auch ſchon bei Paulus an, der Gedanke an den Logos, der weltſchaffenden „Vernunft“ der Gottheit, die im jüdiſchen Religionskreis ebenfalls von Philo übernommen worden iſt, hier als das „Wort“ — was Logos auch heißen kann —, und zwar als das Schöpferwort Gottes gedeutet. Man kennt dieſe Gedanken genauer aus dem Eingang des Johannesevangeliums; allein ſie müſſen auch Paulus nicht unbekannt geweſen ſein. Denn auch in 1. Kor. 11 ſpielt die Schöpfung des Mannes durch Chriſtus eine bedeutſame Rolle, und an anderer Stelle [4] eine Lehre vom himmliſchen Menſchen, die auch bereits Philo mit dem Logosgedanken in Verbindung gebracht hatte.

Zwei andere Würdenamen, die Paulus auf Jesus übertragen hat, stammen ebenfalls aus der Umwelt des Hellenismus, auch wenn sie gleichzeitig dem Judentum für seinen Gott nicht ungeläufig waren: Heiland und Herr. Im Heilandsnamen erklingen im letzten Grunde alte Hoffnungen Vorderasiens auf einen zur Hilfe aus dem Himmel erscheinenden Retterkönig in der Zukunft. Die Gestalt dieses „Rettenden" ist in der persischen Religion ebenso bekannt wie im alten Testament, wo der Gott Israels mit ihr gleichgesetzt wird, wie im Kultus der hellenistischen Herrscher, die in Aegypten wie in Syrien den Titel Heiland und seinen Nebentitel Epiphanes „der Erscheinende" führen, wie z. B. jener bekannte Antiochus IV. von Syrien, der die Juden als Volk und Religion vernichten wollte. Ebenso hat man in Kleinasien dann den Kaiser Augustus mit diesen göttlichen Titeln begrüßt. Die ganze Vorstellungsweise spielt in den späteren Schriften des neuen Testaments eine größere Rolle als bei Paulus. Immerhin findet sich auch bei ihm einmal der in allen seinen Wendungen so charakteristische Satz: „Unser Staatswesen liegt im Himmel, von dannen wir auch als Heiland den Herrn Jesus Christus erwarten, der unseren armseligen Leib umgestalten wird seinem herrlichen Leibe gleich, nach der Kraft, mit der er sich auch das All unterwerfen kann."[1] Man sieht Staat und Herrscherkultus und Religion des Himmelskönigs überall als Gegenbild hier durchschimmern. Der Name Herr (eigentlich der Waltende) gehört ebenfalls diesem Herrscherkultus des vorderen Orients an und ist dann später von den römischen Kaisern seit Caligula und vor allem seit Domitian wie der Heilandsname übernommen worden. „Herren" hießen auch die Götter, und zwar vor allem die kleineren Götter zur Seite einer Hauptgottheit. Auch in diesem Sinn hat Paulus das Wort gekannt und gebraucht, wenn er sagt: „Und wenn es wirklich viele sogenannte „Götter", sei es im Himmel sei es auf der Erde, gibt, wie es ja in der Tat viele Göt-

ter und viele „Herren" gibt, so ist doch uns Einer Gott und Einer Herr!"[1] Freilich zum überwiegenden Teil stammt die Verwendung des Wortes Herr für Jesus, wie wir gesehen haben, aus dem Alten Testament.

Kann man schon in den beiden letzten Fällen zweifeln, ob bereits der Jude Saul diese hellenistischen Elemente besaß oder erst der Christ sie sich aneignete, so ist das noch weit mehr der Fall bei der endlich wirklich tiefgehenden hellenistischen Beeinflussung, die Paulus zeigt, der Beeinflussung durch Sakrament und Mystik. Das Sakrament nämlich, das wir freilich heute nur noch durch die christliche Religion — und zwar im strengen Sinn nur durch ihre katholische und annähernd auch durch ihre lutherische Form kennen — ist durchaus nicht in ihr ursprünglich zu Haus. Es ist nach dem Glauben des primitiven Menschen überhaupt der Weg, auf dem sich die Gottheit mitteilt und zwar so mitteilt, daß sie dem Menschen an ihrem gewaltigen übermenschlichen Leben und an ihrer Heiligkeit teilgibt. Im Sakrament ißt und trinkt er die Gottheit selbst, oder er macht einen Blutbund mit ihr, indem er sie, d. h. ihren Altar oder Stein oder Pfahl, und dann sich selbst mit dem Blute des Opfertieres bestreicht oder das Opfertier mit seinem Blute ißt. Ein „Genosse"[2] der Gottheit, eingetaucht in ihr geheimnisvolles Leben, wird er, indem er den Ritus des Sakraments an sich vollzieht. Aus den längst von den Philosophen überwundenen Tiefen vorgeschichtlichen Lebens hatten sich Reste dieser Anschauung und Bräuche der Art bis in die Kaiserzeit hinein erhalten, ja sie waren im Laufe der letzten vorchristlichen Jahrhunderte zu neuem Leben erwacht. Sie hatten sich mit der Hoffnung auf die Unsterblichkeit verbunden und an den Kult der Licht-, Sonnen- und Frühlingsgottheiten angeschlossen. Indem man in deren „Mysterien" sich einweihen ließ durch das Schauen des Dramas und den Zaubertrank etwa in Eleusis, anderswo durch die Bluttaufe der „Großen Mutter" und des Mithras,

durch den Becher und das Brot, das er seinen Gläubigen reichte oder wiederum, indem man sich sinnlich mit der Gottheit in Liebesekstase verband oder aus ihr eine „Wiedergeburt für ewig" erlebte, gewann man an dem Leben der Gottheit Anteil. Man „starb" mit ihr im Winter und in der Nacht, und stand mit ihr auf zu einem neuen Leben in seliger Frühlingslust und im neuen Tag der Ewigkeit. Das fühlte man, das erlebte man in jenen Mysteriengottesdiensten, und das war man sich bewußt, an ihren Sakramenten zu haben. Diese Form der Religion hatte sich eben aufgemacht, die im irdischen Leben unbefriedigte Welt mit ihrer Sehnsucht nach Unsterblichkeit und nach greifbarer, sinnlicher Versicherung eines ewigen, seligen Lebens zu erobern, als Jesus auftrat. Er hat nicht getauft, wenn er sich auch selbst taufen ließ — wie die Taufe des Johannes gemeint war, können wir nicht mehr durchschauen —; er hat kein Sakrament gestiftet, wenn er gleich in jener Nacht das gebrochene Brot und den roten ausgegossenen Wein mit seinem gemarterten Leib und seinem vergossenen Blut verglichen hat. Ein Bild, ein Gleichnis war es, kein Sakrament. Er, dem nichts, was von außen in den Menschen durch den Mund eingeht, den Menschen unrein machen konnte[1], kein Schweinefleisch und kein Getränk, er konnte auch nicht glauben, daß eine heilige Speise den Menschen rein machen und mit dem ewigen Leben beglücken könne.

Wer zuerst das Evangelium durch Aufnahme der zwei Sakramente umgestaltet hat, wissen wir nicht. Es war aber in der Tat der folgenreichste Schritt, den jemals das Christentum gemacht hat. Bei Paulus stehen wir vor der vollendeten Tatsache. Aber die Frage ist, ob er den Sakramentsglauben schon als Jude gekannt und in sich aufgenommen hat. Und diese Frage ist wahrscheinlich mit Nein zu beantworten; denn in den jüdischen Elementen seines Glaubens und Denkens lassen sich keine sakramentalen Einflüsse erkennen oder auch nur denken. An den jenseitigen überweltlichen Gott Israels ließen

sich Sakramentsriten nicht anschließen; selbst wo es einmal für Paulus nahegelegt war, zu sagen, daß man sich durch das Essen der Opfer mit Gott vereinige, hat er vorgezogen zu sagen, daß man dadurch „Genosse des Altars“ [1] werde.

Aehnlich steht es doch auch mit der Mystik, die ihre Spuren ganz tief in des Paulus Frömmigkeit eingegraben hat und ein Teil seines innersten Wesens ist. Sie ist an sich nichts anderes als die vergeistigte Mysterienreligion. Ihre Eigenart und Glut zieht sie aus den uralten, ursprünglich sinnlich gemeinten Formeln und Riten der Mysterien. Indem ihre Formeln auf höheren Stufen von kultivierteren, innerlichen Menschen übernommen und für ihr geistiges und seelisches Einswerden mit der Gottheit in Ekstase und Andacht verwandt wurden, entstand die Mystik. Plato ist der erste in unserem Kulturkreis, der diese Vergeistigung der Mysterien und der Sinnlichkeit in die mystische Gottesliebe und Jenseitsschau erlebt hat, und Philo wiederum steht als der erste Jude neben Paulus in diesem damals noch geheimnisvoll in wenig bekannten Tiefen fließenden Strom hellenistischer Mystik. Nur ist Philos Mystik jüdischer im Inhalt und griechischer in ihrer Form als die des eigenartiger anmutenden Paulus, zu dessen Worten die Parallelen erst in späterer hellenistischer Mystik auftreten. Noch bleibt uns hier vieles dunkel, da wir zu wenig Quellen für diese neben dem Christentum uns Abendländern und zumal uns Deutschen wichtigsten Strömung religiösen Lebens haben. So können wir auch nicht genau sagen, wieviel Paulus originell erlebt hat, wie viel er anderen verdankt. Noch schwerer ist natürlich festzustellen, wann Paulus diese mystischen Elemente seines Lebens in sich aufgenommen oder ausgebildet hat. Anders als beim Abendmahl könnte, wie das Beispiel Philos zeigt, schon der Jude Fremdes, Mystisches erlebt haben. Sicher ist nur das eine, daß das mystische Element viel tiefer im Wesen des Mannes wurzelt als das sakramentale.

Zu Sakrament und Mystik steht in sehr naher Beziehung die Askese. Was das Essen und Trinken des Opferblutes im Sakrament erreichen will, das will sie vermeiden: die Vereinigung mit der Seele des Opfertieres oder mit dem Gott, den man in ihm wohnend denkt. Auch im Wein wohnt nach dem antiken Verstand die Gottheit des Weines, Dionysos, mit dem man sich im heiligen Rausche vereint, des „Gottes voll" zu werden. Wer draußen steht, in anderem Kult, fürchtet sich, mit der fremden Gottheit sich zu beflecken. Daß man noch zur Zeit des Paulus so empfand, beweist eine Notiz aus dem zweiten Jahrhundert, die Jakobus, den Bruder Jesu, als Asketen mit folgenden Worten schildert: „Dieser war von Mutterleib an heilig. Wein und Rauschtrank genoß er nicht, Beseeltes (d. h. Fleisch) aß er nicht . . . Er trug auch nichts Wollenes, sondern nur Leinenkleider." Soweit ging man also in dieser Angst vor dem „Beseelten!" Auf höheren Stufen in reiferen Völkern bekommt diese primitive Angst vor Befleckung einen anderen Ton. Sie wird zum Abscheu vor der Kultur und ihren „lasterhaften" Genüssen. Dann glaubt man durch Enthaltung und Primitivität sich zu „reinigen" und mit der Gottheit zu vereinigen. So heißt es von Jakobus weiter: „Ein Schermesser kam nicht auf sein Haupt, mit Oel salbte er sich nicht, ein Bad brauchte er niemals." In diesem Sinne vor allem hat das römische Kaiserreich die Askese in immer stärkerem Maße erlebt.

Das römische Kaiserreich war eine Zeit, in der die Wunderblume der Askese und Mystik herrlicher gedeihen mußte als je; denn kaum je mag die Menschheit so mit Bewußtsein in der Ueppigkeit gelebt haben wie damals. Auch Paulus hat den pessimistischen und asketischen Stimmungen seinen Tribut gezollt. Nicht auf dem Gebiet der Nahrungsaskese, wo er als Jude nur die jüdischen Speisegebote und als Christ auch diese nicht mehr gehalten hat; aber auf dem Gebiet des geschlechtlichen Lebens. Und wahrscheinlich hat er als Jude

hier schon lange so empfunden. Denn er hat es für ein göttliches Charisma gehalten, daß er nicht habe zu heiraten brauchen.

Es sind nicht die gesundesten Zeiten der Menschheit, in denen die Reaktionen der Askese mit elementarer Gewalt ausbrechen; es sind Zeiten der ausschweifendsten Genußsucht und der beginnenden Dekadence. Solche Zeiten, in denen die alten Lebensziele und der Glaube der Väter zerbrechen, in denen das Genießenwollen die Menschen wie ein Wahnsinn erfaßt, in denen sich die tonangebenden Kreise in einen Rausch der Ueppigkeit stürzen, bringen immer auch jene fast krankhafte Sehnsucht nach Reinheit und dem stillen Insichverglühen der Seele hervor, wie sie die Askese und die Mystik dem Menschen schenken. Schwer ist es in solchen Zeiten, den Weg gesunden, natürlichen Lebens zu finden; nicht nur die Völker, auch die einzelnen taumeln von seiner schmalen Bahn immer wieder hinüber in die lockenden Wundergärten des Genusses oder in die geheimnisvollen Wüsten der Askese.

Der Prophet.

Die Berufung.

Der Tag von Damaskus.

Das Weltbild und die Religion, die Saul von seinen Vätern erbte und von seinen Lehrern lernte, ist vor unsern Blicken vorübergezogen. Tausende haben sie zu den Zeiten, da der junge Saul sie lernte, mit ihm gelernt, nur der eine, Saul von Tarsus, hat ein Damaskus erlebt. Die andern, die Tausende haben gelebt und sind gestorben im Glück und in der Arbeit des Tages, fromme Juden nach der Weise ihrer Väter; mancher von ihnen ist auch vielleicht dem größeren Genossen gefolgt, nachdem dieser die Bahn gebrochen hatte. Warum ward Paulus zum Bahnbrecher? Warum blieb seine Seele nicht in der Bahn, die ihr Abstammung und Erziehung gewiesen hatten?

Die Apostelgeschichte verweist uns auf das Wunder, wenn sie erzählt, wie Paulus, die Seele noch erfüllt von dem Wohlgefallen am Tode des Stephanus[1], mit Dräuen und Morden wider die Jünger des Herrn, Männer und Weiber, schnaubte, und ihn plötzlich mitten auf dem Weg des Hasses, da er nahe bei Damaskus war, ein Licht vom Himmel umleuchtete, wie er zur Erde fiel und eine Stimme hörte, die zu ihm sprach: „Saul, Saul, was verfolgst du mich!“[2] Dreimal hat die Apostelgeschichte die Erzählung ausführlich gebracht; nicht ohne manche Verschiedenheiten, ja selbst Widersprüche im einzelnen, stets dasselbe Bild des völlig unvermittelten himmlischen Wunders[3].

Aber wir sind nicht auf diesen späteren Bericht ange-

wiesen. Paulus selbst hat immer wieder von diesem entscheidenden Tag seines Lebens gesprochen. „Brüder, ich tue euch kund, daß das Evangelium, das ich verkündet habe, nicht Menschensache ist. Habe ich es doch auch nicht von einem Menschen empfangen, noch durch Unterricht gelernt; sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi. Ihr habt ja gehört von meinem früheren Wandel im Judentum, wie ich ganz besonders die Gemeinde Gottes verfolgt und verstört habe, und habe es im Judentum vielen Altersgenossen in meinem Volke zuvorgetan, als übergroßer Eiferer, der ich war, für die Ueberlieferungen meiner Väter. Als es aber dem, der mich von Mutterleibe an ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat, gefiel, *seinen Sohn in mir zu offenbaren*, auf daß ich ihn unter den Heiden verkünde, da beriet ich mich sofort nicht mit Fleisch und Blut, ging auch nicht hinauf nach Jerusalem" . . .[1] — „*Er erschien* dem Kephas, dann den Zwölfen . . ., dann erschien er dem Jakobus, dann den Aposteln allen; zuletzt von Allen, als der Fehlgeburt, erschien er auch mir."[2] — „Bin ich nicht frei? Bin ich nicht ein Apostel? Habe ich nicht den Herrn gesehen?"[3]. Das sind die Hauptstellen, an denen Paulus seine Bekehrung erzählt, auch hier freilich nicht um ihrer selbst willen, sondern gezwungen, sie zum Beweis für andere Dinge heranzuziehen. Aber auch sonst finden sich Anspielungen genug auf sie. Besonders schön ist das Lebensbekenntnis Phil. 3, 4—12, in dem Paulus schildert, wie er all seinen jüdischen Stolz dahingegeben hat, um den Christus zu gewinnen und die „Kraft seiner Auferstehung", wie er sich mit aller Macht ausstreckt, um die Vollendung zu ergreifen, nachdem er selber von Christus „ergriffen worden ist". Und diesen Ergriffenen führt Gott im Triumph als seinen Gefangenen durch die Länder[4]. Ein Zwang, das Evangelium zu verkündigen, liegt seit jenem Tage auf dem Apostel[5]. „Der Gott, der gesagt hat: aus der Finsternis soll Licht leuchten", der „hat es in seinem Herzen tagen

lassen zum strahlenden Aufgang der Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes auf dem Antlitze Christi“ [1].

Also auch Paulus hat das Erlebnis für eine übernatürliche Erscheinung gehalten; nach seinen Worten würden wir freilich mehr an ein Schauen eines himmlischen, strahlenumflossenen Angesichts denken als an einen bloßen Lichtschein, und die Himmelsstimme erwähnt Paulus nicht. Seine Worte führen uns aber weiter nach einer andern Richtung. Er hat den Herrn „gesehen“ und gleichzeitig hat Gott seinen Sohn „in ihm“ geoffenbart. Das zwingt uns zu der Frage, ob dieses Sehen nicht jenes Sehen mit dem inneren Auge der Seele war, das in der Geschichte der Religion allüberall eine so große Rolle spielt. Die Menschen „sehen“ ja auf zwei Arten; beide scheinen dem, der sie erlebt, ganz in gleicher Weise außer ihm stehende Wirklichkeit zu vermitteln, und sie sind sich doch genau entgegengesetzt, unser normales Sehen und das visionäre Schauen. Jenes gründet sich auf physikalisch von außen übertragene Netzhautbilder, dieses auf Netzhautbilder, die von innen heraus bei großen seelischen Erschütterungen entstehen.

Wenn Paulus nun selber sein Sehen als ein zugleich inneres und äußeres Erlebnis nimmt, so haben wir allen Grund, an ein visionäres Schauen bei ihm zu denken. Dazu kommen Beispiele aus der ganzen Geschichte der Menschheit. Oder wollen wir den Propheten Jesaja, der den Herrn im Tempel sitzen sah und das Heilig! heilig! heilig! der Seraphinen hörte, anders behandeln als Paulus? Wollen wir der Jungfrau von Orleans, die in demselben Lichtglanz wie Paulus die Heiligen ihres Dörfchens schaute, absprechen, was wir bei Paulus für möglich halten? Dürfen wir nur diesen einzigen Lichtglanz von Damaskus für überirdisch halten, und nicht auch den Lichtglanz, in dem etwa ein frommer griechischer Mönch, wie er uns erzählt, seinen Herrn gesehen und im Wechselgespräch gefragt hat? Dürfen wir in diesen und in

vielen andern Fällen unserer allgemeinen Weltanschauung wegen einen natürlichen Vorgang, bei Paulus jedoch gegen dieselbe Weltanschauung ein übernatürliches Ereignis annehmen? Ueberdies aber wissen wir, daß Paulus in entscheidenden Stunden seines Lebens Visionen gehabt und in wichtigen Augenblicken nach Träumen gehandelt hat. So berichtet einer seiner Begleiter in der Apostelgeschichte von dem bekannten Traum zu Troas, in dem Paulus einen Makedonier sah und die Worte hörte: „Komm herüber und hilf uns!“ [1] So erzählt uns Paulus selbst, er sei auf empfangene „Offenbarung“ hin nach Jerusalem gegangen [2]. So hat er endlich [3] mit ganz denselben Ausdrücken „Offenbarungen“ und „Gesichte“, die er auch bei seiner Erzählung von Damaskus verwendet, Erlebnisse bezeichnet, die heute niemand mehr für etwas anderes als für Visionen hält, nämlich einen Flug in den dritten Himmel und einen ins Paradies, wobei er „unaussprechliche Worte hörte, die kein Mensch wiedergeben darf“. Wenn man behauptet hat, Paulus erwähne hier, wo er von seinen Visionen spricht, deshalb die Erscheinung von Damaskus nicht, weil sie etwas ganz anderes gewesen sei, so ist das falsch; der Grund ist vielmehr der, daß Paulus die Erscheinung von Damaskus den Korinthern bereits erzählt hat, weil sie ein feststehender Teil seiner Missionspredigt war [4]. Im Gegenteil ist aller Nachdruck darauf zu legen, daß Paulus jene Himmelsreise zu seinen höchsten Erlebnissen gezählt, mit denselben Ausdrücken bezeichnet und für ebenso objektiv wirklich gehalten hat, wie sein Erlebnis vor Damaskus. Wenn man also jene Himmelsreisen um unseres Weltbildes willen, das keine Himmelsräume mehr kennt, für Visionen hält, so soll man auch denselben Schluß für das Ereignis vor Damaskus ziehen. Wenn man ferner gemeint hat, die Blindheit, die den Apostel eine Zeit lang befallen habe, beweise doch, daß eine äußerlich blendende Einwirkung auf seine Augen stattgefunden haben müsse, so ist dagegen zu sagen, daß gerade dieser Zug im Bericht der Apostel-

geschichte, die Erzählung von der Heilung und Unterweisung des Apostels durch Ananias nicht nur bei Paulus gänzlich fehlt, sondern auch gegenüber der feierlichen Versicherung des Apostels, er habe sich nicht mit „Fleisch und Blut" beraten[1], nur schwer festzuhalten ist. Andrerseits ist darauf hinzuweisen, daß ebenso gut wie ein Erbleichen der Haare durch einen plötzlichen Schreck so auch eine Störung des Auges durch seelische Einwirkung stattfinden kann.

Nach allem also müssen wir ein inneres Erlebnis Sauls, eine Vision als das annehmen, was seines Lebens Umschwung herbeigeführt hat. Oder vielmehr nicht herbeigeführt, sondern begleitet hat. Denn Visionen sind immer Folgeerscheinungen entweder von geistiger und körperlicher Erkrankung oder von schweren inneren Kämpfen — oder von beidem.

Können wir uns heute noch ein Bild von dem machen, was in Sauls Seele an jenem Tag von Damaskus vorging? Das ist die Frage, an deren Beantwortung das volle Verständnis des Apostels hängt. Kämpfe, die in unsern Seelen viel weniger stürmisch verlaufen, verdichten sich in großen Menschen oft zu Visionen. Leib und Seele erschüttern sie, bis endlich die Entscheidung in einem „wunderbaren" Ereignis mehr den Menschen überfällt als von ihm getroffen wird.

Der Kampf.

Der Rabbi Saul hatte eine große Seele empfangen. Heißer liebte er als die meisten, und heißer war auch sein Haß. Noch aus den Briefen des gereiften Mannes lodert die Glut einer Feuerseele, der das ganze Leben in gewaltige Kontraste auseinanderstrebt. Himmel und Erde, Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Geist und Fleisch, Gott und Teufel, Wahrheit und Lüge: wie sein Volk in diesen Kontrasten lebte, so ging die glühende Seele des jungen Saul ganz und gar in ihnen auf. Kampf und Ringen ist sein Leben gewesen; erst für, dann wider

das Gesetz hat er gestritten, mit dem Einsatz seines ganzen Lebens, mit Hingabe aller frohen Stunden und der Ruhe vieler Nächte, mit Verzicht auf das Glück einer Ehe, auf die Liebe von Kindern, auf den Frieden einer Heimat. Gestritten hat er bis zum Mord zu Gottes Ehre. Auch als Christ noch hat er den schweren Sünder verflucht „zum Verderben seines Fleisches“[1]; als Apostel noch hat er sein Anathema gerufen wider alle, die ein anderes Evangelium lehrten, und wenn es selbst ein Engel vom Himmel wäre![2] Wo Feuer ist, da sind auch Schlacken und Asche. Paulus hat auch jene unheimliche, dämonische Größe an sich, die uns mehr erschüttert und erschreckt als erhebt.

Glühender als die andern hat diese Seele in den großen Hoffnungen ihres Volkes gelebt, und heißer hat sie nach den großen Gütern der Zukunft gerungen als die Kleinen, die von den Freuden und Leiden dieser Welt halb oder ganz ausgefüllt werden. Inniger und strenger war sein Kampf um Reinheit der Seele, aber auch jubelnder und feuriger seine Hoffnung auf Ehre und Himmelsglorie, auf die Verherrlichung seines Volkes und die Niederwerfung aller Heiden und Feinde Gottes zum Schemel seiner Füße. Der Trotz und die Erbitterung, die alle edleren jüdischen Seelen der Zeit durchziehen, haben in Paulus eine Macht des Widerstandes und der Gleichgültigkeit gegen die Welt entbunden, die alles Aeußere übersehen ließ und immer auf das Innerste und Wesentliche drang. Sie haben aber auch jene Zukunft, in der Freiheit, Ehre und Himmelsglorie die geknechteten Söhne seines Volkes krönen sollten, um so herrlicher erstrahlen lassen. Noch der Christ hat diese Güter als die höchsten geschätzt und als den köstlichsten Schatz das im Herzen getragen, daß er sich frei fühlen konnte und das Unterpfand himmlischer Glorie, den heiligen Geist, im Herzen reden hörte mit unaussprechlichen Seufzern. Auch den Himmel malt sich der Mensch nach den Leiden seines Lebens. Und was er hofft, das wird ihm zum Gericht.

So war er. In allem ein ganzer Mensch, mit Leib und Seele sich hingebend an das, was ihm heilig war. Viele seiner Altersgenossen in seinem Volk übertraf er an Eifer für die vaterländischen Ueberlieferungen[1], er darf sich sogar das weitere Zeugnis geben, daß er in der Gerechtigkeit, die das Gesetz verlangt, „untadelig" gewesen sei[2].

Und doch war Saul in seiner Hoffnung und in seinem Jagen nach der Gerechtigkeit des Gesetzes[3] nicht glücklich, nein das ist zu schwach: ein gequälter und zerrissener Mensch.

Schon das ist gewiß, daß eine Seele wie die, welche dem Pharisäer Saul geschenkt war, auf die Dauer bloß in der Hoffnung und nur in der Buchreligion nicht leben kann. Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so dürstet sie nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Es ist immer dasselbe in allen Prophetenseelen, ob die Stimme des lebendigen Gottes nun spricht „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe", oder ob sie aus dem bösen Gewissen anklagend fragt „Saul, Saul, was verfolgst du mich?", oder ob sie zu einem Augustin aus Kindermund oder zu Luther in Bibelworten vernehmlich redet: Gottes Stimme zu hören, danach geht die Sehnsucht der Propheten hinauf zum Himmel, bis der Himmel sich öffnet und in einer höchsten Stunde die Bahn ihres Lebens vor ihrem entzückten Blicke aufleuchten läßt. Das sind die Stunden, in denen alle Ueberlieferungen schwinden, in denen alle Mittel dahinfallen, durch die auch die großen Seelen nach der Väter Weise ihres Gottes Willen zu erkennen suchen.

Aber viel Gewaltigeres kam hinzu aus dem Wesen der Gesetzesreligion selber.

Für mittelmäßige, schwache und gebrochene Naturen freilich läßt sich gar nichts Besseres denken als eine Gesetzesreligion. Nicht ohne Grund hat der Katholizismus eine ungeheure Macht über die Massen, und immer wieder füllen sich die Klöster mit Tausenden, die nicht erleben, was Martin

Luther im Kloster durchmachen mußte. Warum? Dieser ununterbrochene Betrieb einzelner „frommer“ Handlungen, dies Gerölle von unverstandenen, aber heiligen Gebräuchen, das die Jahrhunderte zusammengeschwemmt haben, beschäftigt die Seelen, denen es in sich selbst unheimlich geworden ist, mit Außendingen und heißt sie Werke tun für Gott. So gewährt die Gesetzesreligion ihnen tausend kleine Befriedigungen, erzeugt in ihnen den naiven Glauben, daß sie viel für Gott tun, lenkt die Aufmerksamkeit von dem Innenleben ab und schafft Beruhigungen und Tröstungen, wie sie die Menschen wollen. Sie stellt die Sünde in eine Linie mit den Tausenden von kleinen Verstößen gegen Sabbat und Fastengebote oder Ordensregeln, indem sie den scheinbar tiefsinnigen Fortschritt macht, alle Sünden als Verstoß wider Gottes Gebot anzusehen, und gibt gerade dadurch den Oberflächlichen wieder den leichtfertigen Trost, man könne das wahrhaft Böse durch die Beobachtung von massenhaften Aeußerlichkeiten wieder gut machen. Solange eine solche Religion der Gesetzlichkeit — seien die Gesetze nun liturgische oder kultische oder sittliche oder dogmatische — mit dem Durchschnitt der Menschen, mit ihrer Faulheit und Oberflächlichkeit, mit ihrem Streben nach kleinen Beruhigungen und ihrem Abscheu vor allem Wahren und Ganzen, zu tun hat, geht alles gut.

Aber wenn Seelen, wie Saul und Luther sie hatten, mit dem Gesetze zusammentreffen, so fühlen sie mit der Sicherheit der Wahrhaftigkeit, daß hier kein Lebensziel für einen Mann geboten wird, sondern ein künstlich zusammengeleimtes Etwas, das keine volle und starke Lebensfreude und Begeisterung zum Tun des Guten zu wecken vermag. Als den „Zuchtmeister“, den Sklaven, der mit fester Hand den gerne andern Dingen nachstrebenden Jungen zum Lehrer zwingt[1], als ein Gefängnis, in dem er eingeschlossen war und bewacht wurde[2], hat Saul das Gesetz gefühlt, nicht als ein frei und gut machendes Ideal. Ehrliche und wahre Naturen suchen

Ideale; sie beugen sich gerne, in dem Gefühl, daß sie in dieser Unterwerfung innerlich frei werden und ein erhebendes, einheitliches Lebenswerk schaffen. Aber das Gesetz bot nichts dergleichen und wird es niemals bieten, einerlei aus was für Geboten es sich zusammensetzen mag.

Noch schlimmer ist, daß in dem Gesetze nur selig werden kann, wer in einer „Lebenslüge" zu leben vermag. Wahrhaftige und ganze Menschen können das nicht. Sind sie nicht kräftig genug, so sterben sie an der Lüge; sind sie stark, so stirbt die Lüge an ihnen. Die Lüge des Gesetzes war — wie sie es immer war und ist — daß es behauptete, man könne es erfüllen. Jeder merkte und jeder wußte unter Sauls Genossen, daß das nicht möglich war; aber man gestand es sich nicht ein. Die Alten hielten sich vor den Jungen so, als ob es möglich wäre; einer glaubte es vom andern und gestand sich selbst nicht ein, daß es unmöglich war. Man half sich der eigenen Sünde gegenüber mit den Gedanken an andere Gerechte und stieg hinab ins ferne Altertum, zu Henoch und Noah und Daniel, um sich „Anwälte" für die Seele zu holen. Man hoffte, Gott werde eins in andere rechnen und flehte inzwischen um Barmherzigkeit; im ganzen aber ließ man die Lüge bestehen, und tat so, als ob alles gut wäre.

Unter ungeheuren inneren Kämpfen hat Paulus diesen Lügenschleier zerrissen. Zwei Erfahrungen hat er mit dem Gesetz gemacht, und um so stärker gemacht, je ernster er es nahm. Die erste macht jeder, der eine von außen als Autorität gegebene Summe von einzelnen Geboten mit der Kraft seines Entschlusses zu halten sich abmüht. Paulus hat sie so beschrieben: „Ich weiß gar nicht, was ich tue, denn ich tue nicht das, was ich mir vorgenommen habe, sondern, was ich verabscheue, das tue ich . . . . So finde ich das Gesetz: wenn ich das Gute tun will, so ist mir das Böse zur Hand. Denn ich stimme zwar freudig dem Gesetze Gottes zu nach dem inneren Menschen, sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern,

das gegen das Gesetz meines vernünftigen sittlichen Willens kämpft und mich gefangen hält unter das Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern wohnt." [1]

Die zweite Erfahrung ist die, daß gerade an dem Gesetz die Sünde im Menschen aufwacht: „Was sollen wir sagen? Ist das Gesetz Sünde? Das sei ferne! Aber ich hätte die Sünde nicht gekannt, wenn nicht durch das Gesetz. Denn auch die böse Lust hätte ich nicht gekannt, wenn nicht das Gesetz sagen würde „Laß dich nicht gelüsten". Die Sünde hat das Gebot benutzt, um alle böse Lust in mir hervorzurufen. Denn ohne das Gesetz war die Sünde tot. Ich lebte einst ohne das Gesetz. Da kam das Gebot, und die Sünde gewann Leben, ich aber verfiel dem Tod. Und das Gebot, das Leben geben soll, ward mir zum Tod. Denn die Sünde benutzte das Gebot dazu, mich zu betrügen und durch das Gebot mich dem Tode zu weihen" [2]. Das war die größte Gefahr, an die meistens die Gesetzgeber nicht denken, die aber jedes Gesetz hat; denn Gesetz ist allermeist Verbot, nicht Locken mit dem Guten, sondern Untersagen des Bösen. Und eben darin liegt das Verführende, das die Neugier reizt und den Trotz aufstachelt. „Du sollst nicht, du sollst nicht, du sollst nicht!" Auch unser Katechismusunterricht sollte diese Tatsache mehr in Betracht ziehen, damit er nicht ein Unterricht in der Sünde werde und zum Bösen locke. Unschuld geht verloren auch schon durch das Wissen des Bösen. Mit Entsetzen hat das der junge Saul erlebt; und das Gesetz, das andere priesen, das er selbst über alles verehrte, ihm ward es zum Verderben. Es war also nicht wahr, was der fromme Psalmensänger sagte: Paulus war nicht wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen; nicht Friede fand seine Seele, nein, er mußte das Furchtbare erleben, daß sich ihm das heilige, gerechte und gute Gesetz in eine dämonische Verlockung zur Sünde wandelte.

Immer fühlbarer sank der Fluch des Gesetzes auf ihn nieder, je genauer er es kennen lernte und je peinlicher er

es zu erfüllen suchte. Seine gewaltige, trotzige und feurige Natur, die das Gute so leidenschaftlich wollte, sie gerade stürzte ihn in tausend Sünden hinein, die ihn immer weiter von Gott abführten. Furchtbare Stunden der Qual für den Pharisäer, bis er endlich erkannte: Es ist alles umsonst. Auch du gehörst zu den Verlorenen, zu den Verworfenen. Sonst würde sich dir nicht aller Eifer für das Gesetz, für deiner Väter heilige Ueberlieferungen, zum Bösen kehren. — Da hat er sich als ein wahrhaftiger Mensch selber das Urteil gesprochen. Alle die kleinen Tröstungen, mit denen sich die anderen halfen, nützten ihm nicht. Er war zu stark, zu trotzig und zu wahr für sie. Er sprach sich schuldig. Ihm war das heilige Gesetz der Väter ein Gesetz der Sünde und des Todes geworden [1]. In solchen Stunden hat er sich, seinen Leib, tödlich gehaßt in Furcht vor dem ewigen Verderben [2].

Und was er einst, wie unsere Kinder, mit halber Seele von der Erbsünde und vom bösen Keim gelernt hatte, das offenbarte sich ihm nun als eine furchtbare Wirklichkeit.

„Zwei Gesichter" hat die Welt, zwei auch der Mensch. „In Sünden empfangen und geboren", so sagt das Leben zu den einen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein", so spricht es aus den anderen. Zu beiden sagt es Wahres. Aber in manchen Menschen löscht die einseitige Lebenserfahrung alle anderen Eindrücke fort. Aus jenen Stunden des Unterliegens hat Paulus den schweren Pessimismus mitgebracht, der am Menschen gar nichts Lichtes und Reines mehr sieht. Und wenn er da und dort wieder zugegeben hat, daß des Menschen Vernunft und selbst der Heiden Gewissen und die Gedanken, die einander verklagen und entschuldigen, auf Besseres im Menschen weisen: das Wichtigste war ihm doch, daß die Kraft zum Tun des Guten dem Menschen fehlt. Fehlt, weil er Mensch ist, weil er als Mensch „Fleisch" ist. Je härter Saul gerungen hatte, desto sicherer war es ihm geworden, daß es nicht an seinem Wollen lag, sondern an den vom Willen un-

bezwingbaren Mächten des Trieblebens, die ihm als Mensch mitgegeben waren. „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt. Das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen des Guten nicht ... So bin ich es gar nicht, der da handelt, sondern die in mir wohnende Sünde.“ [1]

Wenn er sich das klar machte, dann zog wie ein furchtbares Gespenst aus der Hölle ein letzter Haß durch seine Seele, Haß gegen Gott! Denn „wer ist es, der es in der Welt so eingerichtet hat?“ Wer hat dem Menschen Vernunft und Gewissen gegeben, daß er innerlich dem Gesetz Gottes zustimmt, und wer hat ihm Fleisch und Blut gegeben, daß er immer wieder unterliegt? — Da hat der Pharisäer mit Entsetzen erlebt, daß das tiefste Trachten des Fleisches Tod ist und Haß gegen Gott! [2]

Der Christenverfolger.

Solche Stunden durchlebte Saul immer wieder, auch in der Zeit, da er nach dem Tode Jesu nach Jerusalem kam und dort die neue Sekte vorfand, die einen vom Hohen Rat wegen Gotteslästerung verurteilten Bauern, den die Römer als Rebellen gehenkt hatten, als Messias ausriefen und täglich neue Seelen im Volk für ihn gewannen.

Schwächere und weichere Menschen als Saul würden, ihres eigenen inneren Kampfes eingedenk, sich vielleicht zurückgehalten haben. Wie er war, flammte er in wilder Empörung auf. Ein Kinderspott sollten die großen Hoffnungen seines Volkes werden? Einen Verbrecher, den der verhaßte Römer ans Kreuz geschlagen hatte, der unter dem Gespött und Gelächter der Soldaten den Purpurmantel als „König der Juden“ getragen hatte, von dessen Schandpfahl herab die höhnende Inschrift den Frommen Israels verkündet hatte, was die Unreinen und Gesetzlosen von den herrlichen Verheißungen hielten — einen Menschen, der so alles in den Staub gezerrt hatte, was seinem Volke das Heiligste war, den fuhren die

Christen fort als den Messias zu verkündigen! In ihm sollten die Verheißungen seines Volkes Ja und Amen sein! Nein, das Kreuz, der Galgen war ein „Aergernis", das den frommen Juden mitten ins Herz traf[1]. Daß das Gesetz 5. Mos. 21, 23 jeden Gehenkten einen Verfluchten nannte, kam noch steigernd hinzu; aber das Furchtbarste war doch der Anstoß des Gemütes: wenn dieser Gehenkte der Messias war, dann war es aus mit den Hoffnungen der Väter, dann brach alles zusammen und nicht bloß der Pharisäismus, den jener mit Ironie und Schmähworten im Volk verächtlich gemacht hatte. So ward Saul zum Verfolger. Er sah nur noch das eine Ziel: Vernichtung und Ausrottung dieser Wahnwitzigen und Gotteslästerer! Mit tiefem Schmerze hat er später an diese Zeit seines Lebens zurückgedacht, in der die Wildheit seines Temperaments sich mit dem Heiligsten, das er kannte, verband, um in einen Fanatismus auszubrechen, der kein Mittel der Gewalt scheute[2]. Damals aber glaubte er, es sei ein Höhepunkt seines Lebens, wenn der Leichnam eines Christen, von den Steinwürfen der Menge zerfetzt, blutüberströmt zu seinen Füßen lag[3]. Mord um Gottes willen! Das Finsterste und Größte, was Menschen tun können für Gott und das Heil ihrer Mitmenschen, wie sie es verstehen.

Und doch löste das Christentum in Saul auch ganz entgegengesetzte Gedanken und Gefühle aus. Freilich können wir diese nur noch erschließen, während alles Bisherige auf klare Worte des Apostels selber zurückgeht. Aber heißt es zu viel erschlossen, wenn man annimmt, daß die Treue, der Todesmut und die Liebe der Christen untereinander und selbst gegen ihre fanatischen Verfolger auf die Seele Sauls Eindruck gemacht hat? Die wundervolle Szene des ersten Martyriums, wie sie die Apostelgeschichte schildert[4], verdankt gewiß auch der Kunst des Darstellers ihren Glanz und ihre Größe; aber die Wirklichkeit wird nicht kleiner gewesen sein als dieses Bild. Die Ruhe und Zuversicht, die er vergeblich suchte, leuchtete

aus diesen Gesichtern, die allzeit „den Himmel offen sahen und den Menschensohn stehend zur rechten Hand Gottes".

Und dann dieser Menschensohn selber! Sie sagten ja nicht nur, daß er gekreuzigt ward, sie bewiesen auch aus der Schrift, daß es um der Sünde des Volkes willen so geschehen mußte[1]. Sie gaben ja nicht bloß zu, daß er begraben war, nein, sie behaupteten auch, daß er auferstanden sei von den Toten am dritten Tage nach der Schrift![2] Sie bezeugten, daß sie ihn im Himmelsglanz wiedergesehen hatten und daß er von dort ihnen die wunderbare Kraft aus der Höhe[3] gesandt habe. Sie erlebten, wie sich an ihnen die Weisjagung Joels erfüllte, daß Jünglinge Gesichte sehen und Greise Träume haben sollten; und der Geist Gottes war auf Knechte und Mägde ausgegossen[4], daß sie wie die Propheten redeten und in neuen Zungen die großen Taten Gottes verkündigten[5]. Das alles wird doch auch auf den Gegner den tiefsten Eindruck gemacht haben. Denn es war eine einzige Tatsache von erschütternder Macht, gegen die man sich mit der Brandmarkung als Wahnsinn und mit der Verfolgung wehren, für deren Größe man aber eben damit unwillkürlich Zeugnis ablegen mußte.

Und endlich im Hintergrund dieses ganzen Glaubens das Bild eines Mannes, der zwar von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten verworfen war, der sich aber an jedes Gewissen, das für das Heilige, und an jeden Geist, der für Größe offen war, klar genug bezeugte. Und klar und groß ist auch das Bild, das Paulus von ihm in der Seele trägt. Er hat dies Bild nicht erst nach der Bekehrung durch Unterricht gewonnen; er sagt geradezu, daß er einen solchen Unterricht nie empfangen habe[6]. Auch ist er drei Jahre nach seiner Bekehrung zum ersten Mal und auch da nur für vierzehn Tage nach Jerusalem zu den Jüngern gegangen[7]. Also hat er die Umrisse des Bildes Jesu schon vorher kennen gelernt und das Wesentliche an ihm mit der Sicherheit des genialen Menschen gespürt. Es handelt sich hier nicht um die Stellen, die

jetzt im Kampf um die Geschichtlichkeit Jesu in den Vordergrund gerückt sind, nicht um die Sätze, die beweisen, daß Paulus Jesus als einen geschichtlichen Menschen seiner Zeit gekannt und mit seinem Bruder Jakobus selber gesprochen hat[1], einen Menschen, der aus Davids Stamm[2] und wie jeder Mensch vom Weibe geboren und wie jeder Jude „unter das Gesetz getan" ward[3]. Es handelte sich auch nicht um einzelne Tatsächliches wiedergebende Sprüche, wie den Abendmahlstext[4], das Verbot der Ehescheidung[5] und die Erlaubnis für die Apostel, vom Evangelium zu leben[6]. Hier handelt es sich um das Gesamtbild der Persönlichkeit Jesu, das aus den Briefen des Paulus ebenso gewaltig und voll Liebe hervorleuchtet wie aus den Evangelien. Gewiß legt Paulus die Züge dieses Bildes auch dem erhöhten Herrn bei, den er als Christ erlebt; aber ebenso selbstverständlich ist, daß diese Züge nicht aus der Natur des Himmelswesens erschlossen, sondern aus dem Menschenbild in das himmlische eingetragen sind. Wie Jesus nicht sich selber zu Gefallen lebte, sondern die Schmähungen der Gottesfeinde auf sich nahm[7], so ist er überhaupt gehorsam gewesen und zum Liebesopfer bereit bis zum Tod[8], demütig bis zum Tod am Kreuz[9]. Seine Sanftmut und Milde[10] ruft sich Paulus ins Gedächtnis, ehe er seinen Feinden entgegentritt; seine Wahrheit, wenn er selber die Wahrheit sagen will[11], und das Wort Jesu, daß unser Ja ein Ja sein soll, steht ihm auch sonst vor der Seele[12]. Seine Liebe, die sich in den Tod gab, hält den Apostel jetzt umfangen[13] und nichts kann ihn von ihr trennen[14]. Auf dem Hintergrund dieses Bildes gewinnt dann eine Reihe von Worten erst ihre ganze Bedeutung, Worte wie „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz des Christus erfüllen!"[15] „Dem Christus dienen", das heißt Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist haben[16], nicht den Menschen und nicht sich selbst zu Gefallen leben, sondern Gott[17]. Und wenn Paulus einmal — ganz gegen seine eigentliche Lehre — sagt,

daß „Liebe des Gesetzes Inhalt" sei[1]; wenn er gebietet: „Segnet die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht!" [2]; wenn er jeder kultischen Auffassung des Heiligen gegenüber „in dem Herrn Jesus" feststellt, daß nichts an sich unrein ist[3]; wenn ihm nicht die ekstatische und enthusiastische Form der Religion, sondern ihre Umsetzung in die Kraft der Liebe das Kennzeichen des Christentums ist[4]; wenn ihm „in Jesus Christus" weder der jüdische noch heidnische Nationalstolz etwas gilt, sondern allein Glaube, der sich in der Liebe auswirkt[5]: so ist es ganz gewiß ein Anderer und Größerer, der hinter diesen Worten steht. Daß Paulus ihn gekannt hat, ist sicher aus jenen anderen unwesentlicheren Notizen; darum ist auch gewiß, daß hier überall sein Wesen und sein Wort im tiefsten wirkt.

Das alles war in dem Pharisäer; aber es war unterdrückt. Dieser Jesus konnte trotz allem nicht recht haben. Denn wenn er recht hatte ... wenn sein Tod in Wahrheit für die Sünden war: ein Sühnopfer für all die anderen — nicht mehr Blut von Stieren und Böcken und Asche der roten Kuh, sondern das Leben des Sohnes Gottes selber ..

Der Umschwung.

Bekehrungen sind nichts anderes als das Sieghaftwerden unterdrückter Gedanken, Gefühle, Gewissensregungen. Wenn die widerstreitenden, bis jetzt herrschenden Gefühle und Gedanken lange genug in sich zerkämpft und zermürbt sind, wenn sie nur noch als Qual die Seele wund machen, dann kommt der Tag, wo der Mensch sie wegwirft, nein, wo sie von ihm abfallen; denn machen kann er es nicht. Man mag die Geschichte Luthers oder Augustins berühmte Konfessionen oder, wenn man moderne Menschen will, Tolstois Beichte oder Nietzsches Bücher aus der Zeit seines Abfalles von Schopenhauer und Wagner lesen, es ist immer dasselbe Bild. Bekehrungen sind lang angebahnte Prozesse des inneren Lebens, auch wo sie auf

Tag und Stunde festgelegt werden können, mag es nun jener Tag sein, an dem die Stimme eines Kindes im Nachbargarten ruft „Nimm und lies!“ oder da die Bayreuther Festspielhalle dem jungen Idealisten die Hohlheit einer in allen Raffinements der Kultur auftretenden theatralischen Entsagungslehre enthüllt.

Ob bei Paulus irgend ein Aeußeres dazukam, wissen wir nicht. Wenn die Apostelgeschichte mit dem, was sie von der Himmelsstimme erzählt, recht hat, dann war das böse Gewissen ausschlaggebend.

Denn nichts anderes als das böse Gewissen ist es, was aus den Worten: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ ruft. Und wenn einer der Berichte noch die Worte: „Es wird dir schwer sein, wider den Stachel zu löcken!“ hinzufügt, so geben auch sie wunderbar den Seelenzustand wieder, der sich uns aus des Apostels Aussagen erschlossen hat[1]. Wie ein Tier, das der Treiber mit dem Stachel vorwärts peitscht und das sich sträubend ausschlägt, um durch den Schmerz stets von neuem vorgetrieben zu werden, so ists dem wunden Menschen zumut, der sich da aufmacht, neuen Christenmorden entgegen. Er will töten lassen und geißeln für dasselbe Gesetz, das ihn erdrückt, das sich ihm in Sünde wandelt, das ihn zum Tode verurteilt! Und die anderen besaßen, was er selbst nicht hatte: Frieden und Kraft, leuchtend aus dem Bild des Auferstandenen und aus dem Glauben an einen Gott, der nicht Gerechtigkeit, sondern Liebe ist, zu dem sie Abba schrieen.

Alles war in dieser Seele bereit, daß der Umschwung kam. Wenn er gerade als Vision kam, so lag das einmal an dem geistigen Wesen des Mannes, der hier rang; es lag aber auch daran, daß schließlich alles sich auf die Frage zuspitzte, ob Gott sich wirklich zu dem Gehenkten bekannt und ihn durch die Auferstehung von den Toten als Christus ausgewiesen habe. Man mußte ihn sehen und die Kraft seiner Auferstehung am eigenen Leben erfahren, wenn man überzeugt sein wollte.

So kam die Stunde, da er den Herrn sah und Apostel ward, da es Gott gefiel, seinen Sohn in ihm zu offenbaren. Mit diesem „in ihm" erreichen wir das letzte, die Mystik, die fortan die Seele des Mannes ganz ausfüllt. Ob es rein das Erlebnis war, was diese Christusmystik schuf, oder ob auch hier irgend eine Ueberlieferung hinzukam, läßt sich heute nicht mehr bestimmt sagen. Eigen und stark ist jedenfalls, was sich in dem Apostel hier ausspricht. Mit der gleichen Kraft des Selbsterfahrenen ringt sich der Schrei der Verzweiflung und das Bekenntnis des Ueberwindens aus ihm los: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus diesem Todesleibe" [1] und: „Nicht ich lebe mehr, es lebt nur Christus in mir. Was ich aber jetzt noch im Fleisch lebe, das lebe ich nur noch im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich geopfert hat" [2]. An jenem Tage vor Damaskus ist Saul gestorben, gerichtet durch das Gesetz nach eigenem unerbittlichen Urteil. Ein Toter wandert von nun an über die Erde. Und doch ein Lebender, ein Lebender nicht aus eigener Kraft, sondern aus himmlischer Gnade und übernatürlichem Leben heraus.

Das neue Leben.

„In Christus Jesus".

„Ist einer in Christus, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen. Siehe es ist neu geworden!" [3] Luther hat das Wort „Alles" dem Satze zugefügt. Und er hat Recht daran getan. Denn in diesem einen Erleben „Christus in mir" und „ich in Christus" kann Paulus die ganze Fülle des Neuen umfassen, das ihm geschenkt ward. „In Christus" weiß er sich gerechtfertigt[4], losgesprochen von aller Schuld, kein Verdammungsurteil ruht mehr auf denen, die in Christus Jesus sind[5]. Wie sie durch den Tod des Gottessohnes versöhnt sind, so werden sie in seinem Leben gerettet werden".

Und in diesem Leben schon wirkt sich das neue Leben aus dem Himmel als ein wunderbares Erhaltenwerden des armen und gebrechlichen „irdenen Gefäßes“ aus, in dem der Apostel solchen köstlichen Schatz über die Erde trägt[1]. In Christus hat man endlich auch das Innerste: „Freude[2], Friede[3], Freiheit[4], Leben[5], Glorie[6] — alles spürt man wie ein warmes lebendiges Ausstrahlen von dem neuen Lebensmittelpunkt, der sich im Innersten gebildet hat.

Das Große, das Wunderbare ist nun nicht mehr eine ungewisse Hoffnung, sondern bereits im erlösten Menschen da; es erweist sich mächtig in todesmutiger Kraft[7], in alles ertragender Liebe[8] in unaussprechlichen Seufzern[9], im jubelnden Schrei „Abba, Vater!“[10] Der Himmel ist zerrissen. Er hat sein Bestes herniedergesandt; nicht einmal bloß dorthin an die Ufer des galiläischen Meeres, sondern stets und gegenwärtig wieder und wieder in das Herz des Gläubigen. Das Jenseits ist da. Wie eine leere Hülle, wie die Puppe des Schmetterlings braucht der Leib nur abzufallen, und in strahlender Glorie steht der neue Mensch da, ein Bild des erhöhten Herrn, in dessen Glorie er von einer Herrlichkeit zur andern verwandelt wird, seitdem ihm die Glorie Gottes auf dem Angesicht des Christus aufleuchtete und in sein Herz einzog[11]. „Wenn auch unser äußerer Mensch sich verzehrt, so wird doch der innere Tag für Tag neu. Denn des Augenblicks leichte Last an Trübsal erwirbt uns über alles Verhoffen und Fassen hinaus einen gewichtigen Schatz von Herrlichkeit für ewig, wenn wir nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare sehen; denn das Sichtbare ist zeitlich, das Unsichtbare ewig“[12]. Gewiß hat Paulus die jüdische Hoffnung nicht aufgegeben. Im Gegenteil er hat nur noch glühender auf den Tag des Herrn gewartet, nun ihm dieser Herr eine innerlich erlebte Macht der Güte und des Schaffens geworden war. Heimkehren zu dem Herrn Jesus[13], bei ihm sein zu können allezeit[14], das ist dann seines Lebens letzte Sehnsucht geworden. Aber er hatte

die Erfüllung schon erlebt. Was kommen konnte, würde nicht anders sein, als was er hatte. Und das ist wichtig geworden für die ganze Zukunft des Christentums. Soviel dieses auch von antikem Weltbild und antiken Zukunftsgedanken mit hereingenommen hat, wichtiger war, daß es die Gewißheit einer anderen Welt an die tiefsten sittlichen Erlebnisse knüpfte, an den erfahrenen Christus. Mag nun die urchristliche Hoffnung zusammengebrochen sein, mag auch das kirchliche Bild des Himmels vor dem modernen Weltbild vergehen, nie wird im Menschenherzen, das im tiefsten Grunde eine andere Welt als die der Sinnlichkeit erlebt hat, die Gewißheit sterben, daß es ein anderes, ewiges Wesen und Sein gibt hinter und über unserer Welt des Scheins und der Sünde. Und selbst der Glaube an das Nahesein einer anderen Gotteswelt im Rahmen unseres Erdendaseins hat einen Kern, der unverlierbar ist, weil er eine erlebte Wahrheit besitzt. Jeder sittlich schaffende Mensch arbeitet für die Menschen, denen er ins Auge sieht, deren Hoffnungen und Leiden er kennt. Ihnen will er das Gute; sie will er zu dem Bilde gestalten, das ihm als Menschenbild vor der Seele steht. Darum wird seine Arbeit eilend und seine Hoffnung drängend, auch wenn er nicht mehr glaubt, daß Erde und Himmel vergehen müssen, damit der Tag dem Edlen endlich komme. Aber auch dafür, daß er so schaffen kann, ist wesentlich, daß er die große Erneuerung erlebt hat und als Wahrheit in sich fühlt. So hat es Paulus „in Christus" erlebt.

Das alles sind Erlösungsgefühle von der höchsten Kraft. Die Sicherheit, mit der Paulus von nun an im Leben steht, in allen Kämpfen und sittlichen Entscheidungen, im Angesicht von Gefahr und Tod, sie ist nur der Ausfluß der anderen Sicherheit, daß nicht er selbst, sondern ein anderer, ein Höherer in ihm lebt. „Ich kann alles in dem, der mir Kraft gibt, Christus"[1]. Zu den Gefühlen aber tritt die mystische Theorie. Und hier ist es, wo Paulus ganz besonders von den Mysterien

gelernt haben wird. Die herrschende Vorstellung in diesen Religionen ist es ja, daß der Myste alles mit dem Gott erlebt, mit dem er sich vereinigt hat. So glaubt auch Paulus. „Mit Christus gekreuzigt und auferstanden", das war für ihn ebenso sicher wie die Lebensgefühle, die er unmittelbar empfand. „Ich bin mit Christus gekreuzigt — zwar lebe ich, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir"[1]. „Einer ist für alle gestorben; also sind sie alle gestorben. Und für alle ist er gestorben, damit sie, die noch weiter leben, nicht mehr sich selber leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist"[2]. Und so ernst er diese sittliche Verpflichtung nahm, so wahr hat er auch die Kraft dieses Gestorbenseins zu erleben geglaubt. Er trägt die Wundenmale Christi an seinem Leibe[3], und wird nicht mehr sterben, so Schweres auch dieses irdene Gefäß seines Leibes erdulden mag. Wenigstens die längste Zeit seines Lebens hat er, wie er diese unerwartete Kraft erfuhr, so auch das Wundersame glaubt, daß er nicht sterben, sondern „verwandelt" werden würde[4].

So umfaßt eigentlich dies Eine alles: die religiöse Gewißheit, die sittliche Kraft und die Erlösung von allem Druck des Erdenleides, alles was die Religion zu geben vermag. Und in der Tat hat man auch mit diesen Gedanken das Ganze der neuen Religion ausgesagt. Auch aus diesen Gedanken wachsen also starke Erlösungsgefühle und Kräfte eines neuen Lebens auf. All die knechtenden Mächte des Verderbens, Fleisch, Sünde und Tod, liegen hinter dem Menschen, der gestorben ist; die Glorie und Reinheit eines ewigen himmlischen Lebens ist ihm mit dem Auferstehen aus dem Tode angebrochen.

Es bringt nichts Neues hinzu, wenn Paulus sein mystisches Erleben in der anderen, der Gemeinde vor ihm geläufigeren Form als ein Innewohnen des heiligen Geistes oder des Geistes Gottes bezeichnet. Er wechselt ganz beliebig mit den Worten und spricht sogar vom Geiste Christi, ohne doch irgend etwas anderes zu meinen. Für ihn verwischen sich die

Umrisse so stark, daß er sagen kann: „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ [1]. Dabei darf man nicht meinen, er habe neben Gott nur ein himmlisches Wesen geglaubt und dieses bald Christus bald Geist genannt. So weit hat er theologisch gar nicht reflektiert. Er nimmt die Form der Aussage, die ihm gerade paßt; und um abzuwechseln, hat er dann oft eine sehr bunte Reihe von Formeln nebeneinander. Man lese einmal das Satzgefüge Röm. 8: „Ihr seid nicht mehr im Fleisch, sondern im Geist, wenn wirklich der Geist Gottes in euch wohnt. Wenn aber einer den Geist Christi nicht hat, der ist nicht sein. Doch wenn Christus in euch ist, so ist der Leib zwar tot der Sünde wegen, der Geist aber Leben der Gerechtigkeit wegen. Wenn aber der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird der, welcher Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen, um seines Geistes willen, der in euch wohnt“ [2]. Hier liegt der Fortschritt der Aussagen keineswegs in den verschiedenen Namen, die der heilige Geist oder der Christus im Erlösten trägt, sondern durchaus in den anderen Satzteilen, denn die Sätze wollen doch ganz einfach sagen: Wer Christ ist, hat auch den Geist Christi und darum, mag sein Leib dem Tode verfallen, ewiges Leben und Auferstehung. Rein rhetorische Gründe bedingen den Wechsel der Ausdrücke. Klar ist nur, daß diese Geistesmystik nicht ganz denselben Umfang des Erlebens ausdrücken kann wie die Christusmystik. „Sterben und Auferstehen“ kann man nur „mit“ Christus, nicht mit dem Geist. An Innigkeit und Kraft sind sich aber die Aussagen gleich, und oft laufen sie ineinander über, gerade an den schönsten Stellen der Briefe. Nur noch einmal diesen vollen Klang: „Alle, die vom Geiste Gottes getrieben werden, sind Gottes Söhne. Und das erkennen wir so:] Habt ihr doch nicht einen Sklavengeist empfangen, der euch wieder zur Furcht antriebe! Nein, ihr habt

einen Sohnesgeist empfangen, in dem wir rufen: Abba! Vater! Gerade dieser Geist bezeugt mit unserm Geist zusammen, daß wir Kinder Gottes sind. Wenn aber Kinder, so sind wir auch Erben, Erben Gottes, Miterben Christi, wenn wir nur mitleiden, damit wir auch mit-verherrlicht werden [durch die Himmelsglorie]. Denn ich rechne, daß die Leiden dieser Zeit nichts wert sind gegen die Glorie, die sich künftig uns offenbaren soll" [1].

Mystik ist also die Religion des Paulus zu einem großen Teil. Aber darum ist sie nichts Weichliches und Weltfremdes. Gewiß hat seine Frömmigkeit auch weiche Töne. Er hat uns die schöne Bitte gelehrt um den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Er kennt auch die unaussprechlichen Seufzer des Herzens, das still und stumm in Gott versinkt. Aber das alles ist nur wie der lächelnde Sonnenblick, der über eine ernste gewaltige Landschaft geht. Gerade die Mystik, die das Leben nur als die Oberfläche eines tieferen metaphysischen Seins nimmt, gibt dem Leben einen ungeheuren Ernst und eine erschütternde Wichtigkeit. Es handelt sich jetzt nicht um den Menschen und seine Gegner, sondern um den Christus und seinen Sieg über das Reich des Teufels in der Welt. Und dieser Sieg ist sicher; denn der Christus hat sich mächtig erwiesen über Tod und Sünde.

Mögen nun auch die Teufel kämpfen mit dem Auserwählten Gottes, mag selbst der Satansengel, der ihn mit Fäusten schlägt, in seinem Fleische wohnen bleiben: Gottes Kraft kommt zur höchsten Wirkung in der Krankheit, sie ist stärker als alle Anläufe des Bösewichts [2]. Hineingestellt in den Kampf mit den Dämonen, deren Dienst er zerstört, denen er mit seinen Wundern ihre „Gefäße" raubt, fürchtet er sie doch nicht, diese Engel, Fürsten und Gewaltigen. Er tritt sie mit Füßen, denn der Christus, der in ihm wohnt, ist mächtig, sie zu besiegen. Seit jener Stunde, da er ihn berief, hat er ihm auch die „Zeichen des Apostels", die Macht, gegeben, sie zu vertreiben. Auch Paulus hat „Wunder" getan, Kranke ge-

heilt[1], wenn gleich der Dämon, den er selbst im Fleische trug, seine eigene Krankheit, nicht von ihm weichen wollte.

Das ist des Paulus neue Frömmigkeit, etwas Kühnes, Trotziges und Freudiges. Er hat sein Leben nicht dazu benutzt, jenen Toten, der vor Damaskus gestorben ist, zu begraben und sein Andenken immer wieder mit heißen Tränenströmen zu feiern, sondern er hat ihn kräftig und kühn dahintengelassen, um dem neuen Leben, das in ihn eingezogen war, Raum und Sieg zu verschaffen. Es ist nichts Weichliches an Paulus, nicht ein sich selbst zerquälendes Wesen und kein Bejammern der Welt, sondern ein mutiger Kampf mit ihr, in dem man vergißt, was vorbei ist[2], ein siegesgewisser Angriff auf Tod und Teufel wie bei Luther.

Und diese Mystik des Paulus ist nichts Untätiges und Traumseliges. Vielmehr hat das neue, himmlische Leben in ihm die Tatkraft des Paulus ins Ungemessene gesteigert. Wie „ein Zwang“[3] liegt es auf ihm, das Evangelium durch die Lande zu tragen. Das Leben des Läufers in der Rennbahn ist sein Leben geworden. Den Leib bändigen und geschickt machen zu jeder Anstrengung, ihn mit Fäusten schlagen, wenn er sein Recht beansprucht, nicht weichen und nicht zurückschauen, das ist seine Pflicht[4]. „Das Ziel fest im Auge, jage ich nach dem Siegespreis des himmlischen Rufes Gottes in Christo Jesu“[5]. Daß man so denke, das hat er für christliche Vollkommenheit gehalten[6]. Religion ist Kraft, kraftvolles und darum freudevolles Leben. „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine K r a f t Gottes, zur Rettung jedem Gläubigen“[7]. Nicht: recht lehren und recht meinen, sondern: tapfer glauben, kühn wollen und des Sieges sicher sein — das ist Frömmigkeit.

Endlich ist diese Mystik nicht nebelhafte Verschwommenheit der Gefühle. Der Rabbi mit dem scharfen, geschulten Verstande, dessen religiöses Leben vorher zum großen Teil Erkenntnis des geoffenbarten Willens Gottes gewesen war,

hat auch aus dem großen Erlebnis von Damaskus ein neues, ebenso entschiedenes Denken entwickelt. Eine neue Erkenntnis von Gott und Welt, eine neue Anschauung über die Geschichte der Menschheit, ein ganzes großes Gedankengefüge, um nicht zu sagen ein System der Theologie, hat Paulus in dem alten Rahmen und mit den alten, von uns beobachteten Elementen der Weltanschauung der Zeit entwickelt, mit allen Mitteln seiner rabbinischen Methode verteidigt und als die wahre Ansicht von Gott, Welt und Mensch mit allem Scharfsinn behauptet. Paulus hat wie jeder volle Mensch auch den Intellekt in den Dienst seines Glaubens gestellt. Ihm war sein Glaube nicht nur wahr, sondern auch vernünftig[1].

Durch diese Entschiedenheit seines Denkens und Formulierens ist Paulus der Retter des Christentums geworden. Er ist dem Gesetz, als dieses eben wieder bei den Jüngern Jesu ins Christentum eindringen wollte, nicht bloß „abgestorben", weggestorben, um als ein neuer Mensch weiter zu leben, nein: er hat das Gesetz auch mit scharfen Worten getötet und unbarmherzig aus der Religion hinausgewiesen. Daß das Gesetz seinem formalen Wesen nach, als Gesetz, niemals Prinzip einer wahren, glücklich und gut machenden Frömmigkeit sein könne und daß es abgetan werden müsse: das ist die große neue Erkenntnis, zu deren Durchfechtung Paulus die ganze Schärfe seines Verstandes und all seine rabbinische Schulung aufgeboten und durch die er das Christentum immer wieder vor Verkümmerung bewahrt hat.

Der neue Gott.

Man kann das, was Paulus vor Damaskus erlebt hat, auch von einer ganz anderen Seite her sehen — und er selber hat es so gesehen —, von der Seite Gottes. Sein frommes Leben hängt ebenso an Gott wie an Christus und dem Geist. Und was er in Damaskus erlebt hatte, das war ein neuer Gott: der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, wie er

ihn gern und feierlich nennt. Auch von hier aus erfaßt man wiederum das Ganze seiner Frömmigkeit. Da bedeutet denn Damaskus dies, daß er größer zu denken gelernt hatte von Gott. Gewiß, größer als die Götter der Heiden war sein Gott immer gewesen, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, vor dem die Völker geachtet sind wie der Tropfen am Eimer, der mit erhobenem Arm und ausgereckter Hand sein Volk durch die Wüste und durch die Jahrhunderte der Geschichte geführt hatte — und doch nicht groß genug. Nicht groß genug an Güte —: „Der seines eigenen Sohnes nicht verschont hat, wird er uns mit ihm nicht alles schenken?“ [1] Aber auch nicht groß genug an Heiligkeit. Er hatte geglaubt, mit Gott rechten zu können, vor ihn hintreten und auf Grund eigener Gerechtigkeit mit Rühmen fordern zu dürfen, was er sich erworben habe. Als er zusammenbrach, war der Gott der heiligen Gerechtigkeit hoch über alles menschliche Rechnen und Rechten hinausgewachsen. Jeder Mensch ein Sünder — Gott allein heilig; jeder Mensch ein Lügner — Gott allein wahrhaftig [2]. Und so hat er in jenen furchtbaren Stunden gelernt, daß nur die Religion wahr sein könne, nur die den Tatsachen des Lebens entspreche, die keinen Selbstruhm, kein Pochen auf Eigenes vor Gott mehr kenne. Das eben will das Gesetz, dem Menschen solchen Selbstruhm schaffen, darum ist die Gesetzesreligion falsch und die Glaubensreligion richtig, in der sich der Mensch Gott in die Arme wirft, ohne zu rechnen, durch das Gesetz dem Gesetz und der eigenen Gerechtigkeit abgestorben.

Zu klein dachte das Judentum auch von der Güte Gottes. Gewiß, es sprach viel von Erbarmen. Aber immer war die Voraussetzung, daß einer ein Gerechter wäre; nur hier und da eine kleine Sünde sollte Gott dem braven Manne vergeben, der sich zu ihm hielt und nicht zu den Sündern. Man wollte doch immer sich und seine Rechtschaffenheit fühlen, auch wenn man sprach: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt!“ Erst an der Liebe des gewaltigen Gottes, vor dem kein Selbst

ruhm besteht, fühlt man sich hinauf zu der Größe dessen, was Gottes Liebe ist. Eins nicht ohne das andere. So hat es Paulus erlebt. Darum kann er von der Gnade sprechen, ohne daß es weichlich und süßlich wird. „Gnade" — in dem Wort, das für Paulus recht eigentlich das Wesen Gottes bezeichnet, er gebraucht es öfter, viel öfter als „Liebe", liegt für den griechisch sprechenden Menschen neben der Güte das doppelte, daß diese Güte „schenkt" und daß es „liebwerte" Güte ist; denn das Wort heißt auch Anmut. Auch Vater nennt Paulus diesen Gott, unser Vater sagt er — so wie Jesus seine Jünger hatte beten lehren —, aber „mein Gott". Er ist der Vater des Herrn Jesu Christi oder unser und des Herrn Jesus Christus Vater. Sehr bezeichnend sind endlich die Eigenschaften, die Paulus neben diesen „Gott und Vater" stellt; er ist der Gott der Geduld [1], des Friedens [2], der Liebe und des Friedens [3], der Hoffnung [4], der Vater des Erbarmens und Gott alles Trostes [5]. Bei der Häufigkeit dieser Wendung ist es doch nicht gleichgültig, daß Paulus nie ähnliche mit Gerechtigkeit und Heiligkeit bildet und überhaupt nur einmal von dem gerechten [6] Gott und einmal von der Heiligkeit (und Lauterkeit) Gottes [7] spricht. Er hat doch als das Stärkste empfunden, daß Gott die über alle Gerechtigkeit hinausgehende Liebe ist, wie sich diese Liebe so paradox darin beweist, daß Gott seinen Sohn hat für die Menschen sterben lassen, als sie noch Sünder waren, während menschliche Liebe doch höchstens so weit geht, daß einer einmal für einen Gerechten und Guten sein Leben zu opfern bereit ist! [8] Gott ist Gnade und seine Liebe ist ausgegossen in unser Herz [9]; nichts kann uns darum scheiden von dieser Liebe Gottes, die wir in Christus Jesus haben [10]. Das war Paulus das Wesentliche.

Dazu kam noch ein Drittes, was dem neuen Gottesglauben des Paulus sein Gepräge gibt: der Gedanke der Berufung und Erwählung durch den Gott, der in Allmacht und Allliebe des Menschen Schicksal leitet, der den Menschen von Mutterleib an

aussondert und beruft [1], der begnadigt, wen er will, aber auch verstockt, wen er will [2]. Gewiß ist Paulus nicht der erste, der so gedacht hat, gewiß haben viele Fromme in Israel und draußen so schon vor ihm ihren Gott erlebt, gewiß hat dieser Glaube auch in Büchern gestanden, die Paulus gelesen hat, man denke etwa an die Weisheit Salomos: aber diesen Glauben lernt man nicht aus Büchern, sondern in dem unaufhaltsamen wunderbaren Gang des Lebens. Gewiß, es gibt immer auch Menschen, die von gewaltigen Naturen hingerissen diesen Glauben an die willenlose Führung des Menschen durch die Gottheit ihnen nachsprechen, wie Melanchthon das bei Luther tat: aber Paulus hat seinen Gott selbst erlebt als die Macht, die sein Leben so gelenkt hat, wie es kam, die ihn die Straße des Irrens bis zum tiefsten Abgrund geführt hat, um ihn dann mit einem Schlage herauszureißen auf die freie Höhe seines neuen kraft- und liebevollen Lebens. Auch nicht philosophisch ergrübelt hat Paulus diesen Prädestinationsglauben: er ist nicht Determinismus, überhaupt kein System, sondern Religion. Er ruht nicht auf der Erkenntnis der unwandelbaren Gesetzlichkeit alles Geschehens, sondern auf dem Gefühl einer wunderbaren, aller Gesetzmäßigkeit widersprechenden Führung durch Gott. Als Paulus sich auf jene Frage nach der Seligkeit seine alte Antwort „durch Werke, durch eigene Gerechtigkeit" entrissen sah, da stieg ihm die andere Licht und Freude spendend auf: durch den, der „beruft"! [3] Gott ist alles, der Mensch ist nichts.

Und wie erkennt man, daß man zu der Schar derer gehört, „die Gott vorher erkannt und vorher bestimmt hat, dem Bilde seines Sohnes gleichgestaltet zu werden, daß er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern" [4], die Gott dann nach der „Vorherbestimmung" auch durch eine große Stunde ihres Lebens „berufen", „gerechtfertigt" d. h. schuldfrei gesprochen und „mit der Glorie beschenkt hat"? Wie erfahren sie es? Sie erfahren es eben in jener großen Stunde, da der Glaube über sie kommt durch die Predigt [5], sie erfahren es täglich an der

Liebe zu Gott, die seitdem durch den „heiligen Geist“ in ihr Herz ausgegossen ist[1]. Und sie erfahren es in ihrem ganzen Leben: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, denen, die nach dem Vorsatz berufen sind, alles zum Guten mithilft“[2]. Es ist wie ein Wunder, und ist doch Wahrheit.

In diesem Gottesglauben zu stehen, das ist Erlösung. Man fühlt es all diesen Worten an; man kann es sich auch begrifflich klar machen. Wie Paulus das mit Hilfe der Rechtfertigungslehre getan hat, davon später noch ein Wort. Deutlich ist auch ohne sie, daß Menschen, die diesen Gott erlebt haben, von ihrer Schuld befreit und von dem Mißtrauen gegen Gott geheilt sind. Sie sind versöhnt mit Gott, mit dem Gott, der den einen für alle, für Sünder hat sterben lassen, der ihn auferweckt hat, um ein klares Zeugnis aller Welt zu geben, und der seine Boten, die Apostel, in die Welt sendet mit dem Ruf: „Lasset euch versöhnen mit Gott! Er hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir würden Gerechtigkeit Gottes in ihm“[3]. Viel Theologie, auch pharisäische, steckt in dem Wort. Aber wir fühlen doch das Leben heraus, das gleichfalls aus diesem Worte spricht. Das war die Gewißheit, die der Apostel erlebt hatte: „Gott versöhnte in Christus die Welt mit sich selber, indem er ihnen ihre Uebertretungen nicht anrechnete und in uns das Wort von der Versöhnung legte“[4]. Das Wort Sündenvergebung findet sich bei Paulus selten oder nie: aber daß Gott die Sünden nun nicht mehr „anrechnete“, der Gott, der so ganz Liebe ist, das hatte er erlebt, und vor dieser Liebe war die schreckliche Angst, war die Verzweiflung, war aber auchder Haß gegen Gott und das Mißtrauen gewichen.

Erlösung war es, Erlösung auch von aller Angst und Sorge um das eigene Leben. „Sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ — „Wer will uns scheiden von der Liebe des Christus: Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? Nein, in all dem überwinden wir durch den, der uns geliebt hat!“[5]

Die Offenbarung.

Erlösung war auch dies, daß mit dem Tag von Damaskus die Buchreligion vorüber war. Der Mensch, der so heiß um eigenes Leben mit Gott gerungen hatte, vernahm Gottes Stimme und erhielt von ihm Weisung und Deutung für sein Leben und Enthüllung der Zukunft. Erlösung war es, daß er nicht mehr Gott zu suchen brauchte mit künstlicher Deutung im alten Buch, sondern daß Gott sich ihm klar und lebendig kundgemacht hatte durch ein großes Erlebnis, das in ununterbrochener Folge sich in die gewöhnlichen Tage und ihre Arbeit und Sorgen hinein fortsetzte.

Mit welchen Hochgefühlen diese Erlebnisse in Paulus waren, davon sind neben andern die Worte voll geheimnisvollen Jubels ein starkes Zeugnis, die er dem denkenden Erfassen der Welt und Gottes entgegensetzt, mit dem die Philosophie sich die letzten Tiefen erschließen will: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben — uns hat es Gott geoffenbart durch den Geist. Denn der Geist erforscht alles, auch die Tiefen Gottes. Wer von den Menschen kennt das Wesen des Menschen als nur der Geist des Menschen, der in ihm ist? Also kennt auch das Wesen Gottes keiner als nur der Geist Gottes. Wir aber haben den Geist empfangen; nicht den Geist der Welt, sondern den Geist, der aus Gott ist.“ [1]

So ist Paulus vor Damaskus nicht nur ein Christ geworden, sondern ein Prophet. Ein Prophet in dem Sinn des schöpferisch aus der Gottheit lebenden Menschen, ein Prophet auch im Sinne der Zeit und der Christenheit seiner Zeit. Von Propheten redete die älteste Christenheit da, wo ihr aus der Fülle des „Geistes“, aus dem neuen, großen Erleben hervorquellende freie Rede entgegentrat, aus der die Hörer Erbauung, d. h. sittliches Wachsen, Trost und Zuspruch jeder Art erfuhren [2], weil diese Rede aus gottesfürchtigem Herzen kam und darum zum Herzen

sprach. Dabei konnte der Prophet freilich auch die großen Dinge künden, welche der Glaube in die Zukunft malte, jene gewaltigen Katastrophen der Endzeit, von denen Paulus den Thessalonichern sagte, „daß wir Drangsal leiden müssen“ [1] und unter denen Agabus besonders lebendig eine Hungersnot schilderte, die man in bald darauf eintretenden Mißjahren wiederzuerkennen glaubte [2]. Aber auch der war ein Prophet, der die Geschichte im Lichte seines neuen Lebens deutete, wie Paulus es Röm. 9—11 tat, oder mit dem hellsehenden Auge dessen, der Gleiches geduldet hat, das schuldgebeugte und sehnsüchtige Herz der Heiden durchdrang, die in die christliche Versammlung kamen: „Wenn alle prophetisch reden und ein Ungläubiger oder Uneingeweihter kommt herein, so wird er von allen überführt, von allen beurteilt, die Geheimnisse seines Herzens werden offenbar. Da fällt er auf sein Antlitz nieder, betet Gott an und bekennt: Gott ist in Wahrheit in euch“ [3]. So gewaltig ergreift Prophetenrede das Herz, so unerklärlich ist das Durchschauen der geheimsten Gedanken und Gefühle, daß selbst die Heiden auf die in dem Christen wohnende Gottheit sein übermenschliches Wissen und die Wucht seiner Rede zurückführen müssen. So loderte das Feuer, das der Prophet Paulus in den Herzen seiner Gläubigen angezündet hatte; so brannte es seit dem Tage von Damaskus unauslöschlich in seinem eigenen Herzen. In Gesichten und Offenbarungen, in Worten, die der „Geist Gottes“ ihm zuflüsterte, in Bildern, die er ihm zeigte, in neuen Erkenntnissen, die wie aus unendlichen geheimnisvollen Tiefen plötzlich aufstiegen, tat sich ihm die Gottheit kund.

Das tiefste Sehnen dieses gottsuchenden Herzens war gestillt, die Buchreligion war vernichtet. Jetzt sprach sein Gott zu ihm aus der Feuerflamme, die in seinem Herzen loderte; er sprach zu ihm in der Stille der Nacht und in der Arbeit des Tages. Und Paulus hörte seine Stimme. — Das ist die Religion; so sieht lebendige Religion aus. Und was man seit

Jahrhunderten im Protestantismus wider die Schwarmgeister gesagt und was man getan hat, unter uns die Propheten zu töten und der alten Propheten Gräber zu schmücken: es ist alles umsonst gewesen. Zu unserm Segen ist auch unter uns die Religion mächtiger als alte Bekenntnisschriften, und das Leben mit Gott hat sich auch von dem Inspirationsdogma niemals unterdrücken lassen. Es ist etwas ewig Menschliches, das hier wider die Verirrung unsrer Landeskirchen kämpft, und es wird siegen. Wenn alle wissenschaftliche Kritik nichts ändern wird: das religiöse Leben hat zuerst im Pietismus die alte Enge durchbrochen, und wenn der Pietismus sich heute in den meisten seiner Vertreter von seiner alten Gegnerin, der Orthodoxie, hat fangen lassen, so muß eine lebendigere und reinere Frömmigkeit sein Werk aufnehmen und fortsetzen.

Das Gebet.

Erlösung war endlich auch das Gebet, wie es Paulus nun erlebte. Auf die Offenbarung Gottes antwortet der Mensch ja mit dem Gebet, mit Dank und Bitte. Nicht die Not lehrt beten, sondern die erfahrene Gegenwart der Gottheit. Im System des Gesetzes war das Gebet ebenfalls zum Gesetz geworden. Bestimmte Stunden des Tages und feste Formeln herrschten über das Innerste; vor allem aber, weil gesetzlich gefordert, ward das Gebet als ein Opfer an Zeit und Kraft gewertet, das der Mensch der Gottheit brachte, der Heuchler nicht ohne daß er gesehen ward und seinen Lohn auch im Munde der Menschen bekam. Gewiß, das Judentum hat uns ergreifend schöne Gebete hinterlassen und Tausende werden sich an Stunden und Formeln nicht gekehrt haben, wenn ihr Herz sprach; aber Tatsache bleibt, daß auch das Beten von der Gesetzlichkeit zerfressen war.

Für Paulus ist Beten keine Pflicht, sondern eine Freude. Christenleben heißt ihm Freude und Gebet: „Freuet euch allezeit, betet ohne Unterlaß, danket für alles: das

ist der Wille Gottes in Christus Jesus an euch“ [1]. „Freuet euch in dem Herrn allezeit. Noch einmal sage ich es: freuet euch! Lasset allen Menschen eure Lindigkeit kund werden! Der Herr ist nahe. Sorget nichts, sondern alle Anliegen, die ihr habt, bringet vor Gott in Gebet und Flehen mit Danksagung. So wird der Friede Gottes, der alles Denken übersteigt, eure Herzen und Gedanken bewahren in Christus Jesus“ [2]. Das ist der Grundton des Christenlebens nach Paulus. Schöner hätte auch Jesus nicht das Leben der Kinder Gottes beschreiben können. Wie Strahlen sonnigen Lichtes brechen solche Worte aus den schweren Massen Paulischer Streittheologie hervor.

Und wie er es anderen beschrieb, so hat er selbst es ihnen vorgelebt. Keinen Brief fängt er an, dessen übliche Grußformel er nicht in eine Bitte um Gnade und Heil von Gott und unserm Herrn Christus verwandelt hätte; keinen Brief schließt er, ohne in irgend einer Form zu beten: „Die Gnade unseres Herrn sei mit euch. Amen.“ Und an den Gebetsruf schließt er überall ein längeres Eingangsgebet an — außer im Galaterbrief, wo es für ihn unwahrhaftig gewesen wäre, zu beten und zu danken: so sehr war er erregt über den Abfall seiner Gemeinde. Dafür hat er der Schlußbitte dieses Briefes noch ein herzliches „meine Brüder“ hinzugefügt, das sich sonst in keinem Brief findet. Und im zweiten Korintherbrief, als noch viel persönliche Zwistigkeit das Verhältnis zu seiner Gemeinde und ihre Einigkeit störte, hat er den Spruch zu dem schönen Dreiklang erweitert: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit Euch allen!

Heute, wo so viele die Art des Apostels nachahmen, ist es uns schwer gemacht, sie in ihrer ganzen Feinheit zu empfinden. Seine Gebete und Wünsche sind für uns so abgegriffene oder liturgisch versteinerte Formen, daß wir nicht mehr recht nachfühlen, wie kraftvoll und eigen sie einst dem

gotterfüllten Herzen entquollen. Denn eigenartig ist Paulus in diesen Gebetsrufen gewesen, wie sehr man ihm auch anmerkt, daß er in einem Volke aufgewachsen ist, das seit Jahrhunderten Psalmen und Liturgien sang, und wie deutlich auch hellenistische Religionsformeln hier und da anklingen. Man muß diese Gebetsrufe schon im Urchristentum als so sehr für Paulus charakteristisch gekannt haben, daß fast alle, die auf seinen Namen nachher Briefe schrieben, diese Stileigentümlichkeit nachahmten. Freilich ein volles Bild von der Art, wie Paulus betete, geben auch die längeren Dankgebete am Anfang der Briefe nicht; dazu sind sie viel zu absichtlich stilisiert und gehen sie nach den ersten Worten, die sich an Gott richten, zu oft in eine Anrede an die Gemeinden über. Aber ein annäherndes Bild erhält man doch. Mit großer Feinheit hat der Apostel die Gebete benutzt, um seinen Gemeinden das Letzte zu sagen, ohne doch dabei in den Fehler zu fallen, das Gebet zur Predigt zu mißbrauchen oder Gott etwas vorzuerzählen, was er längst weiß. Wenn ihm in Korinth gerade die „Geistesgaben" zu schaffen machen und er die Zungenrede ganz aus der Gemeinde ins Kämmerlein verweisen will, so dankt er zuerst Gott gerade für diese Gaben[1]. Wenn er von dem Kummer sprechen muß, den er seiner Gemeinde und seine Gemeinde ihm gemacht hat, und von dem Trost, der in der Aussöhnung liegt, so betet er — zwar immer noch nicht ganz frei, aber doch herzlich[2]: „Gelobt sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns in all unsrem Kummer tröstet, damit wir die zu trösten vermögen, die in irgend einem Kummer sind, durch den Trost, durch den wir selbst von Gott getröstet werden. Denn wie wir des Christus Leiden reichlich erfahren, so erfahren wir auch reichen Trost durch ihn. Leiden wir, so geschieht es euch zu Trost und Heil; werden wir getröstet, so ist es gleichfalls euch zum Trost; denn es führt dazu, daß ihr dieselben Leiden tragen könnt, wie wir sie erfahren. Und

wir haben gute Hoffnung für euch; denn wir wissen, daß ihr wie an unsern Leiden, so auch an unserm Trost Anteil haben werdet." Und so ähnlich sind alle diese Gebete fein durchdacht und kommen doch aus einem vollen und aufrichtigen Herzen.

Das Gebet ist dem Apostel das Schönste am Christenleben. Der eigentlichste und beste Erfolg der großen Kollekte werden die Worte herzlichen Dankes sein, die aus dem Munde der Empfänger zu Gott emporsteigen[1]. Der Erhörung seines Bittgebets ist der Apostel ganz sicher; oft spricht er seine Bitte für andere in der Form der sicheren Zukunft aus: „Er wird euch auch fest machen bis zum Ende, so daß euch niemand wird anklagen können am Tage unseres Herrn Jesu Christi"[2]. In gleicher Weise tritt in dem Anfangsgebet des Philipperbriefs nach dem Dank nicht die Bitte, sondern die Gewißheit auf: „Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedenke — denn allezeit, wenn ich bete, bitte ich für euch, und das mit Freuden — für euer festes Halten beim Evangelium vom ersten Tage an bis zu dieser Stunde, indem ich fest darauf baue, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden bis zum Tage Jesu Christi."

Wie er für seine Gemeinden immer betet, so bittet er sie auch um ihr Gebet: mit ihm sollen die Römer „kämpfen" im Gebet, daß er aus den Händen der Juden gerettet[3], die Philipper, daß er ihnen „durch ihr Gebet selbst geschenkt werde". Und wiederum hat er den Philippern, die ihn unterstützt hatten — sie waren die einzige Gemeinde, von der er solches annahm —, gesagt, daß er ihnen nur vergelten könne durch das Gebet: „Mein Gott wird euch alles, was ihr nötig habt, reichlich geben, seinem Reichtum entsprechend"[5].

Auch Paulus ist nicht immer erhört worden, aber stets ward er gehört. Wider die schwere Krankheit, die ihm satanisch dünkte, hat er dreimal den Herrn angerufen; aber nicht Gesundheit und nicht Erleichterung ward ihm zuteil, sondern die Antwort: „Die Kraft vollendet sich in der Krankheit,

meine Gnade muß dir genug sein“[1]. Es „antwortet“ dem Betenden hier dieselbe Stimme, die Jesus sprechen läßt: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe; die Sicherheit, die auch durch Leid und Not hindurch an Gott nicht zweifelt.

Auch darin gleicht des Paulus Gebet dem Beten Jesu, daß seine erste Bitte und sein vornehmster Inhalt die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes ist, wenn man dieses Reich im Sinne des Apostels als Friede und Freude im heiligen Geist versteht[2]. Die vierte Bitte nimmt nur einen kleinen Raum in den Gebeten des Paulus ein. Bei ihm ist es nicht wie in unsern offiziellen Kirchengebeten, wo sie alles andere fast ganz verschlungen hat — denn auch die Kirche und ihre Diener, denen ein so großer Teil dieser Gebete und der vornehmste Platz eingeräumt ist, gehören zur vierten Bitte und nicht zur zweiten, sind „täglich Brot“ und nicht sichtbares Reich Gottes. Aeußere Güter erbittet Paulus für sich in seinen Briefen nur, um andern zu helfen. So betet er um gute Reise[3]. Er dankt für Rettung aus Gefahr[4], für Bewahrung vor einem leicht zu mißdeutenden Schritt in der Missionspraxis[5] und ähnliches. Allermeist liegt ihm die Sorge für inneres Wachsen und Erstarken seiner Gemeinden auf der Seele, und in den herzlichsten und gütigsten Worten hat er sie in Gebets- und Segenswünschen kund getan: „Gott ist mein Zeuge, wie ich mich sehne nach euch allen mit der Innigkeit Christi Jesu. Und darum bete ich, daß eure Liebe noch mehr und mehr reich werde in Erkenntnis und allem sittlichen Gefühl, damit ihr prüfen lernt, was gut oder böse ist, damit ihr rein und unanstößig werdet auf den Tag Christi, erfüllt mit Frucht der Gerechtigkeit, wie sie durch Jesus Christus kommt, zum Preise und Lobe Gottes“[6]. Auf diesen Ton ist auch sein Dank gestimmt: „Wir danken Gott allezeit für euch alle, indem wir von euch reden in unsern Gebeten, da wir ohne Unterlaß gedenken an das Werk eures Glaubens und die Mühe eurer Liebe und eurer Beharren in der Hoff-

nung auf unseren Herrn Jesus Christus im Angesicht unseres Gottes und Vaters“ [1].

Unsere Gebete sind unsere Richter, nicht weniger als unsere Hoffnungen; denn sie sind das Wollen unserer Hoffnungen. Nirgends tritt uns der kernige, gütige und liebevolle Mensch so entgegen wie in diesen Gebeten.

So betete Paulus „mit der Vernunft“. Daneben aber kannte er auch das Gebet der Mystik, jene hinreißenden Augenblicke, in denen es in seiner Seele und aus seinem Munde Vater „schrie“ [2], und jene Stunden der Sehnsucht, in denen der „heilige Geist“ in seinem Herzen redete mit unaussprechlichen Seufzern [3]. Auch ihm waren es die höchsten Zeiten seines Lebens, wenn er so, ergriffen von der Gewißheit, hingerissen und emporgetragen, jenes wortlose Gespräch des Herzens mit Gott erlebte, da selbst das Gebet in dem einen Gefühl untergeht:

Laß mein Herz
überwärts
wie ein Adler schweben
und in dir nur leben.

Der Glaube.

Hier mag nun endlich der Ort sein, an dem sich uns des Paulus Gedanken über den Glauben verständlich machen. Es ist durchaus nicht so leicht, wie es nach dem vielen oberflächlichen Reden über den Apostel des Glaubens und die Rechtfertigung aus dem Glauben scheinen könnte. Denn in dem ganzen Gefüge des Erlebens, das uns bis jetzt als des Paulus Religion deutlich geworden ist, scheint der Glaube gar keine Stelle haben zu können. Man erlebt den Christus mystisch oder man erlebt ihn nicht; man ist im Geist oder man hat ihn nicht. Mystik und Glaube scheinen sich auszuschließen. Was brauchts des Glaubens, wenn man das Göttliche in sich

selber trägt? Und in der Tat sind Mystik und Glaubensreligion auch wurzelhaft verschiedene Frömmigkeitsarten.

Auch bei Paulus zeigt sich an vielen Stellen noch das Nebeneinander. So in dem klassischen Satz des Galaterbriefs[1], der uns schon mehrfach geleitet hat: „Ich lebe, doch eigentlich nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dargegeben hat." Hier stehen sehr deutlich parallel und gleichwertig nebeneinander „Christus lebt in mir" und „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes". Ein Versuch, die beiden Sätze für gleich zu halten und das Innewohnen des Christus lediglich als ein Glauben an Christus zu verstehen, würde ein grobes Mißverständnis sein. Paulus sagt aber hier auch nicht, daß man durch den Glauben zum Innewohnen des Sohnes Gottes komme. Vielmehr stehen die beiden Gedanken ganz parallel. Das gleiche Problem tut sich uns auf, wenn wir sehen, daß Paulus im Römerbrief fast ganz ohne die Mystik auskommt, jedenfalls an den entscheidenden Stellen mit dem Glauben allein arbeitet. Von der Formulierung des Themas an: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen, alle die glauben"[2] über die große Stelle vom Glauben, aus dem die Gerechtigkeit kommt, bei den Christen wie bei Abraham, bis hin zu dem programmatischen Satz am Ende der theoretischen Ausführungen: „Wenn du mit deinem Munde bekennst, daß Jesus Herr ist, und in deinem Herzen glaubst, daß Gott ihn von den Toten auferweckt hat, so wirst du selig werden"[3], woran sich dann die interessanten Ausführungen über die Entstehung des Glaubens anschließen: „Wie können sie den Herrn anrufen, wenn sie nicht an ihn zu glauben gelernt haben? Wie kann man an ihn glauben, wenn man nicht von ihm gehört hat? Wie kann man hören, wenn keiner predigt? Wie soll man predigen, wenn man nicht ausgeschickt ist dazu? ... Es kommt

also der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber durch das Worte Christi!“[1] — in all diesen Sätzen hat man klassische Glaubensreligion, Religion der Distanz zwischen Gott und Mensch, Religion der Ehrfurcht und der Hingabe an das über dem Menschen stehende ihm kund gewordene Göttliche. Mystik aber ist die Religion der Vereinigung, des Ineinanderfließens von Gott und Mensch. An den Christus glauben, mit dem man eins geworden ist, dessen Glied man geworden ist — das ist im Grunde ein Widerspruch.

Warum diese widerspruchsvolle Verdoppelung? — Einmal war in dem Erlebnis von Damaskus auch ein Glaubenserlebnis enthalten. Ob man glauben könne, was die Jünger von dem Gekreuzigten behaupteten, ob man glauben könne, daß er auferstanden sei und ob man eben darum glauben müsse, daß er der Sohn Gottes, der Messias gewesen sei, trotzdem man ihn ans Kreuz gehängt hatte: das war auch für den Pharisäer Saul die Frage gewesen. Auf sie hatte er zuerst mit Nein geantwortet, und dann hatte das Ja sich ihm immer mehr als die Wahrheit aufgedrängt. Darum ist auch der Glaube bei Paulus meist ein Glaube an die Auferstehung Jesu[2] oder an den Gott, der seinen Sohn von den Toten erweckt hat und überhaupt Tote erweckt[3]. Noch viel mehr Bedeutung aber hatte für alle anderen der Glaube, weil, wie es Paulus eben geschildert hat, aus der Predigt zunächst Glaube und aus diesem dann das Leben, auch das Erleben des Christus und des Geistes erwuchs. „O ihr unverständigen Galater! Wer hat euch bezaubert? Ist euch doch Jesus Christus vor die Augen gemalt worden, der Gekreuzigte! Eins nur will ich wissen: habt ihr aus Gesetzeswerken den Geist empfangen oder aus der Predigt des Glaubens? .. Der euch den Geist gibt und Wunder unter euch wirkt, tut er es auf Grund von Gesetzeswerken oder durch die Predigt vom Glauben?“[4] Das ist völlig deutlich.

Und so wird zugleich nun klar, warum die Glaubens-

religion bei Paulus meist als die Vorhalle der Mystik, als der Weg zu ihr erscheint. Aus dem Glauben kommt der Geist, wie der Glaube aus der Predigt; wer im Glauben an den Sohn Gottes lebt, in den geht der Sohn Gottes ein und er wird ein Glied am Leibe des Christus.

Der Glaube hat bei Paulus als Glaube an eine „Heilstatsache", die Auferstehung, und an die Messianität Jesu „daß er Herr ist", etwas stark Verstandesmäßiges. Man nimmt an, man hält für wahr, das ist zunächst das Glauben. Schon wenn dieses Fürwahrhalten aber ein „Sichverlassen auf den Gott, der von den Toten erweckt"[1], wird, ist es tiefer empfunden, schwingen andere Kräfte des Innenlebens mit. Und wenn man dann am Kreuze lernt, daß man „sich verlassen kann auf den Gott, der den Gottlosen gerecht spricht"[2], wird das Glauben immer innerlicher. Mit jenem Dennoch des Glaubens, das „wider alle Hoffnung sich auf Hoffnung verläßt"[3], ist endlich die eigentliche Tiefe des Glaubens erreicht; da wird denn auch das Glauben „an" Jesus[4] zu einem Sichverlassen auf ihn, den von Gott in Zion gelegten Eckstein[5]. Und man versteht, wie Paulus vom Wachsen und Zunehmen des Glaubens sprechen kann[6] bis hin zu jener felsenfesten Ueberzeugung[7], wie sie Abraham hatte, der Hundertjährige, der Gott glaubte, als er ihm einen Sohn verhieß[8], und bis hin zu jener Wunderkraft, welche die Berge versetzt[9]. So ist hier endlich auch das Letzte der Religion erreicht, die Religion des Glaubens, wie sie Luther lebte. Sie ist Paulus freilich lange nicht so viel wie dem Reformator, der ja auch einst durch die Mystik hindurchgegangen war, dann aber die Glaubensreligion über sie stellte. Bei Paulus ist es umgekehrt, oder es ist wenigstens ein Gleichschweben der beiden Religionen bei ihm.

Wenn Paulus dem Glauben dann insbesondere zuschreibt, daß er den Menschen „rechtfertige" oder sagt, daß der Mensch aus Glauben gerechtfertigt werde[10], so liegt darin nichts Neues. Es ist in den von uns oben betrach-

teten Satz vom Evangelium, das „eine Gotteskraft ist zur Rettung für jeden der glaubt", oder in den Satz, daß „wer mit dem Munde bekennt und mit dem Herzen glaubt, gerettet, selig wird", nur noch eine Bezugnahme auf die von den Pharisäern für so wichtig gehaltene Vorbedingung der Seligkeit, die „Rechtfertigung" des Menschen im göttlichen Gericht, eingeschaltet. Weil der Pharisäer glaubt, daß nur ein Gerechter und darum Gerechtfertigter, das heißt von Gott ausdrücklich für gerecht Erklärter die Seligkeit erlangen wird, so hat auch der Apostel noch gerne mit diesem Gedanken formuliert. Der Gott, der den Menschen verdammen müßte wegen seiner Sünde, ihm aber alles schenken will, weil er Gnade und Güte ist, er schenkt dem Menschen auch die Gerechtigkeit[1], er sieht den Sünder an, als ob er gerecht wäre, aus lauter Liebe. Das ist die „Gottesgerechtigkeit", von der Paulus spricht — nicht Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, wie Luther übersetzt hat, sondern Gerechtigkeit, die er schenkt, im Gegensatz zu der eigenen Gerechtigkeit, die man sich erwerben wollte, die Gerechtigkeit, die durch den Glauben an Christus kommt, die „Gerechtigkeit aus Gott auf Grund des Glaubens"[2].

Paulus drückt sich öfters so aus, als sei der Glaube ein Grund für die Anerkennung Gottes. Das aber ist nicht in seinem Sinn. Der Glaube ist keine Leistung, die an Stelle der Werke des Gesetzes treten könnte. Dann wäre ja die Gesetzesreligion nach wie vor da, und nur eine andere Leistung wäre an die Stelle der nichterfüllten Gebote getreten. Das gerade aber will Paulus nicht. Es handelt sich immer um ein Geschenk Gottes, nicht um ein Verdienst des Menschen. Der Glaube ist freilich auch Gehorsam[3], aber ein Hinnehmen und nicht ein Leisten, ein Ueberwundenwerden, ein Ergriffenwerden von der Wahrheit. Der Glaube kommt aus der Pedigt[4]; er wird nicht gemacht, und man kann sich nicht zu ihm entschließen. Das Geheimnis göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit liegt in ihm beschlossen.

Daraus sieht man aber auch, daß die Rechtfertigungslehre gerade in ihrer Formulierung für das eigentliche Verständnis der neuen Religion nicht ungefährlich ist. Kein schöpferischer Geist kann ja das Neue sagen, ohne die alten Formen und Gedanken zu benutzen. Aber die Gefahr wird dadurch immer nahe liegen, daß das Neue als eine Form des Alten erscheine. Das ist in besonderem Maße bei dieser Formulierung der Glaubensreligion mit Hilfe der Gesetzesreligion der Fall.

Das Sakrament.

Neben die Mystik und den Glauben tritt endlich das Sakrament. Wir haben schon gesehen, wie außerordentlich beliebt und gesucht in jener Zeit die Riten waren, in denen der Mensch sich durch sinnliche Dinge, unter denen sich überirdische Wesenheiten bergen sollten, die Vereinigung mit der Gottheit und ewiges, seliges Leben zu erwerben meinte. Dem Apostel, der ohne Riten und Zeremonien das Göttliche in sich erlebt hatte, mußten freilich solche Mysterien ferne liegen. Aber er konnte sich weder dem Zuge der Zeit noch dem Zwang des Gemeindebrauches entziehen, der bereits die Taufe aufgenommen und das Abendmahl in ein Sakrament verwandelt hatte. Wir haben noch eine Aeußerung von ihm, die deutlich zeigt, daß ihm diese Riten nichts Wesentliches waren: „Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen“ [1]. Das hindert nicht, daß seine Anschauung von Taufe und Abendmahl ganz antik und sinnlich ist, wie die seiner Zeit, und daß er auch mit diesen Riten starke Erlebnisse verbinden konnte.

Von der Taufe handeln einige klassische Sätze. „Wißt ihr nicht, daß alle, die wir in Jesus Christus hineingetaucht sind [so heißt wörtlich, was wir taufen auf Christus Jesus nennen] in seinen Tod hineingetaucht worden sind? Wir sind also mit ihm begraben worden in den Tod hinein, damit wir, wie Christus durch die Glorie des Vaters

von den Toten auferweckt ward, ebenso in einem neuen Leben wandeln sollen. Denn wenn wir zusammengewachsen sind mit dem Bild seines Todes, so werden wir auch das Bild seiner Auferstehung an uns tragen. Das wissen wir, daß unser alter Mensch mit gekreuzigt ward, damit der Sündenleib vernichtet werde und wir der Sünde nicht mehr zu dienen brauchen“ [1]. Klarer kann man nicht sagen, daß durch den Akt des Hineintauchens in das Wasser der Mensch in die übernatürliche Wesenheit hineingetaucht wird, sich mit ihr eint und nun alles mit ihr erlebt: Sterben und Auferstehen. Nur daß das Christentum dieser Mystik noch den sittlichen Zug einer Auferstehung zu einem neuen Leben auf der Erde geschenkt hat. Rein religiös ist der andere große Satz von der Taufe: „Solche Sünder wart ihr einst, wenigstens ein Teil von euch. Aber ihr habt euch gewaschen, aber ihr seid geheiligt worden, aber ihr seid gerecht gesprochen im Namen des Herrn Jesu Christi und im Geiste unseres Gottes“ [2]. Hier sind noch deutlich die beiden Akte, aus denen alle antiken Weiheriten bestehen, auseinander gehalten: die Waschung, die den Menschen „reinigt“, und die „Heiligung“, die sonst mit irgendeinem Stoff, etwa dem Salböl vollzogen wird. An die Stelle dieses sinnlichen Mittels, das die Kirche später wieder aufgenommen hat, setzt das Urchristentum den unsichtbar anwesenden „Namen“ Jesu und den heiligen Geist. Daneben steht endlich das Pharisäerwort Rechtfertigung, christlich umgebogen. Wenn diese Stellen rein die Sakramentsreligion aussprechen, so hat eine andere die drei Religionen in seltsamer Mischung zusammengebunden: „Alle seid ihr durch den Glauben Gottes Söhne in Christus Jesus; denn ihr alle, die ihr in den Christus hineingetaucht wurdet, habt Christus angezogen“ [3] [wie man ein Gewand anzieht, das Wort steht sonst meist vom heiligen Geist]. Man sieht auch diesen Sätzen an, wie locker das Gefüge der Gedanken ist: die „Heilsordnung“, die die Akte hintereinander reiht, hat Paulus noch nicht gekannt.

Auch im Abendmahl glaubt Paulus nicht nur Symbolisches und rein Innerliches für den Glauben zu erleben. Sondern so wie das Opfermahl mit dem Dämon, dem es geweiht ist, in „Gemeinschaft" bringt, auch wenn der Genießende nicht an den „Götzen" glaubt, so wirkt das Abendmahl, magisch, sinnlich-übersinnlich, zauberhaft[1]. Wer das Abendmahl unwürdig ißt und trinkt, versündigt sich am Leibe des Christus und ißt und trinkt sich selber ein Gericht, das sich an seinem Leib als Krankheit und Tod sinnlich auswirkt[2]. Das alles ist ebenso kraß wie die Taufe für bereits Verstorbene an der man gleichfalls deutlich merkt, wie das Sakrament gedacht war[3]. Ja die Abendmahlsworte kennt Paulus bereits in einer Form, in der sie vom Tode Jesu nichts mehr enthalten, sondern nur noch den Genuß des übernatürlichen Gutes. Das Wort beim Brot heißt jetzt: „Das ist mein Leib für euch", und das Wort beim Becher spricht nicht mehr davon, daß das Blut vergossen werden soll, sondern davon, daß das Blut den Bund stiftet; in ihn tritt jeder ein, der den Becher trinkt: „Dieser Becher ist der neue Bund in meinem Blut." Das Wort der Evangelien aber, das den Todesgedanken am deutlichsten enthält: „Ich werde jetzt nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken, bis ich es neu trinken werde mit Euch im Reich Gottes" ist ganz verschwunden[4]. Wenn Paulus endlich den Israeliten in der Wüste die Sakramente zuspricht — weil sie von der himmlischen Wolke benetzt wurden und durch das Meer gingen, die Taufe auf Moses, und weil sie Wasser aus dem übernatürlichen Felsen tranken und die Himmelsspeise des Manna aßen, auch das Abendmahl —[5], so ist doch mehr als deutlich, daß nicht der Glaube das Himmlische genießt, sondern die Zunge; denn die Israeliten wußten gar nicht, was sie genossen und erlebten! Man sieht aus dem allem, daß das Abendmahl noch viel weiter von der Glaubensreligion abstand als die Taufe. Das ist verständlich, weil das materielle Moment hier viel stärker hervortrat.

Im letzten Grunde wird hier Unvereinbares nebeneinander gestellt. Kein Wunder, daß sich schon in den Gemeinden des Paulus die Gefahr zeigte, daß die Religion der Innerlichkeit und Güte von der Religion der Mysterien wieder verschlungen wurde. Der Weg der Mysterien ist der Masse durch seine Sinnlichkeit so viel verständlicher und, da er sittliche Forderungen nicht erhebt, so viel bequemer, daß er vielen rasch wieder das Ganze der Religion wurde. Paulus hat sich mit aller Macht gegen diese Auflösung des Christentums gestemmt und den Kampf siegreich begonnen, der freilich noch Jahrhunderte gedauert und nicht mit einem vollen Siege, sondern mit einem Kompromiß geendet hat.

Die neue Sittlichkeit.

Die größte und eigentlich unerwartete Entdeckung, die Paulus vor Damaskus machte, war die, daß er in dem Augenblick, da er das Gesetz von sich warf und ihm abstarb, konnte, was er vorher nicht gekonnt hatte. Aus dem Besitz des Geistes wuchs es hervor, stark und natürlich, wie die Frucht aus der Blume wächst: „Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Edelmut, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit“ [1]. Und so hat er den anderen ihres Lebens Geheimnis gekündet: „Als ihr Knechte der Sünde wart, da wart ihr frei von der Gerechtigkeit. Was für eine Frucht hattet ihr damals? Dinge deren ihr euch heute schämt! Denn ihr Ende war Tod. Nun aber frei geworden von der Sünde — er meint im Kraftgefühl der Gnade religiös frei geworden — und Knechte Gottes geworden, habt ihr eure Frucht zur Heiligung und das Ende ist ewiges Leben“ [2]. Das ist die letzte Wahrheit, die die Menschen über ihre Sittlichkeit, ihr Heilig- und Gutsein, gefunden haben. Sittlichkeit im vollen Sinne und in höchster Kraft erblüht nur in der Sonnenglut des religiösen Enthusiasmus. Der Gesetzesmensch kann die Werke des Gesetzes nicht tun, gerade weil er unter dem bloßen Zwang einer äußeren Au-

torität steht, mag sie ihm noch so heilig sein und mit der höchsten Ehrfurcht angestaunt werden. Erst wenn er sich unter dem Gesetz das zweite Todesurteil spricht, wenn er in den Schmerzen der Scham und der Selbstverachtung „stirbt", um neu zu leben, da entfaltet sich im Umschwung seines Wesens eine Kraft, die alle Angst wegnimmt, alle Wurzeln der Selbstsucht vernichtet. Gottes Leben im eigenen Herzen, wird er ein Teil jener Schöpferkraft des Guten, die er als die tiefste Macht in der Welt erlebt hat. Aus dieser höchsten Freude blüht das Gute im Menschen auf.

Das Glücksgefühl, welches das neue Leben dem von allem fremden Zwang erlösten Menschen ins Herz gießt, vernichtet alles Streben nach den kleinen Lustgefühlen, die zur Sünde treiben. So haben es Jesus und Paulus gemeint, so hat es Luther wieder entdeckt, so haben es die Tiefsten immer gelebt:

Fragst du, warum ein Christ sei fromm, gerecht und frei,
So frageſt du, warum ein Lamm kein Tiger sei.
Die Roſ' ist ohn' Warum, sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

„Sie blühet, weil sie blühet": das ist christliche Sittlichkeit, die alle Gesetzlichkeit überwunden hat. Und zu Angelus Silesius tritt Fichte: „Das einzig wahrhaft Edle im Menschen, die höchste Form der in sich selbst klar gewordenen Idee ist die Religion: aber die Religion ist gar kein Aeußerliches und erscheint nie in irgend einer Aeußerung, sondern sie vollendet bloß innerlich den Menschen. Sie ist Licht und Wahrheit im Geiste. Das richtige Handeln findet sich dann schon von selbst, denn die Wahrheit kann nicht anders handeln als nach der Wahrheit; aber dieses richtige Handeln ist kein Opfer, noch ein Dulden und Entbehren, sondern es ist selber die Ausübung und Ausströmung der höchsten, innersten Seligkeit." Freilich ist Paulus nicht so klar wie Fichte — er hat den Lohn- und Strafgedanken immer noch einmal

wiederholt — ; aber im Wesentlichen und an allen Hauptstellen seiner Briefe steht er mitten im Wesen des Christentums und hat das Judentum überwunden. Sittlichkeit zur andern Natur geworden: das ist das Geheimnis der höchsten Seelen. Paulus hatte noch manche Schlacken in seinem Wesen; aber er war doch so durchdrungen von dem Neuen, Großen in seinem Leben, daß er sich in schweren Fragen auf eine „Offenbarung" des Unbewußten in seinem Herzen verlassen konnte und daß sein bewußtes sittliches Leben solche Worte gefunden hat, wie sie in 1. Kor. 13 oder Römer 12 erklingen, Worte, die, auch wenn sie in keiner heiligen Schrift ständen, zum kostbarsten Besitz der Menschheit gehören würden.

Indem Paulus so die „Heiligung" des Menschen aus der Kraft der religiösen Freude heraus erfuhr, machte er zugleich noch eine andere Entdeckung. An die Stelle des Gesetzes trat ihm unvermerkt das Ideal. Das nämlich ist am Gesetz ebenso drückend wie die Unfreudigkeit der äußeren Autorität, daß es aus hundert und tausend einzelnen Geboten besteht, die oft unverstanden allein vom Brauch geheiligt sind. Mit welcher Freudigkeit soll der Mensch ein Gebot halten wie dies: „Du sollst das Böckchen nicht in der Milch seiner Mutter kochen"? Und doch ist es ebenso heilig wie das andere: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Wo aber aus einer einheitlichen neuen Lebensgrundlage ein neues Ideal einheitlicher schöpferischer Art erwächst, wo ein neues Gewissen entsteht, da wird mit der ganzen Lust des eigenen Schaffens ein neues sittliches Leben aufgebaut. Meisterhaft hat das Paulus auszudrücken gewußt. Er war oft genötigt, seinen Gemeinden vorzumachen, wie man sich selber sittliche Gesetze gibt, bis ins Einzelnste hinein dem „nachdenkt, was wahr ist, was ehrwürdig, was gerecht, was rein, was lieblich, was wohllautend, was eine Tugend, was ein Lob ist"[1]; aber er hat nie vergessen, das alles immer unter den einen großen lockenden Gesichtspunkt des Ideals zu stellen.

Wenn er im Römerbrief mit den theoretischen Erörterungen fertig ist und zu den Mahnungen fürs Leben kommt, so geht er von dem einheitlichen Gedanken aus, daß auch die neue Religion, die er dargestellt hat, ihren Gottesdienst haben muß, wie die alte, und beginnt mit dem großen Satz: „Meine Brüder, ich ermahne euch, indem ich euch die Barmherzigkeit Gottes noch einmal vor die Seele stelle, ihm ein Opfer darzubringen zum Dank, nämlich eure Leiber als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer. Das ist euer geistiger Gottesdienst. Und gestaltet euer Leben nicht dieser Welt gleich, sondern verwandelt euch durch Erneuerung eures sittlichen Gefühls, damit ihr verstehen lernt, was der Wille Gottes ist: das Gute, Wohlgefällige, Vollkommene“ [1]. Das eben ist es, worauf alles ankommt: „das neue sittliche Gefühl“. Nicht viel später hat er noch einmal, in sichtlichem Anschluß an Jesu Wort vom großen Gebot alles zusammengefaßt unter dem Gesichtspunkt der Liebe, durch die man „das andere Gesetz“ ganz erfülle. „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung“, d. h. in dem einen Gebot der Liebe faßt sich alles zusammen, was das Gesetz verlangt, sie „füllt“ das ganze Gesetz „aus“, sie ist sein „Inhalt“, das ist die beste Uebersetzung [2].

Im Galaterbrief stehen die Begriffe Freiheit und Geist gegen das Gesetz, alles zunächst religiös. Aber nun beobachte man die Feinheit und Klarheit, mit der aus ihnen das sittliche Leben einheitlich abgeleitet wird: „Für die Freiheit hat euch Christus freigemacht. So steht nun und lasset euch nicht wieder in das Joch der Knechtschaft fangen! . . Ihr seid zur Freiheit berufen; nur macht nicht die Freiheit zur Zügellosigkeit für das Fleisch, sondern dienet einander wie Knechte in der Liebe! Denn das ganze Gesetz faßt sich in dem einen Gebot zusammen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ [3] „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz des Christus erfüllen“ [4]. Das alles ist glänzend gesagt, weil ganz innerlich

einheitlich erlebt. Aus der Fülle des Herzens nur kann der Mund so sprechen. Man braucht dabei in diesem Fall die Abhängigkeit von Formulierungen Jesu nicht zu verkennen; die Eigenart des Paulus bleibt groß genug. Und dann sehe man noch zu und genieße im langsamen Lesen, wie der Apostel es vermag, die Fülle sittlicher Gedanken in die Einheitlichkeit des Ideals der Liebe aufzunehmen:

Die Liebe ist langmütig, gütig ist die Liebe, sie neidet nicht,
sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf,
sie handelt nicht unedel, sie sucht nicht ihren Vorteil,
sie läßt sich nicht erbittern, sie trägt das Böse nicht nach,
sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich vielmehr
mit der Wahrheit.
Alles trägt sie, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles duldet sie[1].

Das dritte, was Paulus an letzten sittlichen Erkenntnissen der Welt vor Damaskus gewonnen oder wiedergewonnen hat, ist die Klarheit darüber, daß der sittliche Menschenwert der höchste, ja der einzige Wert ist, nach dem der Mensch gerichtet werden darf. Das Kreuz Christi hat bei ihm diese Umwertung aller Werte hervorgebracht. Gott hatte, so schien es ihm, der Welt deutlich genug gezeigt, welchen Wert er auf ihre Güter lege, wenn er seinen Sohn in die Armut des Menschendaseins geschickt und in den schändlichen und verachteten Tod am Galgen dahingegeben hatte. Und wenn er dann aus allen Menschen sich „ausgewählt hatte, was töricht war in den Augen der Welt, um die Gebildeten und Weisen zu beschämen, und wenn er das Schwache in der Welt auserwählt hatte, um das Mächtige zu beschämen, und das Unvornehme und Verachtete, das ‚Nichtseiende', um das ‚Seiende' zu vernichten", so war das deutlich genug![2] Gott wollte den einen Wert ins Herz hineinprägen: die Güte. Darum seine paradoxe Auswahl unter den Menschen; darum der Christus am Kreuz! Mit voller Klarheit hat Paulus hier die antiken Werte zusammengestellt, wie sie die naive Schätzung

des Menschen ausmachen: Bildung, Macht und Vornehmheit; er hätte noch Reichtum und Schönheit hinzufügen können und das aristokratische Menschenideal würde in seinen großen Umrissen vor unserer Seele stehen. Paulus hat dem nicht, wie man heute manchmal tadelnd oder lobend meint, das proletarische Ideal entgegengestellt; er hat Armut, Unbildung und Unvornehmheit nicht als die Werte gepriesen, nach denen Menschen zu schätzen seien, sondern nur als die paradoxen Mittel, durch die Gott klar machen wolle, daß er des Menschen Wert allein nach seiner „Treue" beurteile, nach seinem sittlichen Sein. Kein anderer als Goethe hat diese Entdeckung wieder gemacht und in seiner Weise so der Menschheit geschenkt:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Er freilich hat die Aussöhnung dieses wesentlichen Wertes mit den aristokratischen Menschenwerten verkündigt. Paulus aber mußte zum Bilderstürmer werden, damit das Neue überhaupt erst zum Leben geboren werden konnte.

Das sind die drei grundlegenden sittlichen Erfahrungen, die Paulus gemacht und mit großer Kraft ausgesprochen hat, die letzten Höhen, zu denen die Sittlichkeit des Menschengeschlechts hinaufgestiegen ist.

Die neue Gemeinschaft.

Jede Religion schafft Gemeinschaft. Hat der Mensch Leben und volle Genüge gefunden, so strömt es aus seinem Herzen über. Auf den unteren Stufen der Religion befriedigt sich dieses Gefühl im Rahmen der Familie und Sippe, um dann allmählich das ganze Volk zu ergreifen. Auf den höchsten Stufen aber wird die Religion mächtig genug, über die natürlichen Gemeinschaften hinaus eine neue religiöse Gemeinde

zu bilden. Individualismus und Weltreligion, die stets zusammen auftreten, schließen doch wieder die Menschen zusammen zu Gemeinden. Auch in dieser Beziehung haben die Mysterien wohl zuerst den Weg beschritten, den nachher vor allem die christliche Kirche ging. Und nicht zum wenigsten ist es das enthusiastische Moment in der Religion, das zur „Schwärmerei" führt.

Jesus hat, „obwohl er den edelsten Individualismus, die Freiheit der Kinder Gottes predigte", doch den Rahmen seines Volkstums mit Absicht innegehalten. Er hatte nur Jünger, „Schüler", wie jeder Lehrer im Volk, keine Gemeinde. Aber nach seinem Tod erwuchs mit den ersten enthusiastischen Erlebnissen die Gemeinde seiner „Gläubigen". Bald führte man auch Taufe und Abendmahl ein als die sichtbaren Zeichen des Bandes, das die Gemeinde umschlang, und als die Bringer der überirdischen Gnadenkräfte, die alle zur Einheit verbinden sollten. Eine Mysteriengemeinde war auf dem Wege zu ihrer Bildung. Noch aber nannte man sich mit den alten hohen Namen des Volkes Israel „die Heiligen", die „Berufenen", die „Auserwählten" oder endlich „die Volksversammlung Gottes" (ekklesia). Das war der feierliche Name, mit dem die im Angesicht ihres Gottes versammelte Volksgemeinde Israels im Alten Testament belegt war.

In dieses „Gottesvolk" ward Paulus hineingezogen, so eigenartig er auch seine Religion erlebt hatte. Er fühlte sich hineingenommen in diesen großen lebendigen Körper, den der Christus bewohnt. Immer wieder hat er sich die Ekklesia unter diesem Bild — nein, es ist ihm eine Wirklichkeit — gedacht und sie so erlebt. Sie ist ihm der Christus auf Erden selber; man lese nur solche Worte: „Wie der Leib ein Ganzes ist und viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obwohl sie viele sind, den einen Leib bilden, *so auch der Christus*."[1] So auch der Christus — die Gemeinschaft der Christen ist der sichtbare Christus hier auf Erden.

Aber daneben die Liebe. Mystik kann auch voneinander reißen zu selbstsüchtigem Genießen der Gottheit. Das konnte Paulus nicht. Mag ihn Gott mit noch so hoher Offenbarung begnaden, mit Zungenreden und Visionen, mit Ekstasen und Prophetien: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen rede und habe keine Liebe, so bin ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle!“ [1] Der heiße Drang seines Herzens gebietet ihm, sein Innerstes zu öffnen, um die andern zu werben, sie teilnehmen zu lassen an dem, was ihre Herzen ebenso fröhlich und stark, glücklich und rein machen soll, wie das seine geworden ist. Für die Ekklesia hat er darum auch die schönsten Lebensgebote gegeben und die innigsten Worte gefunden. „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, wenn ein Glied herrlich wird gehalten, so freuen sich alle Glieder mit“ [2] und wie die liebwerten Worte alle lauten. Das macht des Apostels Mystik so rein, daß sie gleich weit entfernt ist von frommer Selbstsucht wie von frommer Selbstüberhebung. Er erlebt Religion nur so, daß er in eine große Gemeinschaft mit andern eintritt und anerkennt, daß in ihnen allen dieselbe Kraft wirkt, und daß sie jeder in der eigenartigen Weise betätigt, die seinem Dasein für das Ganze einen besonderen Wert verleiht. Es ist ihm keine höfliche Heuchelei, sondern einfach Wahrheit, wenn er den Römern [3] sagt: „Mich verlangt, euch zu sehn; ich möchte euch gerne etwas bringen von geistlicher Gabe zu eurer Bestärkung, das heißt: ich möchte unter euch weilend mit euch getröstet werden durch den Glauben, den wir haben, ihr und ich.“ Das ist des Paulus Kirchenbegriff: ein Organismus von Menschen, die dasselbe Erleben zueinander geführt hat und dienende Liebe aneinander bindet. Oder vielmehr: das ist nicht sein „Begriff“ von „Kirche“, sondern die Gemeinschaft, in die ihn sein neues Leben hineingestellt hat, die „Gemeinde Gottes“.

Geschichtliche Bedeutung.

Was Paulus erlebt hat, das hat er nicht für sich allein erlebt, sondern für die Menschheit. Er war nicht ein beliebiger Durchschnittsmensch, der nach der Stunde seiner Bekehrung untertauchte in die Dreitausend oder mehr, die in jenen Zeiten der Gemeinde Gottes hinzugetan wurden, sondern ein Prophet, begabt mit der Kraft schöpferischen Erlebens, mit der Klarheit durchdringenden psychologischen Denkens und der Gewalt der Rede, die auch das Geheimste ins Licht zu stellen vermag. Darum muß sein Erleben uns noch einmal beschäftigen im Blick auf das, was die Menschheit als Religion erlebt hat. Wir wollen dabei auch die hören, die ihn für den Verderber des Christentums oder einen Verderber der Menschheit durch „sein Christentum" halten. Vor allem seinen heftigsten Feind, Friedrich Nietzsche, der die Psychologie des Hasses in der Vollendung an ihm geübt hat.

Der „Erfinder der Christlichkeit".

Den „Erfinder der Christlichkeit" hat Nietzsche Paulus genannt, und wie und was er erfunden habe, so darzustellen geglaubt: „Paulus war zugleich der fanatische Verteidiger und Ehrenwächter . . Gottes und seines Gesetzes geworden und fortwährend im Kampfe und auf der Lauer gegen die Uebertreter und Anzweifler desselben, hart und böse gegen sie und zum äußersten der Strafen geneigt. Und nun erfuhr er an sich, daß er — hitzig, sinnlich, melancholisch, bösartig im Haß, wie er war — das Gesetz selber nicht erfüllen konnte, ja, was ihm das Seltsamste schien: daß seine ausschweifende Herrschsucht fortwährend gereizt wurde, es zu übertreten, und daß er diesem Stachel nachgeben m u ß t e. . . Vielerlei lag ihm auf dem Gewissen — er deutet hin auf Feindschaft, Mord, Zauberei, Bilderdienst, Unzucht, Trunkenheit und Lust an ausschweifenden Gelagen — und wie sehr er auch diesem Gewissen, und noch

mehr seiner Herrschsucht, durch den äußersten Fanatismus der Gesetzes-Verehrung und -Verteidigung wieder Luft zu machen versuchte: es kamen Augenblicke, wo er sich sagte: „Es ist alles umsonst! Die Marter des unerfüllten Gesetzes ist nicht zu überwinden" . . . Das Gesetz war das Kreuz, an welches er sich geschlagen fühlte: wie haßte er es, wie trug er es ihm nach! wie suchte er herum, um ein Mittel zu finden, es zu vernichten, — nicht mehr, es für seine Person zu erfüllen." „Und endlich leuchtete ihm der rettende Gedanke auf, zugleich mit einer Vision, wie es bei diesem Epileptiker nicht anders zugehen konnte: ihm, dem wütenden Eiferer des Gesetzes, der innerlich todmüde war, erschien auf einsamer Straße jener Christus, den Lichtglanz Gottes auf seinem Gesichte, und Paulus hörte die Worte: „Warum verfolgst du mich?" Das Wesentliche, was da geschah, ist aber dies: sein Kopf war auf einmal hell geworden; „es ist unvernünftig, hatte er sich gesagt, gerade diesen Christus zu verfolgen! Hier ist ja der Ausweg, hier ist ja die vollkommene Rache, hier und nirgends sonst habe und halte ich den Vernichter des Gesetzes!" Der Kranke des gequältesten Hochmuts fühlt sich mit einem Schlage wieder hergestellt, die moralische Verzweiflung ist wie fortgeblasen, denn die Moral ist fortgeblasen, vernichtet, — nämlich erfüllt, dort am Kreuze! Bisher hatte ihm jener schmähliche Tod als Hauptargument gegen die „Messianität", von der die Anhänger der neuen Lehre sprachen, gegolten: wie aber, wenn er nötig war, um das Gesetz abzutun!"

„Die ungeheuren Folgen dieses Einfalls, dieser Rätsellösung wirbeln vor seinem Blicke, er wird mit einem Male der glücklichste Mensch, — das Schicksal der Juden, nein, aller Menschen scheint ihm an diesen Einfall, an diese Sekunde seines plötzlichen Aufleuchtens gebunden, er hat den Gedanken der Gedanken, den Schlüssel der Schlüssel, das Licht der Lichter; um ihn selber dreht sich fürderhin die Geschichte! Denn er ist von jetzt ab der Lehrer der Vernichtung des Gesetzes! . .

Mit Christus eins geworden — das heißt, auch mit ihm der Vernichter des Gesetzes geworden; mit ihm gestorben — das heißt, auch dem Gesetze abgestorben! .... Jetzt ist das Gesetz tot, jetzt ist die Fleischlichkeit, in der es wohnt, tot — oder wenigstens in fortwährendem Absterben, gleichsam verwesend. Noch kurze Zeit inmitten dieser Verwesung! — das ist das Los des Christen, bevor er, eins geworden mit Christus, aufersteht mit Christus, an der göttlichen Herrlichkeit teilnimmt mit Christus und „Sohn Gottes" wird gleich Christus. — Damit ist der Rausch des Paulus auf seinem Gipfel, und ebenfalls die Zudringlichkeit seiner Seele, — mit dem Gedanken des Einswerdens ist jede Scham, jede Unterordnung, jede Schranke von ihr genommen, und der unbändige Wille der Herrschsucht offenbart sich als ein vorwegnehmendes Schwelgen in göttlichen Herrlichkeiten. — Dies ist der erste Christ, der Erfinder der Christlichkeit! Bis dahin gab es nur einige jüdische Sektierer."

Man sieht leicht, was hier geschehen ist (in Nietzsches Sprache geredet). Um das Bekehrungserlebnis zunächst als eine Tat sittlicher Minderwertigkeit hinzustellen, werden — wie es Denifle bei Luther getan hat — die Selbstanklagen des Apostels im Sinne der gröbsten Laster mißverstanden, während doch ein Paulus sogut wie Luther von seiner Möncherei sagen konnte, daß er nach der Gerechtigkeit des Gesetzes untadelig gewesen sei[1], und sich für die Askese sogar eine Gnadengabe zuschreiben durfte[2]. Aus niedrigen Lastern werden nicht Männer wie Paulus und Luther geboren. — Die sittliche Minderwertigkeit wird nach Nietzsche zum Racheakt: Man kann nicht moralisch sein, man ist ein gemeiner Mensch, also lasse man die Moral und suche man eine Autorität, die sie diskreditiert. — Was für ein grobes Mißverständnis des Gesetzes! Das Gesetz ist nicht die Moral, sondern Moral und tausend anderes; aber es ist Gesetz! Das war es, womit sich Paulus quälte. Nicht immer weiter unmoralisch leben wollte er, sondern

endlich ein anderer Mensch sein. Und was er erlebt hat, ist nicht die zügellose Freiheit des entlaufenen Sklaven, sondern die innere Freiheit des Mannes, der Ströme des Heiligen in sich aufquellen fühlt. Er kann, was er nicht gekonnt hat. Als Frucht des Geistes erwächst ihm Liebe, Freude, Friede und Geduld.

Aber ist es wirklich nötig, Paulus so zu verteidigen? Paulus verleumden — ist es nicht schließlich komisch, gegenüber den Selbstzeugnissen von so erschütternder Kraft, wie wir sie von Paulus haben. Nun, so versuche man es mit der „Erklärung": Er war wahnsinnig. Schon seine alten Gegner haben es so gemacht[1], und Jesus gegenüber ist das Rezept ebenfalls beliebt geworden. Nietzsche hat es bei Paulus angewandt: „Was übrigens ein solcher vernunftloser und unwiderstehlicher Umschlag, ein solcher Wechsel von tiefstem Elend und tiefstem Wohlgefühl physiologisch zu bedeuten habe (ob vielleicht eine maskierte Epilepsie?), — das mögen die Irrenärzte erwägen, welche ja dergleichen „Wunder" (zum Beispiel als Mordmanie, Manie des Selbstmordes) reichlich zu beobachten haben. Der verhältnismäßig „angenehmere Erfolg" im Falle des Christen macht keinen wesentlichen Unterschied."

Nietzsche weiß natürlich, daß man mit guten Gründen, wie wir später noch sehen werden, die Anfälle des Satansengels, von denen der Apostel spricht[2], und jene Krankheit, die ihn in Galatien zurückhielt[3], für epileptische Anfälle erklärt hat, und er macht sich diesen Umstand für seinen Vorwurf zunutze. Aber mag das schwere Nervenleiden, an dem Paulus litt, und das wahrscheinlich nicht Epilepsie, sondern Hysterie war, auch vielleicht mit der Form seiner Bekehrung etwas zu tun haben, mag mit ihm ihr Ausbruch in einer Vision zusammenhängen, so ist sie selbst doch nicht ein epileptischer oder hysterischer Anfall gewesen, sondern wie wir aus seinem Selbstzeugnis gesehen haben, ein langer furchtbarer Gewissenskampf und die

mit Entsetzen erlebte Tatsache, daß jeder Schritt weiter auf dem Weg des Gesetzes ein Schritt weiter in die Lüge und den Haß gegen Gott war. Nietzsche hat sich viel zugut getan auf seine Psychologie, und er hat auch die wunderbare Feinfühligkeit des dekadenten Menschen besessen; aber diese Psychologie der Bekehrung ist eine Psychologie des Hasses und nichts anderes als ein Ausfluß der Wut gegen das pietistisch-mystische Bekehrungschristentum, wie er es als Kind kennen gelernt und alsdann an Pascal sich zum Ekel gelesen hatte, da er die Größe Pascals dabei keinen Augenblick verkennen konnte.

Zwei Dinge sind es, die er an diesem Christentum haßt: die Bekehrungsforderung und die Mystik. Er hat dem Neuen Testament nichts mehr zum Vorwurf gemacht, als daß es zwar den Kanon einer Tugend aufstelle, aber ausdrücklich den einer unmöglichen. „Die sittlich noch strebenden Menschen sollen sich im Angesicht eines solchen Kanons ihrem Ziele immer ferner fühlen lernen, sie sollen an der Tugend verzweifeln und sich endlich dem Erbarmenden ans Herz werfen." So verstand er es und verrät sich damit immer noch als einen Abkömmling jenes griechischen Intellektualismus, der schon einen Plato trotz aller Mystik dazu verführt hatte, zu meinen, die Menschen brauchten nur zu wissen, was gut sei, um es zu tun. Nicht die Frage, woher die Kraft zum Guten zu nehmen sei, beschäftigt ja die griechische Ethik, sondern die Frage: Was das Gute sei und wie das Gute vernünftig zu beweisen sei. Das Neue Testament aber lehrt oder besser ruht auf der Jahrhunderte weiter vertieften Erfahrung der Menschheit, daß man das Gute darum noch nicht tut, weil man es weiß, und daß die Tugend nicht das Mögliche, sondern das „Unmögliche", oder wie ein andrer gesagt hat „über die Kraft" ist. Auch Nietzsche hat das von seinem Uebermenschen gewußt. Aber beim Christentum vergaß er im Haß so oft die tieferen Wahrheiten und arbeitete mit den oberflächlicheren und herkömmlichen Meinungen. Gewiß, es ist wider-

lich, wie manche Formen des Christentums das Erlebnis der Wiedergeburt in einen sehr selbstsüchtigen nnd sehr selbstgerechten Zerknirschungsrausch verwandeln und die Demut ihrer Bekehrung mit unendlichem Pharisäerhochmut ausposaunen. Gewiß, es ist ungeheuerlich, wenn diese Leute alles Gute und Große in der Welt verleumden, wenn selbst ein Großer wie Augustin alle „Tugenden der Heiden" „glänzende Laster" nennt. Gewiß, es ist eine Anmaßung der Bekehrungstheologie, alles, was an Sittlichkeit ohne dies Erleben in der Welt ist, für gleichgültig zu halten, „es als Wohlgefühl, Stolzgefühl zu einem Gegenstand der Furcht zu machen", wie Nietzsche ganz richtig sagt. Aber es ist ebenso eng und frech, wenn man diese „christliche" Ungeheuerlichkeit mit der Anklage auf Epilepsie überbietet. Und es ist einfach oberflächlich, wenn man die tiefe Lebenserfahrung eines Paulus, Augustin und Luther immer wieder mit einer griechisch vornehmen Geste abtun will. Die schönen Götter und die schönen Menschen Griechenlands haben der Menschheit nicht das Letzte zu sagen gehabt. Wenn später ein Seneka mit dem Problem ringt, woher die Kraft zu all dem Edlen komme, und wenn ihm das bittere Pauluswort „Wir sind allzumal Sünder" vielleicht nicht ganz so schmerzlich, aber aus der gleichen Erfahrung auf die Lippen tritt, so bezeugt das, daß hier die Erfahrung von Jahrhunderten eine kindlichere Menschheit tiefer gemacht hatte. Mit der sittlichen Einsicht und dem Wachsen der Ideale wächst auch die Feinheit des Gewissens, die Empfindlichkeit für das Zurückbleiben hinter dem Ideal und damit auch die Tiefe des Schuldgefühls. Mit der Kraft wächst die Aufgabe. Und nicht die immer neue Häufung von Einsicht und Gesetz erhebt schließlich den Menschen über seine Schuld und sein Versagen, sondern dies, daß er sich einer höheren Macht übergeben fühlt, die ihm vergibt, indem sie ihn beschämt und erhebt, die, indem sie ihn richtet, ihm die

Kraft gibt, aus diesen Ergebnissen zu einem umgewandelten Dasein, zu einem neuen Anfang zu kommen.

Wie die „Bekehrung", so mißversteht Nietzsche auch die Mystik. Den „Rausch" in der Seele des Paulus und seine „Zudringlichkeit" gegen Gott. Merkwürdig, dieser Vorwurf des Rausches bei Nietzsche! So sprechen sonst die Philister, die wohl den Rausch des Leibes verstehen, denen aber der Rausch der Seele unheimlich und wahnschaffen ist. Nietzsche kannte ihn so gut, den heiligen Rausch, und hat pathetisch gefragt, ob außer ihm noch einer seit zweitausend Jahren wisse, was Inspiration sei. So war ihm sein Zarathustra vom Himmel geoffenbart, wo alle die goldenen Wahrheiten herkommen. Streiten wir doch nicht mit ihm über diesen Rausch in der Seele des Paulus. — Aber von der „Zudringlichkeit" wollen wir reden mit dem Manne, der das schöne Wort von dem Pathos der Distanz gesprochen hat. Freilich die Wendung „echt jüdische Zudringlichkeit" erinnert zu sehr an die antisemitische Zeitung, als daß sie wahr sein könnte. Nicht Zudringlichkeit, sondern Ehrfurcht vor Gott ist „echt jüdisch"; eine Ehrfurcht, die wir bei Paulus ins Unendliche gesteigert sahen. Niemals konnte ein Jude — und daß die Juden es nicht konnten, wirft man ihnen sonst vor — auf den Gedanken Senekas kommen, die Götter „auf gleicher Höhe neben sich" zu sehen. Nichts liegt Paulus ferner. Darum ist seine Mystik auch nicht Vereinigung mit G o t t, sondern mit dem Christus und dem Geiste Gottes. Und wollte man Nietzsche zugestehen, es sei einerlei, wie man das Göttliche nenne, jede Mystik sei Zudringlichkeit gegen die Gottheit, so braucht man den Satz nur auszusprechen, um seine Unmöglichkeit zu empfinden. Man täte mit ihm selbst den deutschen Mystikern unrecht, denen jede Schranke zwischen Gott und Mensch versunken war und die alle bei dem Gefährlichsten ankamen, was Religion erleben kann, bei jener Zweifelsfrage, ob Gott überhaupt etwas anderes ist, als mein tiefstes, innerstes Leben:

Was wirst Du tun, Gott, wenn ich sterbe?
Du bist der Krug — wenn ich zerscherbe? . . .
Ohn' mich verlierst du deinen Sinn.

Und die oft so „gotteslästerlich" antworten wie Angelus Silesius:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben.
Werd ich zu nicht, er muß vor Not den Geist aufgeben."

Oder die, wie der alte Frankfurter Gottesfreund an dieser Stelle ihres frommen Lebens erbeben und meinen: „Hier muß man umkehren und Halt machen; man möchte dem sonst so weit nachsetzen und nachkriegen, man wüßte nicht, wo man wäre und wie man wieder herauskriechen sollte". — Selbst hier, wo die Mystik wirklich in der Gefahr ist, Selbstvergötterung zu werden, ist doch von einer Stimmung der Zudringlichkeit und des Hochmutes keine Rede. Bei Paulus aber ganz und gar steht nicht bloß Gott in unnahbarer Höhe über den Menschen; auch der Geist Gottes und der Christus leben noch außer und über dem Menschen in unabsehbarer Hoheit zur Rechten Gottes. So merkwürdig uns dieser Widerspruch ist, er ist der Lebensnerv der Paulinischen Mystik. Darum ist seine Mystik noch ein ganz Stück demütiger als die pantheistische deutsche Mystik. Demut aber — ich scheue das so oft abgehetzte und verleumdete Wort nicht — ist die Mystik vor allem darum, weil sie das Große, das überpersönliche Große, das der geniale Mensch in sich erlebt, nicht diesem zuschreibt, sondern dem Größeren, der über den Menschen gekommen ist. Große Menschen wissen immer, wer sie sind und was sie haben. Die eiteln gerade stellen sich bescheiden. Aber indem die Religion den großen Menschen dazu bringt, diesen Enthusiasmus der Selbstbeurteilung auf ein Wesen außer und über dem Menschen zurückzuführen, indem sie ihm das neue Leben nur als ein Geschenk Gottes, als ein Leben in Gott gibt, schenkt sie ihm die Demut, ohne welche menschliche Größe ist wie eine Blume ohne Duft.

Gerade Nietzsche, der stolze und kühne Mann, hat erfahren, wie dasselbe Erlebnis, wenn es ohne den Glauben an Gott gemacht wird, in Höhen menschlicher Selbsteinschätzung führt, von denen der Fall auf den flachen Sand der Eitelkeit naturnotwendig ist. Auch er hat ja die Ueberzeugung gehabt, daß er als Prophet unter sein Volk hinaustreten dürfe und müsse, auch er hat wie jeder Prophet gemeint, „daß um ihn sich fürder die Geschichte drehe", um ihn und um seinen „Uebermenschen": aber das wirkt bei ihm so abstoßend und erschreckend, daß er nur von sich selber reden konnte, wenn er von dem Großen sprach, das er zu erleben und andern zu zeigen sich bewußt war; auch daß er sich als Zarathustra verkleidete, ändert nichts an der Sache. Man merkt es ihm immer wieder an, daß er sich niemals vor dem Geheimnis in seiner Seele beugte, daß er niemals dankbar die Augen aufschlagen konnte zu einem, der ihm sein Bestes gegeben hatte. Das hat der Fromme vor dem Nichtfrommen rein menschlich voraus.

Jesus und Paulus.

Bekehrung und Mystik, die Nietzsche mit der Sicherheit des genialen Menschen herausgegriffen hat, um seine persönliche Wertung des Menschen Paulus und seiner Religion darzutun, sind auch von wesentlicher Bedeutung für die geschichtliche Einschätzung des Apostels und seines Christentums zunächst im Vergleich mit Jesus. Denn es ist auf den ersten Blick deutlich, daß Jesus nicht durch eine „Bekehrung" hindurchgegangen ist. Da ist nichts von jenen Klagen und Anklagen wider eine andersartige Vergangenheit, nichts von jenem Verdammen dessen, was man früher angebetet hat, auch kein Jubelruf „Siehe, es ist alles neu geworden". Schlank und gesund ist dieser Mann in der Liebe Gottes gewachsen zu seiner Wahrheit und seiner Bestimmung. Darum ist alles so frisch und selbstverständlich, so einfach und so anziehend

an ihm. Ganz gewiß ein anderer Typus Mensch als Paulus, reiner und größer. Ebenso ist jene Mystik, die in wundersamen Erlebnissen ihre Vereinigung mit dem Uebernatürlichen erlebt, nicht die Frömmigkeit Jesu. Unmöglich war selbstverständlich für ihn die Form, in der seine Jünger diese Erlebnisse hatten als eine Vereinigung mit ihm, dem Erhöhten. Aber auch mit Gott hat er so nicht gelebt, trotzdem von ihm gelegentlich Ekstasen und Visionen wie die Erscheinung bei seiner Taufe im Jordan erzählt werden. Im ganzen erlebt er Gott, wie seine Gleichnisse und all seine Worte zeigen, im Alltäglichen, beim Säemann und am Weinberg, bei den Kindern auf der Gasse und dem Weiblein, das seinen Teig knetet oder den verlorenen Groschen sucht. Seht die Vögel unter dem Himmel an! — Die ganze hellenistische Psychologie und Gottesvorstellung fehlt ihm, darum auch die Mystik.

Theologen wie Lagarde und neuerdings Wrede in seinem Volksbuch haben dann noch ein Drittes hervorgehoben, das Jesus und Paulus auseinanderrückt: all diese Lehren von Kreuz und Rechtfertigung, vom Glauben an den, der von den Toten erweckt ist, und an den, der von den Toten erweckt, all diese Erlösungslehren und Versöhnungsgedanken, das ganze Gefüge von Sätzen, das dann später zum Dogma erstarrt ist. In der Tat hat Jesus von diesen Gedanken noch nichts oder höchstens ein paar Bilder und Gleichnisse, wie das Wort beim Abendmahl von seinem Blut, das den neuen Bund zwischen Gott und Menschheit weihe, vielen zugut.

Endlich aber hat Wrede geradezu von einer andern religiösen Orientierung des Paulus gesprochen: „Bei Jesus geht alles auf die Persönlichkeit des einzelnen. Es gilt, daß der Mensch seine Seele ganz und ungeteilt Gott hingebe. . . Bei Paulus ist das Zentrum eine geschichtlich-übergeschichtliche Gottestat oder ein Gefüge von Gottestaten, die der ganzen Menschheit ein fertiges Heil mitteilen. Wer an diese Gottestaten — Menschwerdung, Tod, Auferstehung eines himmlischen

Wesens — glaubt, dem fällt das Heil zu." Das ist freilich sehr einseitig gesagt, und die Reihe der Aussagen Jesu und seines Apostels, die Wrede nach dem beliebten pädagogischen Schema vom Bild und Gegenbild zusammengestellt hat, ist nicht unparteiisch ausgewählt: die schönsten ethischen Sprüche Jesu sind nicht mit den schönsten ethischen Sprüchen des Paulus, sondern mit seinen religiös-metaphysischen Aussagen zusammengestellt. Dennoch ist etwas Richtiges an diesen Worten; jeder fühlt es, der von Jesus zu Paulus hinüberkommt.

Die Frage ist nur, wie hoch diese Unterschiede zwischen Jesus und seinem großen Apostel einzuschätzen sind: handelt es sich hier noch um Unterschiede in einer und derselben Religion, die das Wesentliche nicht verwischen, oder ist Paulus in der Tat der Stifter einer neuen Religion, die sich nur zufällig an den Propheten aus Nazareth angeschlossen hat oder, da nichts „zufällig" ist, doch rein äußerlich, weil er bereits der Gegenstand eines neuen Kultus im Kreise seiner Jüngergemeinde geworden war? Denn das ist ja deutlich, daß in manchen von den aufgezählten Stücken Paulus nicht schöpferisch gewesen ist, sondern sich an die Urgemeinde angeschlossen hat. Sehr bald nach dem Tode Jesu hat ja die Religion, die mit ihm in die Welt eingetreten ist, ihre entscheidendste Umbildung formeller Art erlebt, indem sie sich aus der Religion der Gotteskindschaft in den Glauben an die Christusnatur des Menschen Jesus wandelte. Die Visionen, in denen die Jünger ihren Herrn lebend sahen, schienen zu bezeugen, daß er ein Himmelswesen, kein Mensch gewesen oder wenigstens in den Himmel erhöht worden sei. Die Jünger forderten darum Glauben an ihn als den zu Gott erhöhten Messias und an seinen Tod als eine von Gott verordnete Sühnung für die Sünden. Mit dem Erlebnis der Auferstehung und mit diesem Dogma vom Tode des Messias beginnt schon die Christusreligion, das Christentum im engeren Sinne. Hier aber kann diese Tatsache beiseite bleiben. Wir nehmen Paulus allein und fragen

nach der geschichtlichen Bedeutung des Abstandes, den er so deutlich von Jesus zeigt.

Um diesen richtig einzuschätzen, darf man nicht nach persönlichem Geschmack und Urteil beliebige Stellen aus den Evangelien und den Briefen des Paulus herausgreifen und als „wesentliche" gegeneinanderstellen; sondern man muß sich ganz klar darüber sein, was bei allen Religionen die wesentlichen Züge sind, nach denen man sie miteinander vergleichen muß. Wenn man die ethischen Worte Jesu mit den religiös-metaphysischen bei Paulus zusammenstellt, so beweist das nicht mehr, als wenn ein Botaniker die Blüte der Sonnenblume mit der Frucht des Kürbis vergleicht, und zwar deshalb, weil sie das am meisten in die Augen Springende an beiden Pflanzen sind. Gewiß hat auch das seine Bedeutung; aber eine sachlich ausreichende und darum wissenschaftliche Vergleichung ergäbe sich so nicht. Nun ist im vorausgehenden bereits die neue Religion, die Paulus erlebte, nach den wesentlichen Gesichtspunkten einer vergleichenden Religionsbetrachtung dargestellt worden, so daß der Vergleich zwischen Jesu und Paulus nun sehr rasch vollzogen werden kann.

Jede Religion ist charakterisiert durch ihren Gottesglauben an sich und durch die Art, wie der Verkehr mit Gott in Sakrament und Offenbarung, in Gebet und Opfer erlebt wird. Für jede Religion ist wesentlich, welche Stellung zur Welt sie dem Menschen gibt, welche Güter sie in den Vordergrund rückt, um nach ihnen die Welt zu bewerten, und ob sie diese Güter allein in diesem oder auch erst und wesentlich in einem neuen künftigen Leben erwartet. Das dritte Wesentliche ist das Ideal von Menschentum, das sie durch ihre Autorität heiligt. Das vierte ist die Beziehung, in die der religiöse Besitz und dieses Ideal gesetzt werden: ob eine Religion ihre Güter als Lohn und Strafe für die Erfüllung der idealen Forderung verspricht oder von der erlebten Religion aus dem Menschen die Kraft zu dem Ideal

verheißt; anders, theologischer oder philosophischer, ausgedrückt: welchen Weg zum Heil sie dem Menschen erschließt und wie sie die sittliche Forderung begründet. Man kann diese Fragen noch feiner durcharbeiten und verästeln; für unseren Zweck genügen diese gröberen Umrisse.

Daß in all diesen wesentlichen Zügen die Religion des Apostels dieselbe ist wie die Religion Jesu ist sofort klar. Ebenso klar treten auch die Unterschiede heraus und werden in ihrer Bedeutung erkannt.

Wie Paulus den Gott der unvergleichlichen Größe und Erhabenheit mit dem Gott der Gnade in eins schaut, so hat auch Jesus jenen Vater verkündigt, vor dessen Größe und Forderung alles menschliche Tun zu dem Satz verstummt: „Wir sind unnütze Knechte, wir haben bloß getan was wir zu tun schuldig waren" und der doch in seiner Liebe so vollkommen ist, daß er seine Sonne auch den Ungerechten scheinen läßt und den verlorenen Sohn aufnimmt, ehe er noch sein Schuldbekenntnis stammeln kann. Gewiß sind die Formen verschieden, in denen sie von ihm sprechen; aber es ist derselbe Gott, an den sie glauben. Dieser Gott wird bei Jesus ebenso innerlich erlebt wie bei Paulus, wenn auch beide das Opfer nicht bekämpft, sondern wahrscheinlich noch geübt haben, aus früherer Religionsstufe denselben Rest beibehaltend. Für das Offenbarungserlebnis ist wichtig, daß beide die Gottheit unmittelbar erfahren, nicht bloß im Buch, sondern im Gespräch des Herzens. Dabei liegt freilich bei Paulus der Ton mehr auf dem Ekstatischen, bei Jesus mehr auf dem Erfahren Gottes in der Natur. Hinzu kommt, daß bei Paulus neben Gott als Geber der Offenbarung der erhöhte Herr steht. Sakrament und Mystik treten bei Paulus neben die fast ausschließlich in der Glaubensreligion bleibenden Erlebnisse Jesu. Das Gebet ist bei beiden sehr ähnlich; auch hier das Ekstatische bei Paulus etwas mehr betont als bei Jesus. Sonst zeigen beide sowohl nach Inhalt wie nach Form die

gleiche Innerlichkeit und Schlichtheit, das Zurücktreten des Äußerlichen und Hervortreten des Geistig-Sittlichen.

In der Haltung zur Welt und ihren Gütern sind beide gleich. Daß auch Jesus die sittliche Wertung der Güter für die höchste, ja für die einzige gehalten hat, braucht man nicht noch zu beweisen. Wie Paulus nicht anders als Jesus das Leiden in der Gewißheit und Glut seines neuen Lebens überwunden hat, werden wir noch genauer erfahren. Daß beide endlich diese Welt nicht für das letzte Wort Gottes halten, ist so deutlich, daß davon nicht zu reden ist. Nur auf die Nuance ist hinzuweisen, daß die Reichsgotteshoffnung Jesu kindlicher und volkstümlicher ist als die Zukunftserwartung des Paulus, die, mehr theologisch und hellenistisch, nicht vom Zutischliegen mit Abraham, Isaak und Jakob träumt, sondern von Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist, von Glorie und Unvergänglichkeit, von Unverweslichkeit und ewigem Leben.

Wie sehr das Menschentum der Liebe und Reinheit, wie es mit Jesus in seiner Vollendung in die Welt gekommen ist, auch das Ideal des Paulus ist, haben wir gesehen. Hier glaubten wir sogar den Punkt suchen zu dürfen, von dem aus der tiefste Eindruck der neuen Religion auf die Seele des Pharisäers ausgegangen ist. Jedenfalls ist hier besonders klar, daß Paulus sich auch der Worte und der Einzelzüge des Wesens Jesu bewußt war. Und wenn wir später dieses Ideal uns in seinen einzelnen Formulierungen vor die Seele stellen, so wird noch deutlicher die Gleichheit hervortreten.

Endlich war uns ebenso sicher aufgeleuchtet, daß wir bei Paulus gegenüber der Gesetzesreligion und ihrer Motivation der sittlichen Forderung eine völlig neue Art haben, Religion und Sittlichkeit miteinander in Beziehung zu bringen. Das ist ja die große Entdeckung, die der Pharisäer durch all seinen Kampf und seine Verzweiflung hindurch gemacht hat. Bei Jesus tritt freilich dieser Zug nicht so klar und schneidend formuliert auf wie bei Paulus. Viele meinen darum wie die

alte Kirche, daß Jesus nicht eine neue Religion, sondern nur ein „neues Gesetz", ein neues Ideal gebracht habe. Aber die Geschichte vom verlorenen Sohn und das Wort: „Macht den Baum gut, so werden seine Früchte gut sein!" und manch anderes, ja die letzte Tiefe, aus der schließlich alle Worte Jesu aufsteigen, verrät, daß auch er nicht das Gute tat und wollte, weil Lohn und Strafe in Aussicht stehen, sondern, weil von innen heraus, aus der Glut des religiösen Lebens ein neues Menschentum in ihm Wirklichkeit geworden war. Das Heil schenkt Gott auch dem verlorenen Sohn; er liebt auch seine Feinde, und Freude ist im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen — aber eben daraus erwächst dem, der so große Güte erfährt, der Anfang eines neuen Lebens: Vater ich bin nicht wert . . .

Es ist nach allem ganz gewiß, daß jene vier Unterschiede zwischen Jesus und Paulus, die wir zuerst ins Auge gefaßt haben, nicht Wesensunterschiede sind, sondern bloß Abweichung in Einzelheiten des religiösen Lebens. Aufs Ganze gesehen bleibt die Einheit überragend. Die Unterschiede sind da, und es ist nicht recht, wenn von vielen die Eigenheiten des Apostels — sei es nun seine Sakramentslehre oder der „lebendige" Christus, sei es seine Lehre von Rechtfertigung und Erlösung oder sein besonderes Bekehrungserlebnis — für das Wesen des Christentums erklärt oder gar zu dem Joch gemacht werden, das den Menschen auf den Nacken gelegt werden soll. Ein neues Gesetz, aus Worten des Mannes, der das Gesetz getötet hat! Wer so tut, gleicht jenen Leuten, welche die Tür des Himmelreichs den andern zuschlossen, weil sie glaubten, allein den Schlüssel zu haben. Es gibt auch andere Typen christlichen Lebens als Paulus. Mag Jesus zu hoch und überragend sein, so gibt es doch mindestens ein ähnliches ungebrochenes Wachsen in Freude; es gibt Christen, die auch das immer sich vertiefende Schuldgefühl als ein Geschenk Gottes

verstehen und, je reicher und reiner sie werden, nur um so dankbarer wissen, daß sie alles empfangen haben von der Güte des Vaters im Himmel. Es gibt auch Heldentypen wie Fichte, die mit dem Bösen ganz abgeschlossen haben, die selbst die Reue hinter sich werfen und doch sich bewußt sind, alles, was sie leben, aus der großen Liebe und dem schaffenden Willen des göttlichen Lichtes zu empfangen. Das alles und noch manches andere liegt im Rahmen des neuen Menschentums, des neuen Gottesglaubens und der neuen Stellung zur Welt, die Jesus der Menschheit gewonnen hat. Aber Paulus steht auch nicht außerhalb dieser Religion, sondern mitten in ihr, trotz Mystik und Sakramenten, trotz Christusspekulation und Erlösungstheorie. Er hatte alles Wesentliche, was Jesus hatte; nur hatte er es in der schärferen pharisäisch-antipharisäischen Form, die aus seiner Schule und seinem Erleben stammte, und eingetaucht in den Pessimismus und die Erlösungssehnsucht des Hellenismus. Das verengt seine Wirksamkeit für die Menschheit und die Ewigkeit. Es machte sie aber für seine Zeit größer und unmittelbarer als die Wirksamkeit Jesu.

Wenn die Menschheit an einem Wendepunkte ihres Lebens angekommen ist, wenn die Kräfte des Neuen sich bereits hoch anhäufen, ja mitunter wenn sie, wie in unserm Falle, schon klar und leuchtend dastehen, nur noch vielen verdeckt durch das umgestürzte Alte, dann müssen solche Bilderstürmer und „Formelnfresser" wie Carlyle sagt, kommen und das scharfe Wort finden, das den Menschen die Augen und die Herzen öffnet, das alles Sterbende niederreißt wie der Frühlingssturm die dürren Aeste im Walde. Es ist eine große Erkenntnis, die damals der Menschheit aufging, die Erkenntnis, daß Natur- und Gesetzesreligion zu Ende seien, daß ein Neues anfange: die Religion des guten Herzens, die Religion der Gotteskinder, die Religion des Geistes und der Kraft in jenem alten Sinne, nach dem Geist die überquellende Wucht einer Seele ist, die ihren Gott gefunden hat und sich von ihm über

sich selbst hinausgehoben fühlt in eine Sphäre der Reinheit und Güte, der Siegeszuversicht und Freude, des Friedens und der Seligkeit, die über unsre Kraft hinausliegt.

Diese Erkenntnis, mit der die Menschheit auf eine neue Stufe ihres Lebens hinauftreten will, hat Paulus wie Jesus verkündet. Nur hat sie Paulus in die strengen Formen eines dogmatischen und biblischen Beweises gesperrt, die ein scharfer Verstand, vereint mit bitterem Ingrimm über ein verblendetes Leben, geschmiedet hat. Und in diesen Formen war der große Inhalt unmittelbarer wirksam als in der reinen Schönheit und Innerlichkeit, in der ihn Jesus mehr gelebt als gelehrt hatte.

Der Apostel.

Der Ruf des Herrn.

Der neue Mensch, der an dem Tage von Damaskus geboren ward, hat vor unserm geistigen Auge gestanden. Wir haben den Propheten einer neuen Religion gesehn und dem gelauscht, was in seinem Herzen kämpfte und redete. Was immer auch erst in späteren Jahren sich entwickelt haben mag von der eigenartigen Frömmigkeit, wie sie in Paulus lebte: in jener Stunde vor Damaskus ist es zuerst hervorgebrochen. So keimartig und knospenhaft die Anfänge gewesen sein mögen, sie trugen die volle Blüte doch in sich.

Jene Stunde gab aber dem Pharisäer auch eine neue Aufgabe nach außen, den „Beruf", „ein Apostel Jesu Christi" zu sein, sein Bote, mit der Frohbotschaft ausgeschickt zu den Heiden.

Apostel Jesu Christi, das ist der einzige Titel, auf den Paulus Wert legt, den er immer wieder stolz in Anspruch nimmt, wo man ihn ihm streitig machen will, mit dem er vor seine und fremde Gemeinden[1] hintritt, wenn er Eindruck machen, wenn er gebieten und zurechtweisen will[2]. Nur wo er besonders freundlich und herzlich schreibt, läßt er seinen Titel weg und wendet sich als Bruder an seine Mitbrüder[3]. Wo aber gar sein Apostolat angegriffen und in Frage gestellt ist, da schreibt er schroff und scharf: „Paulus, Apostel nicht von Menschen noch durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus und Gott Vater, der ihn auferweckt hat von den Toten, und alle Brüder bei mir an die Gemeinden in Ga-

latien." Ein Bote Jesu Christi zu sein, das war sein Stolz und seine Freude, seines Lebens Kraft und großes Opfer.

Nicht ein Mensch, sondern Gott hat ihn dazu gemacht; denn jene Stunde vor Damaskus war es, die ihm die neue Bahn wies. Gott hat ihn ausersehen von Mutterleibe und in ihm seinen Sohn geoffenbart, damit er ihn unter den Heiden verkünde; er hat den Herrn gesehn und ist damit ein Apostel geworden[1].

Es ist so natürlich, daß die Frömmigkeit des Apostels zur Mitteilung und zur Gemeinschaft drängt: aus dem Propheten wird mit Notwendigkeit der Apostel. Die Gewißheit, über Sünde und Schuld, über Leid und Tod hinausgehoben zu sein, schafft einen Ueberschwang des Herzens, aus dem heraus der Mund reden muß. Und die Liebe zu den andern, die im Begriffe sind, verloren zu gehen, die der Prophet dem Abgrund zutaumeln sieht, treibt ihn nicht weniger dazu, sie zu suchen und zu retten. Dazu kam bei Paulus, daß er während der ganzen bangen Zeit vor der Bekehrungsstunde sich selber hatte verurteilen, sein Leben sich hatte absprechen müssen. Fand er es von neuem, so konnte es ganz nur dem geweiht sein, der es ihm geschenkt hatte: „Für Gott durch Jesus Christus", das wird sein Feldgeschrei. Und hatte er vorher den Herrn verfolgt, hatte er seine Gläubigen getötet, so konnte er allein durch die Hingabe seines ganzen Lebens zeigen, daß es ihm mit der Umkehr ernst war. Er bestrafte sich gleichsam zum zweiten Male mit dem Tode, nun nicht mehr mit dem Tode, aus dem es keine Rettung gibt, sondern mit der Teilnahme an den Leiden des Christus, die ihm und andern Rettung, Leben und Auferstehung mit Christus bringen sollen[2]. So empfand er seinen neuen Beruf darum nicht als ein Wollen, sondern als ein Müssen: „Daß ich das Evangelium verkünde, dessen darf ich mich nicht rühmen: ich kann nicht anders. Denn wehe mir, wenn ich es nicht tun wollte!"[3]

So begreiflich es ist, daß der Prophet zum Apostel wurde,

so schwer ist es zu verstehen, warum er gerade zum Heidenapostel ward. Lag es nicht viel näher für ihn, seinen Volksgenossen zu predigen, auf welche Geburt und Erziehung ihn hinwiesen, die er auch innerlich besser verstand als die Griechen? Konnte er nicht viel mehr für sie arbeiten als für die Fremden? Hat er nicht selbst gesagt, daß er verdammt sein wolle und ewig von seinem Herrn getrennt, wenn er sie dadurch retten könne?[1]

Vielleicht können uns die beiden Stellen Gal. 5, 11 und 2. Kor. 5, 15 einen Schlüssel zur Lösung unsrer Frage in die Hand geben, wenn wir uns die Angabe des Apostels selbst, daß er in jener Offenbarungsstunde auch seinen neuen Beruf bekommen habe, psychologisch näher bringen wollen. Es kann nämlich in ihnen der Gedanke gefunden werden, daß Paulus einst, als er noch Saul war, die Beschneidung und den Christus nach dem Fleisch d. h. einen irdischen, jüdischen Messias gekannt und gepredigt habe, daß Saul schon vorher Lehrer und vermutlich auch Missionar gewesen sei. Dann würde in jener Stunde ein vielleicht schon angefangener oder wenigstens als Wunsch im Herzen ruhender Beruf in ihm zu voller Stärke erwacht sein. Er würde erkannt haben, daß nun, wo kein Gesetz den Heiden mehr den Weg versperre, die große Stunde des Eingehens in das Gottesreich für sie gekommen sei, und daß er mit seiner neuen Erkenntnis vom Gesetz den besonderen Beruf habe, sie hereinzuführen. Andrerseits weiß er, wie es im Herzen seines Volkes aussieht, daß dort das „Aergernis des Kreuzes" noch zu stark ist und daß sein Volk vielleicht erst kommen wird, wenn es die Menge der Heiden Christen werden sieht. Jedenfalls hat er gesagt: „Sofern ich Heidenapostel bin, preise ich mein Amt in der Hoffnung, mein „Fleisch" zur Eifersucht reizen und einige von ihnen retten zu können."[2] Und sicher ist, daß er vierzehn Jahre lang als Missionar in seiner Heimatgegend Kilikien und in dem angrenzenden Syrien gearbeitet hat: Die religiöse Sehnsucht der Hei-

den, die er seit seiner Jugend kannte, und die wohl schon lange sein Herz mit suchender Liebe erfüllt hatte, sie ist ihm wohl zuerst als der geeignete Boden seiner neuen Mission erschienen.

Daß damals bereits der Blick der Juden, die ja in großen Mengen über das ganze Reich zerstreut waren, auf die Gewinnung der Heiden für Jahwe gerichtet war und die Heidenmission eifrig betrieben wurde, dafür sind viele Stellen bei jüdischen und römischen Schriftstellern Zeuge; auch Jesus selbst hat mit anschaulichen Worten, freilich ironisch, den Eifer der pharisäischen Missionare geschildert, wie sie über Meer und Land ziehen, um einen einzigen Proselyten zu gewinnen[1]. Und Paulus hat uns das hohe Selbstbewußtsein, mit dem der Jude seine Mission übte, also gezeichnet: „Du nennst dich einen Juden und stützest dich auf das Gesetz, du rühmst dich Gottes und kennst seinen Willen, du kannst Gut und Böse unterscheiden kraft deiner Gesetzesbildung und traust dir zu, ein Führer für Blinde, ein Licht für die in Finsternis zu sein, ein Erzieher für Unverständige, ein Lehrer für Unmündige, da du ja die Erkenntnis und die Wahrheit leibhaftig habest im Gesetz“[2].

Wie oft mag der junge Saul mit dem Psalmisten geklagt haben: „Gut ist ein Tag in deinen Vorhöfen mehr denn tausend sonst; ich will lieber an der Schwelle liegen in meines Gottes Hause als wohnen in den Zelten der Gottlosen!“[3] Er wußte nicht, was für ein Segen für ihn und alle Völker daraus wachsen sollte, daß er in den „Zelten der Gottlosen“ gewohnt hatte, daß er ihre Sehnsucht und ihr Leben kannte, mit ihnen fühlen konnte, die Sprache ihrer Lippen und ihres Herzens verstand, und daß er das alles geschaut hatte mit glühendem Eifer für Gottes Sache und mit einem Herzen voll Liebe. Zur Tat freilich konnte das alles erst werden, als ihn die neue Religion mit ihrer Kraft über sich hinausgehoben, ihn von aller Furcht und Sorge befreit und ihm eine Macht geschenkt hatte, welche die Menschenherzen unwiderstehlich fortriß.

Der Boden der Mission.

Gewaltig ist die Kraft eines Mannes, der sein Leben ganz für eine Sache einsetzt. Was Paulus erreicht hatte, als er starb, war etwas ganz Außerordentliches. Als er bekehrt wurde, war das Christentum wirklich nur eine kleine jüdische Sekte, die den Messias gekommen glaubte, eine mildere Auffassung des Gesetzes hatte, seine sittlichen Gedanken in den Vordergrund rückte und es prophetisch auslegte. Ihr kostbarster Besitz waren die Worte ihres Herrn, deren ganze Bedeutung man aber nicht verstand. Als Paulus starb, gab es bis hin nach Rom freie heidenchristliche Gemeinden, in denen das Bewußtsein immer mehr erstarkte, eine neue Religion zu besitzen und ein neues, drittes Menschengeschlecht neben und über Juden und Heiden zu sein. Nicht als ob Paulus überall im Reiche selber Hand angelegt hätte. Im Gegenteil, selbst so bedeutungsvolle Gemeinden wie Rom sind weder von Petrus noch von Paulus begründet worden; unbekannte Missionare, reisende Handwerker, Kaufleute und Aerzte haben diese weltgeschichtlichen Taten getan. Aber Paulus ist es gewesen, der mit starker Hand den Bann gebrochen hat, der über der ältesten Jüngermission lag. Paulus ist es vor allem gewesen, der gerades Wegs in das Herz des Feindes, nach Europa vordrang und mit Bewußtsein die Straße nach Rom zog, wenn er es auch freilich erst als Gefangener und von andern überholt erreichte. Sein großes Beispiel hat die andern fortgerissen. Teils seine Schüler und Nachfolger, teils seine Gegner und Konkurrenzmissionare, zogen sie nun auch hinaus in das große Reich, Christus zu predigen. Es wiederholt sich hier, was so oft in der Weltgeschichte beobachtet wird: ein genialer Mensch steht selten allein, meist wird er eine ganze Schar anderer Menschen erwecken; und wenn er sie auch nicht auf seine Höhe zu heben vermag, er wird sie

doch über sich hinaus heben und zu Leistungen anspornen, die ihnen sonst ganz unerschwinglich gewesen wären.

Aber das alles würde doch nicht hinreichen, den ungeheuren Erfolg der neuen Religion zu erklären. Auch große Menschen können einsam stehen und einsam untergehen, flammende Vorzeichen am fahlen Morgenhimmel, wenn der neue Tag noch fern ist. Bei Paulus war es nicht so; die Zeit war reif für seine Botschaft. Wir sind von der Schule her noch zu sehr gewöhnt, des Paulus Missionsreisen als etwas ganz Einzigartiges anzusehen, das für uns kaum einen Zusammenhang mit der großen Kaisergeschichte Roms hat; sie werden in einer ganz anderen Unterrichtsstunde behandelt und unter dem kleinen Gesichtspunkt eines Reisetagebuchs gelernt: von Cypern nach Perge, von Perge nach Antiochien, von Antiochien nach Ikonion usw. usw. Sie scheinen nur einiger schönen Sprüche wegen, die der Apostel dabei spricht, unternommen zu sein. Das aber heißt die Dinge auf den Kopf stellen.

Die Mission des Christentums ist nur eine Welle in dem großen Strome orientalischer Religionen, der sich damals über das römische Reich ergoß. Es wurde auch getragen durch soziale Bedürfnisse und Strömungen mannigfacher Art, denen es stark verwandt war oder sich anpaßte, und durch große gemeinsame Nöte, für die es Hilfe hatte.

Schon ganz äußerlich kam der Mission das Weltreich zu Hilfe. Wenn Paulus auch noch viel von Gefahren zu berichten weiß, die seinen Weg bedrohen, im ganzen ist er doch als der Bürger eines großen und wohlgeordneten Reiches mit verhältnismäßiger Sicherheit und Schnelligkeit gereist. Auch seinen Beruf konnte er viele Jahre hindurch ausüben, ehe ihn die Feindschaft seiner Landsleute endgültig der römischen Obrigkeit überlieferte.

Bedeutsamer aber war die innere Struktur des Weltreiches für die Entwicklung der Mission. Was Alexander der Große und zum Teil schon die großen Reiche Vorderasiens angefangen

hatten, Rom hatte es vollendet. Die Nationen von Indien bis zu den Säulen des Herkules vereinigte es in sich. Und wenn sie auch ihr eigenes Leben immer noch weiter führten, sie waren doch mit einer großen gemeinsamen Kultur überzogen, deren Religion zum großen Teil orientalisch, deren Denken griechisch und deren Verwaltung und Militär lateinisch, deren Gesamtcharakter aber, eine Mischung aus dem allem und tausend volkstümlichen Besonderheiten dazu, ein ziemlich einheitlicher war. Hellenistische Kultur — erst langsam lernen wir verstehen, was sie war und was sie für Europa bedeutete. Sie ist uns, in die Kirche eingeschmolzen, die große Mittlerin der klassischen Kunst, Wissenschaft und Religion geworden. Sie hat uns in einem wundersamen Konglomerat die Bausteine einer großen Zukunft gerettet, mag sie auch mit der kirchlichen Weltanschauung immer unaufhaltsamer dahingehen, nachdem sie fast zweitausend Jahre den westlichen Kulturkreis beherrscht hat. Von Babylon und Egypten, Syrien und Asien, Thrakien und Griechenland, Rom und punischem Afrika, von überall her flossen die Quellbäche und Flüsse in dies große Meer, an dessen Ufern wir heute noch wohnen. Man mag über das „Völkerchaos" noch so harte Urteile fällen, seine ungeheure Bedeutung und seinen erziehenden Wert für den westlichen Kulturkreis kann man im Ernste nicht bestreiten.

Ausgeglichen wurden die Unterschiede in diesem großen Reiche äußerlich schon durch eine Verkehrssprache, die eigentlich — vom äußersten Westen und Osten abgesehen — überall verstanden wurde: das Griechische. Durch ihren Besitz war Paulus imstande, wohin er kam, sich ohne Dolmetscher an seine Hörer zu wenden, und wenn das auch nicht so viel bedeutet, wie man sich vielleicht vorstellen mag, es half ihm doch sehr und gab ihm sicher einen Vorsprung gegenüber Petrus, der sich für seine Predigten nach einer guten Ueberlieferung eines Dolmetschers bedienen mußte. Mit dem Aramäischen (Syrischen), das Petrus sprach, konnte man in Vorderasien

allerdings gleichfalls sehr viel erreichen; es war dort eine weit verbreitete Verkehrssprache. Paulus hat wahrscheinlich auch diese Sprache, welche die Juden schon seit vielen Generationen mit ihrer alten hebräischen Sprache vertauscht hatten, gesprochen. So konnte er also auch nach seiner Sprache den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche sein.

Mächtig gefördert wurde die Mission in ihrer Bildung neuer Gemeinden dadurch, daß die alten Formen des politischen und öffentlichen Lebens, so eifrig ihr Schein auch aufrecht erhalten wurde, in Wahrheit dahingesunken waren. Das Reich war scheinbar ein konstitutionell regierter Staat, in Wahrheit eine absolute Militärmonarchie. Da flüchtete sich das öffentliche Leben und die Lust am politischen Arbeiten in die Vereine, die, vom Staate teils verfolgt, teils geduldet, in Fülle emporwuchsen. Meist Vereinigungen der kleinen Leute und des Mittelstandes gaben sie dem Kleinbürgertum und dem Proletariat die Möglichkeit, den Wunsch des Menschenherzens nach gegenseitiger Hilfe, nach gemeinsamer Arbeit an gemeinsamen Nöten und nach freier Aussprache im Kreise von Gesinnungsgenossen zu befriedigen. Hier konnte man im kleinen herrschen und regieren, als es im großen nicht mehr möglich war. Begräbnisvereine, Sterbekassen waren wohl die häufigsten Formen dieser Genossenschaften. In die Reihe dieser Vereine trat für die Draußenstehenden das junge Christentum ein; so ward es ihm eine Zeitlang ermöglicht, sich ruhig zu entwickeln. Freilich haben diese Vereine für die innere Entwicklung der neuen Religion nie viel bedeutet, höchstens hat man später den einen oder den anderen Beamtennamen wie Bischof (*episkopos* = Aufseher, Präsident) oder sogar das Amt selbst von dort entlehnt. Aber sie waren ein Schutz nach außen, und das Bedürfnis nach Vereinsbildung, das sie hervorrief, machte auch dem Christentum die Organisation leichter. In denselben Kreisen, in denen diese Vereine lebten, fand das Christentum seine ersten Anhänger; Paulus selbst entstammte

ihnen und gehörte, trotz seiner theologischen Bildung, ihnen an. Wir würden sagen, er war neben dem, daß er ein jüdischer Gelehrter war, auch wandernder Handwerker: ein Weber des groben Filztuches, das in Cilicien gemacht wurde und zu allerlei Zwecken, vor allem für Zelte, Verwendung fand. Als eine soziale Botschaft hat das Christentum in diesen Schichten gewirkt, nicht bloß durch starke Wohltätigkeit und Arbeitsvermittlung, die es im weitesten Maße in die Hand genommen hat, sondern viel mehr noch durch die Tatsache, daß in diesem Bruderbund der Reiche mit dem Armen das Herrnmahl aß, sich nicht schämte an einem Tisch mit einem Sklaven zu sitzen, daß man den früheren Räuber und Dieb nicht mit herablassender Schonung und in christlichen Anstalten behandelte, sondern ihn als einen Geretteten und Erlösten, als einen Verlorenen und Wiedergefundenen mit tausend Freuden aufnahm und wirklich als Bruder achtete, nicht bloß gnädig so bezeichnete. Solcher, uns ungeheuerlich erscheinender Enthusiasmus, wie ihn heute nur noch die Heilsarmee kennt, hat mehr für die soziale Neubildung der Menschheit getan als alle Theorien, an denen jene Zeit nicht weniger reich war als die unsrige. Die Bilder vom verlorenen Sohn, von der Sünderin und von der Ehebrecherin, von dem Zöllner und dem Bettler Lazarus waren mehr als schöne Worte, sie waren Tat und Leben.

Noch tiefer endlich war das religiöse Bedürfnis, welches das Christentum trug, die Sehnsucht, die ihm entgegenkam. Freilich durch nichts ist auch umgekehrt das Christentum mehr umgestaltet worden als durch diese religiöse Sehnsucht der Zeit. Die Philosophie hatte die alten Götter der Volksreligionen zerstört, wenn auch zunächst nur für die gebildeten Kreise. Aber auch das Volk hörte und wußte von dieser „Weisheit", der Philosophie, und führte die Parole der „Bildung" nicht weniger leidenschaftlich im Munde als heutzutage. Die „Griechen", sagt Paulus, wollen „Weisheit" hören, wie die Juden Zeichen sehen wollen[1]. Und eine Weisheit zu verkünden, ist

der Apostel sich auch bewußt[1]. Der christliche Monotheismus ist nicht bloß als Religion, sondern vor allem als Bildung nach dem Abendland gewandert.

Aber weit stärker als diese Sehnsucht der unteren Schichten nach Bildung war die Sehnsucht in allen Kreisen nach Offenbarung. Alle Götter der ganzen Welt hatte man zusammengeholt und alle Priesterweisheit, um diese Sehnsucht zu stillen. Je älter und je weiter aus dem Orient hergekommen diese Religionen und Offenbarungen waren, desto höher schätzte man sie. Eine Zeit, in der der Zweifel an allen schlichten und einfachen Wahrheiten rüttelt, wird sich immer wieder in solches wildes Verlangen nach übernatürlicher Offenbarung stürzen und um so mehr geneigt sein, Glauben zu schenken, je mehr ihr das Absurde und Absonderliche zugemutet wird.

Indessen hinter dieser Sucht nach dem Seltsamen und Fremdartigen, die alles Orientalische mit wahrem Heißhunger verschlang, verbarg sich doch eine echte und tiefe Sehnsucht nach Reinheit, Güte und ewigem Leben. In die Mysterien ließ man sich einweihen, um Reinheit und Seligkeit zu finden; ihre Bluttaufen und Weihetränke, Schauspiele und Liturgien mußten der Seele über ihre Sehnsucht weghelfen. Verzweifelnd an der eignen Kraft, stürzte man sich in das geheimnisvolle Leben der Gottheiten hinein, Vergebung und Herrlichkeit durch sie zu finden.

Das war der Boden, auf den das junge Christentum hinaustrat. Gewiß, es kam „als die Zeit erfüllt war“[2], erfüllt noch in einem viel tiefern Sinne, als es Paulus selber wußte. Und eine große Tür hatte sich ihm aufgetan, nicht nur in Ephesus, wie er selbst[3] sagt, sondern überall im ganzen Reich. Der Boden war reif, es brauchte nur der Säemann zu kommen, seinen Samen zu säen. Und Paulus war ein geschickter Säemann. Er war tief eingetaucht auch in die Mischreligionen seiner Zeit mit ihren Weihen und Sakramenten. Wir haben ihren Einfluß auf die sittliche Erlösungsreligion bei ihm schon

betrachtet. So sehr das dem Wesen seiner Frömmigkeit Eintrag zu tun drohte, so viel hat es seiner Mission genützt. Er vermochte das Christentum so darzustellen, wie es die Zeit brauchte: für die Juden als Gerechtigkeit, für die Griechen als Weisheit, für alle aber als Erlösung und Offenbarung, — die höchsten Güter, nach denen sich die Menschheit damals wie heute gesehnt hat[1].

Das Missionsgebiet.

Unsere gewöhnliche Vorstellung von der Mission des Paulus steht ganz unter dem Einflusse des Bildes, das die Apostelgeschichte von ihr gibt. Dieses Bild kann aber auf Genauigkeit keinen Anspruch machen. Es deckt sich nur in gewissen Zügen mit den Angaben in den Briefen des Apostels und verrät deutlich, daß es in Einzelheiten durch die Mangelhaftigkeit der Quellen, im ganzen Aufriß aber durch die Absicht des Schriftstellers, Paulus möglichst oft in Jerusalem auftreten zu lassen, in wesentlichen Zügen getrübt ist. Die aus der Apostelgeschichte entnommene Vorstellung ist die von drei großen Rundreisen des Apostels, die letztlich von Jerusalem, direkt von Antiochien aus unternommen, den Apostel immer wieder zu den Uraposteln und der Heimatgemeinde Antiochien zurückführen. Mit einer feierlichen Szene beginnt die große überseeische Mission: fünf Propheten der Gemeinde zu Antiochien beten und fasten, worauf der heilige Geist durch den Mund eines von ihnen gebietet: „Sondert mir aus Barnabas und Paulus zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe.“ Da fasten sie und beten, legen die Hände auf sie und lassen sie gehen[2]. So reisen denn nun Barnabas und Paulus über Cypern nach Pamphylien und Pisidien, von wo sie fast auf demselben Wege mit Auslassung Cyperns zurückkehren. Danach findet die feierliche Zusammenkunft der Apostel in Jerusalem statt. Einige Zeit nach der Rückkehr von dort beginnt Paulus die zweite Reise, die ihn zunächst durch die Gemeinden in

Syrien und Cilicien, dann über das Missionsgebiet in Pisidien, darnach auf neuen Boden führt: durch Kleinasien nach Europa, wo er besonders in Philippi, Thessalonich, Beröa, Athen und Korinth predigt. Nach einem ungefähr zweijährigen Aufenthalt in Korinth kehrt er zur See nach Syrien zurück, nachdem er zuvor in Ephesus, wohin das Christentum schon ohne ihn gekommen ist, angeknüpft hat[1]. In Cäsarea angekommen, „geht er hinauf und grüßt die Gemeinde", doch wohl in Jerusalem[2], und zieht dann hinab nach Antiochien. Die dritte Reise führt ihn von da endlich über Galatien und Phrygien nach Ephesus, wo er länger als zwei Jahre bleibt; er besucht von hier aus Mazedonien und Achaja mit seiner Hauptstadt Korinth, kehrt dann denselben Weg zurück und fährt der Küste Kleinasiens entlang nach Jerusalem, wo er gefangen genommen wird.

Paulus selbst hat uns von seiner Missionstätigkeit bis zu seiner Zusammenkunft mit den Urapostеln in Jerusalem im Galaterbrief[3] einige Andeutungen gegeben, die eine andere Vorstellung näher legen. Darnach ist er in dieser ganzen Zeit nur einmal, drei Jahre nach seiner Bekehrung, in Jerusalem gewesen und hat in den seit seiner Bekehrung verflossenen vierzehn oder siebzehn Jahren[4] sich in Syrien und Cilicien aufgehalten. Vielleicht ist er auch über diese seine Heimatgegend hinaus in Galatien tätig gewesen; man kann Gal. 2, 5 so verstehen. Jedenfalls war der Erfolg seiner Tätigkeit so groß, daß man in Jerusalem auf seine Mission aufmerksam wurde. Die Aussprache in Jerusalem, die er daraufhin herbeiführte, war freilich friedlich verlaufen; aber in Antiochien war er im hellen Streit von Petrus geschieden, nachdem er durch die Erfahrung gelernt hatte, daß der Kompromiß, den er in Jerusalem geschlossen hatte, nicht aufrecht zu erhalten war.

Von Stund an verläßt er sein östliches Missionsgebiet, um gerades Wegs nach Europa vorzugehen. Ob der Streit mit Petrus die wirkliche Veranlassung zu der raschen Ausdehnung

der Mission nach Westen gewesen ist, oder ob langsam reifende Entschlüsse diesen äußern Anstoß brauchten, sich in Wirklichkeit umzusetzen, ist jetzt nicht mehr zu sagen. Tatsache ist, daß sich auch die Missionsweise des Apostels von dort ab geändert hat. Denn wenn Paulus so viele Jahre in der Nähe seiner Heimat missioniert hat, so muß er früher auch an kleinen und kleinsten Orten gearbeitet haben, während er von jetzt an den Handelsstraßen nachzog und nur in den großen Städten seine Mission ausübte. Dadurch ist das Christentum im Westen eine städtische Religion im besondern Sinne geworden; in Syrien ist das stets anders gewesen. Ein Bild aus den Jahren der ersten östlichen Mission hat uns die Apostelgeschichte in ihrem 13. und 14. Kapitel bewahrt. Freilich, wie weit es wirklich genau der Geschichte entspricht, ist fraglich. Zumal die große Rede des Paulus in Kapitel 13 ist trotz einiger Besonderheiten im ganzen den andern Reden der Apostelgeschichte zu sehr verwandt und an der einzigen Stelle, wo die Rechtfertigungslehre des Paulus vorkommt[1], so unpaulinisch, daß man auch in ihr nur die Feder des Schülers, nicht die Sprache des Meisters wiedererkennen kann. Aber man nehme solche Szenen wie die mit dem Magier Elymas auf Cypern oder wie die in Lystra, wo Paulus und Barnabas nach der Heilung des Lahmen für Götter gehalten und bald hernach halbtot gesteinigt zur Stadt hinausgeschleift werden, getrost als Typen von der Art, wie diese Missionstätigkeit sich abgespielt haben kann, wenn man nur zuvor die volkstümlichen Uebertreibungen des Wunderhaften abgezogen hat.

Man streitet darüber, ob die Stationen dieser Reise, Ikonium, Lystra, Derbe, zu den galatischen Gemeinden gehörten, an die Paulus einen Brief gerichtet hat, oder ob — was wahrscheinlicher ist — diese weiter nördlich zu suchen sind, da wo wirklich Reste versprengter galatischer d. h. keltischer, gallischer Stämme wohnten, die auf ihren Wanderungen und Beutezügen bis hierher gelangt waren. Ein Spiel der Phan-

taſie, nicht ohne Reiz, war es, wenn man ſchon manchmal unter dieſen zum Teil von der linken Seite des Rheines ſtammenden Galliern, die ſich in Tektoſagen, Trokmer und Toliſtoboier (vgl. „Bayern") teilten, auch einige Germanen ſuchen und Paulus ſo zum erſten Apoſtel auch der Deutſchen machen wollte.

Nach ſeinen Briefen müſſen wir annehmen, daß Paulus von dem großen Miſſionszug nach Weſten, den er nach ſeiner Auseinanderſetzung mit Petrus unternahm, nur noch einmal nach Jeruſalem zurückgekehrt iſt, um die Geldgabe zu überbringen, die er für die verarmte Muttergemeinde unabläſſig ſammelte, getreu dem Verſprechen, das er einſt den Apoſteln gegeben hatte[1]. Darnach wollte er über Rom nach Spanien gehn, wie er im Römerbrief ſagt[2]. Er ſah Rom allerdings, aber nur als Gefangener.

Von ſeiner zweiten großen Miſſionstätigkeit zeugen die Briefe des Apoſtels; wir haben aber auch noch von ihrem Anfang und von ihrem Ende in der Apoſtelgeſchichte die leider nur ſtückweiſe benutzte Reiſeſkizze eines ſeiner Begleiter. Der Anfang (in den neun erſten Verſen des 16. Kapitels zu ſuchen) iſt beſonders intereſſant, da er die Gedanken und Empfindungen, die den Apoſtel auf dieſem neuen Wege bewegten, deutlich erraten läßt. Ueberall in Aſien iſt ein reiches Feld für eine Miſſionstätigkeit; aber als die Miſſionare von Phrygien und Galatien aus in die Provinz Aſien d. h. auf Epheſus zu wollen, „wehrt ihnen der heilige Geiſt zu predigen". Da wandern ſie nach Norden durch Myſien hindurch. Noch einmal verſuchen ſie im Innern, in Bithynien, zu bleiben, aber „der Geiſt Jeſu" läßt es nicht zu. So treibt es ſie durch Myſien hin nach Troas. Hier ſtehen ſie am Rand des Meeres; drüben breitet ſich Europa vor ihren Blicken aus. Die erſten Europäer, die ſie ſehen, ſind die Mazedonier mit ihrer eigenartigen Tracht am Strande und in den Straßen der Stadt. Und in derſelben Nacht hat Paulus einen Traum. Ein maze-

donischer Mann erscheint ihm und spricht zu ihm: „Komm herüber und hilf uns". Nun erkennt er, warum ihn der Geist hierher getrieben hat: „Wie er aber das Gesicht gehabt hatte, trachteten wir sofort, nach Mazedonien zu gehen, indem wir schlossen, daß uns Gott gerufen habe, ihnen die frohe Botschaft zu verkündigen"[1].

Nach Europa hinüber trieb es also den Apostel mit unwiderstehlicher Gewalt; der „ganzen Welt" will er das Evangelium verkündigen bis hin an das Ende der Erde, bis nach Spanien. Jetzt nimmt seine Mission auch ein sehr schnelles Tempo an; die Balkanhalbinsel hat er durchzogen, indem er die große Handelsstadt Korinth, in der Menschen aus dem ganzen Reich zusammenströmten, zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit machte. Den ganzen Kranz der Küstenstädte hat er durchlaufen von Philippi an, wo er den Anfang machte[2], über Thessalonich[3] und Athen[4] nach Achaja und dann an der Westküste hinauf bis nach Illyrien[5]. Auch nach Rom hat er so auf dem Landwege kommen wollen; aber immer wieder ist er daran gehindert worden[6]. Diese Worte des Römerbriefes schrieb Paulus, nachdem er inzwischen eine neue Wirksamkeit in Ephesus für lange Zeit gefunden hatte. Was ihn dorthin trieb, wissen wir nicht mehr genau; er selbst hat nur gesagt, daß er dort eine besonders reiche Tätigkeit entfalten konnte[7]; allerdings fand er auch viele Widersacher da, und einmal ist er sogar in Todesgefahr gewesen, aus der ihn vielleicht die aufopfernde Liebe der Priska und des Aquilas gerettet hat[8]. Von Ephesus aus ist der Apostel mindestens noch einmal für kürzere Zeit nach Korinth und Mazedonien gekommen, ehe er nach Jerusalem reiste.

Ueber die Zeit, in der die Missionsreisen des Apostels stattfanden, ist ebensowenig mit völliger Sicherheit etwas auszumachen, wie über viele Einzelheiten ihres Verlaufes. Ich kann die feinen Untersuchungen, welche durch die Unsicherheit sowohl der relativen als der absoluten Chronologie nötig

gemacht werden, hier nicht einmal andeuten. Nur die ganz sichere Angabe, daß die Missionstätigkeit des Paulus zwischen die Jahre 30 und höchstens 64 fällt, sei hier ins Gedächtnis zurückgerufen wie die andere, daß seine uns bekannte Wirksamkeit etwa 25—30 Jahre gedauert hat. Da er bei seiner Bekehrung, seiner Stellung in der Verfolgung entsprechend, schon ein Mann in den Dreißigen gewesen sein muß, so hat er die volle Kraft seiner Mannesjahre an seinen großen Beruf setzen können. Ihm ist also dasselbe Glück geworden wie Luther, dessen große Tätigkeit fast genau ebensolang gedauert hat.

Mit ihren letzten Worten deutet die Apostelgeschichte[1] noch eben an, daß Paulus nach zwei Jahren seiner römischen Gefangenschaft nicht mehr in seiner eigenen Wohnung in Rom bleiben, sich auch nicht mehr frei bewegen und das Evangelium nicht mehr predigen konnte. Sie läßt auch den Apostel so deutlich mit der Rede an die Aeltesten in Milet sein Testament machen, so deutlich eine Weisſagung auf die kommenden Gnostiker wie auf seinen Tod aussprechen[2], daß wir ohne weiteres annehmen dürfen, sie habe gewußt, daß der Apostel nach den von ihr noch erwähnten „ganzen zwei Jahren" verurteilt und hingerichtet worden ist. Im Widerspruch mit diesen Andeutungen steht eine alte Meinung, nach der Paulus noch einmal frei gekommen sein und nicht nur in Spanien Mission getrieben, sondern auch seine Gemeinden im Osten besucht haben soll. Das letzte ist freilich nur erfunden, um die Briefe an den Timotheus und den Titus datieren zu können, da diese sich in dem bekannten Leben des Apostels nicht unterbringen lassen. Die Reise nach Spanien dagegen ist nicht so ohne weiteres für unmöglich zu erklären. Sie ruht auf alter Ueberlieferung und ist vielleicht schon in dem um 100 n. Chr. verfaßten ersten Clemensbriefe angedeutet, in dem wir auch die älteste Nachricht vom Tode des Paulus haben: „Stellen wir uns die guten Apostel vor Augen: den Petrus, der um unge-

rechten Hasses willen nicht eine oder zwei, sondern viel mehr Mühsale ertrug, und so zum Blutzeugen geworden, an den Ort der Herrlichkeit ging, der ihm gebührte. Durch Haß und Streit mußte Paulus den Siegespreis der Geduld sich erkämpfen; nachdem er siebenmal Fesseln getragen hatte, sich hatte flüchten müssen, gesteinigt worden war, im Morgenland und im Abendland, empfing er den edlen Ruhm für seinen Glauben; nachdem er die ganze Welt gelehrt hatte und bis zu der Grenze des Abendlandes gekommen war, verließ er die Welt und ging an den heiligen Ort, er, das höchste Vorbild der Geduld. Diesen Männern, die so heilig wandelten, hat sich eine große Menge von Auserwählten zugesellt, die viele Schändlichkeiten und Qualen aus Haß erlitten und dadurch das schönste Vorbild unter uns geworden sind." Mit den letzten Worten meint der Römer deutlich die Opfer der Neronischen Verfolgung und nennt sie alle „edle Vorbilder aus unsrer Generation". Nach dem Wortlaut der Stelle ist freilich nicht ganz sicher, ob Petrus und Paulus zusammen und ob sie wirklich in der Neronischen Verfolgung gestorben sind.

Jedenfalls haben wir also nur von den beiden großen Missionsgebieten des Paulus, dem östlichen auf dem Boden mehr des syrischen Volkstums und dem westlichen auf dem Boden des griechischen, bestimmte Nachricht. Dort hat Paulus vierzehn oder siebzehn, hier elf Jahre oder mehr gewirkt. Von dem westlichen Gebiet haben wir allein genauere Kunde durch die Briefe des Apostels. Auf die Mission in Europa bezieht sich deshalb vor allem das, was wir von der Missionstätigkeit des Paulus zu erzählen haben.

Das Leben des Missionars.

Die Toten sind stärker als die Lebenden, so glaubt es der primitive Mensch voll Angst vor den Geistern, die des Nachts ihre Gräber verlassen, ihm zu schaden oder zu helfen. Die Toten sind stärker als die Lebenden, das ist eine Erfah-

rung, die in ganz anderem Sinne sich auch uns immer wieder aufdrängt. Das Größte haben auf Erden nicht die Menschen gewirkt, die das Leben liebten, sondern diejenigen, welche es verachteten und mit ihm fertig waren. Das Leben bezwingt am besten und lebt am stärksten, wer ihm gestorben ist. Man kann das bei Frommen und Unfrommen, bei Paulus wie bei Rousseau, beobachten. Die Toten sind stärker als die Lebenden.

Seit jener Stunde, da Saul vor Damaskus starb und der Leib, der einst ein Mensch war, nun ein bloßes „Glied Christi" wurde, war sein Leben nichts anderes mehr als ein einziges Opfer für die Mission, die als ein Zwang auf ihm lag[1], den Hellenen und den Barbaren zu gute, den Weisen und den Unverständigen, deren Schuldner er geworden war[2]. Verleumdung seiner Gegner, gegen die er sich wehren mußte, verdanken wir, daß wir dieses Leben des Opfers und der Gefahr aus eigenem Wert des Apostels wenigstens etwas genauer kennen: „Ich habe mehr Mühsal ertragen, bin öfter gefangen gewesen, viel öfter gegeißelt worden, oft schwebte ich auch in Todesgefahr. Von den Juden habe ich fünfmal die neunundvierzig Geißelhiebe erhalten, dreimal ward ich mit Ruten gepeitscht, einmal gesteinigt, dreimal litt ich Schiffbruch, vierundzwanzig Stunden rang ich mit den Wogen. Mit vielfachen Wanderungen, mit Gefahren von Flüssen, mit Gefahren von Räubern, mit Gefahren von meinen Volksgenossen, mit Gefahren von den Heiden, Gefahren in der Stadt, Gefahren in der Einöde, Gefahren auf dem Meere, Gefahren von falschen Brüdern, mit Mühen und Beschwerden, in vielen Nachtwachen, in Hunger und Durst, mit häufigem Fasten, in Kälte und Blöße."[3] Das Bild wird ergänzt durch das, was Paulus ironisch den Korinthern vorhält: „Mich dünkt, uns Apostel hat Gott für ‚die Letzten' erklärt, für dem Tode Verfallene; denn wir sind ein Schauspiel geworden für die Welt, für Engel und Menschen. Wir sind ‚Toren' um Christi willen —

[der Apostel bezieht sich auf die geringschätzige Beurteilung seiner Predigt durch die Anhänger des Apollos], ihr aber seid klug in Christus; wir schwach, ihr aber stark; ihr im Ruhm, wir in Schande. Bis zu dieser Stunde dürfen wir hungern und dürsten, in Blöße wandern und Schläge hinnehmen, ohne Heimat uns plagen mit der Hände Arbeit. Wir werden geschmäht und segnen, wir werden verfolgt und dulden, wir werden verleumdet und trösten. Wie der Kehricht auf der Welt, wie der Auswurf aller sind wir geworden bis heute." [1]

Im einzelnen freilich kennen wir die Vorgänge, die Paulus andeutet, fast gar nicht, da die Apostelgeschichte uns nur einige spärliche Nachrichten von Gefangensetzung und Geißelung des Paulus überliefert hat. Genauer hat sie uns nur nach dem Bericht eines Reisegenossen den späteren Schiffbruch bei Malta erzählt [2]. Eine andere Nachricht, die sie von einer Flucht des Apostels über die Stadtmauer von Damaskus gibt [3], wird von Paulus bestätigt, selbst in der Einzelheit, daß diese Flucht in einem Korb geschah, der durch eine Lücke in der Mauer herabgelassen wurde [4]; nur über die Verfolger gehen die Berichte auseinander, indem Paulus den Statthalter des Königs Aretas und seine Soldaten, die Apostelgeschichte aber nach ihrem Schema „die Juden" nennt. Diese Verschiedenheit braucht keinen wirklichen Widerspruch auszumachen, wenn Juden den Statthalter aufgehetzt hatten. Die zweite Einzelheit, über die Paulus Genaueres sagt, ist die Todesgefahr, in der Priska und Aquilas „ihren Hals für sein Leben hingelegt haben" [5], vielleicht dieselbe Gefahr, auf die die Worte [6] anspielen: „Wir wurden im Uebermaß, weit über unsere Kräfte bedrückt, so daß wir selbst am Leben verzweifelten. Ja, von uns aus mußten wir uns das Todesurteil sprechen [und solche Not hat Gott geschickt], damit wir nicht auf uns selbst unser Vertrauen hätten, sondern auf den Gott, der die Toten auferweckt." [6]

Zu der Gefahr gesellt sich die Sorge, freilich nicht die Sorge für das eigene Leben. Für Paulus haben die Fragen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? keine Rolle gespielt. Aber doch drang ein Heer von Sorgen tagtäglich auf ihn ein: „Neben allem, was sonst kommt, werde ich täglich überlaufen, liegt auf mir die Sorge für alle Gemeinden. Wo ist einer schwach, und ich wäre es nicht? Wo nimmt einer Anstoß, und es brennt mich nicht"?[1] Von allen Seiten bestürmte man ihn. Es war so vieles, ja alles unfertig in den neuen Gemeinschaften. Die Neugewonnenen wußten so wenig, wie sie sich mit ihrer neuen Welt im Herzen in der alten Welt draußen zurechtfinden sollten. Zweifel und Gewissensnot, Kleinglaube und übersprudelnder Enthusiasmus, Streit und Zank, alte und neue Sünde, innere Schwierigkeiten und von außen kommende Einflüsse aller Art erschütterten das zarte neue Leben immer wieder bis in seine Wurzeln. Ein Heer von Sorgen für das liebevolle Herz des Mannes und eine stete Frage an sein Gewissen; denn er wußte, daß er am Tage des Herrn werde Rechenschaft ablegen müssen für jeden Menschen, den ihm der Vater gegeben hatte[2].

Das Leben des Opfers, das der Apostel führt, wird aber dazu noch ein Leben der steten Selbstüberwindung. Denn um seines Berufes willen ist Paulus ein Asket gewesen. Er hat sich scheiden müssen von Volk und Vaterland, so sehr er sein Volk noch immer liebte. Alles, was ihm einst teuer war, für nichts mußte er es achten, für Kehricht[3]. Sein Volk hat ihm seine Abkehr mit grimmigem Haß bis zum Tode vergolten; selbst von einem Teil der zum Christentum übergetretenen Juden ist er als Vernichter des Gesetzes bitter angefeindet worden, ja bis in spätere Jahrhunderte hinein ist sein Andenken von ihnen mit Schmutz beworfen worden Wie seine Eltern sich zu ihm stellten, als er Christ ward, ist nicht bekannt; vielleicht waren sie damals schon tot, jedenfalls spricht

er nur da von ihnen, wo man die Echtheit seiner jüdischen Geburt anzweifelte. Nie hat die Liebe und Fürsorge einer Frau dem Paulus das Leben erleichtert, wie dem Petrus und den Brüdern des Herrn, die mit ihren Frauen reisten[1]. Und obwohl es selbstverständlich war, daß ein Apostel von der Gastfreundlichkeit seiner Gemeinden lebte, so selbstverständlich wie daß der Soldat von seiner Löhnung, der Winzer von seinem Weinberg, der Hirt von der Milch seiner Herde lebt, und obwohl „der Herr selbst geboten hatte, daß die Verkündiger des Evangeliums vom Evangelium leben sollten", so hat doch Paulus niemals von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht[2]. Niemals und von niemand hat er Gaben angenommen außer von der Gemeinde zu Philippi, mit der ihn ein besonders enges Verhältnis verband. Er hat sich von seinem mühseligen und wenig lohnenden Handwerk ernährt, weil er dem Vorwurf entgehen wollte, er verkaufe das Evangelium um Geld[3], und weil er außerdem, wie er selbst sagt, auch etwas haben wollte, worauf er stolz sein, dessen er sich vor Gott rühmen könnte und wofür er einen Lohn von Gott erhoffte[4]. Hier klingt einmal etwas Katholisches in der Frömmigkeit des Apostels an; er scheint seinen Verzicht auf Geld und Gastfreundschaft als ein besonders zu belohnendes gutes Werk anzusehn. Aber es ist menschlich so begreiflich und liebenswert wie die Freude des Kindes, das seinem Vater von dessen eignen Geld ein Geburtstagsgeschenk gibt, wie die Freude des Mannes, der mit Stolz sein vollendetes Werk betrachtet. Man mag darüber lächeln oder jammern ob der Unbekehrtheit ihrer Herzen, die noch so lohnsüchtig und stolz sind; wer gesunde Menschenherzen liebt, wird sich mit ihnen freuen. Ungesund wird diese Stimmung erst, wo sie sich verächtlich gegen andere wendet; davon ist Paulus frei.

Sonst hat er seine Askese in der Weise Jesu als die ihm notwendige Art seiner Berufserfüllung angesehen. Nur die Ehe hat er mit den dekadenten Stimmungen seiner Zeit als min-

derwertig beurteilt, da er sie nur von ihrer sinnlichen Seite zu würdigen wußte[1]. In allem andern aber hat er durchaus die gesunde Anschauung des Evangeliums, und einmal, da er den Philippern für ihre Unterstützung dankt, hat er ihr den schönsten und treffendsten Ausdruck gegeben: „Ich habe gelernt, mit dem, was ich habe, zufrieden zu sein. Ich kann im Mangel und aus dem Vollen leben; ich bin mit allem und jedem vertraut: satt sein und hungern, Ueberfluß haben und Mangel leiden. Alles kann ich in dem, der mir Kraft gibt."[2] Innerlich steht er also — wenn man von seinem Wort über die Ehe absieht — über der Askese, wie Jesus; sie ist ihm kein Gottesdienst und keine besondere Reinheit, sie ist seine besondere Berufspflicht und sein Berufsleiden. „Alle Wettkämpfer leben in strenger Enthaltsamkeit. Und doch wollen sie nur einen vergänglichen Kranz erhalten, wir aber einen unvergänglichen. Ich jedenfalls will nicht in den Tag hineinlaufen, will nicht meine Streiche in die Luft hinein führen, nein: ich zerschlage und bändige meinen Leib, um nicht, während ich anderen predige, selber ein unbewährter Mensch zu sein"[2].

Das war das Leben des Apostels: ein unaufhörliches Opfer für die andern, ein schweres Arbeiten in Armut, ein Wandern ohne Heimat und Angehörige, keine Stunde ohne Mühe und Sorge, rings umlagert von Gefahren und mit der Aussicht auf ein Sterben unter den Steinwürfen einer wütenden Volksmenge. Aber keinen Augenblick ist der Apostel vor ihm zurückgeschreckt; Gott wollte es, er mußte hindurch.

Doch war es auch ein Leben voll Freude, wie sie die Alltäglichkeit in ihrer faulen Sicherheit nicht kennt, und voller Liebe, wie sie aus Menschenherzen quillt, die im Höchsten und Innersten eins sind. Das junge Christentum war überhaupt kein griesgrämiger Knechtsdienst und keine wehleidige Tränenseligkeit in diesem Jammertal. Paulus zumal hat sein Leben

voll fröhlicher Tapferkeit geführt; denn durch Todesnot und Leid hindurch sieht er das freundliche Auge Gottes auf sich gerichtet, des Gottes, der „von den Toten erweckt" und durch Leid und Gefahr hindurch den Menschen helfen will. Freude ist ein Wort, das bei ihm eine große Rolle spielt. Alle seine Briefe, selbst die in den schwersten Zeiten geschriebenen wie der Philipper- und der zweite Korintherbrief, sind voll von Freudenrufen und Aufforderungen zur Freude[1]. Man könnte als Motto über sein Leben schreiben, was er selbst einmal[2] gesagt hat: „Und wenn ich auch mein Blut vergießen soll zu Opfer und Weihe eures Glaubens, so freue ich mich, freue mich mit euch insgesamt. Ebenso aber sollt auch ihr euch freuen und mit mir freuen."

Der Grund solcher Freude ist nicht nur die Liebe und die Freundschaft, die ihm von denen widerfährt, mit denen ihn das Band des neuen Lebens stärker als alle natürlichen Liebesbande verknüpft; eine Liebe und Freundschaft, die schließlich doch auch alle seine Sorge verklärt, die ihm seine Schüler aufladen, ist diese doch nichts anderes als bangende und schutzsuchende Hingebung, als vertrauende Liebe. Der Grund solcher Freude im Leiden liegt noch höher. Niemals weiß er sich Gott näher, niemals fühlt er den Christus in sich lebendiger und kräftiger, als wenn es gilt: „Von außen Kampf, von innen Furcht"[3]. Wenn er fühlt, wie alte finstere Mächte sich gegen ihn verbinden, wie Satan ihn hindern will, sein Werk zu tun, dann flammt die Gewißheit, daß sein Werk Gottes Werk ist, nur um so höher in ihm auf, da wird die Hoffnung nur um so mächtiger, und „Hoffnung läßt nicht zu schanden werden", denn „die Liebe Gottes ist ausgegossen" in sein Herz durch den heiligen Geist[4]. Die Kraft des neuen Lebens, das in seinem Herzen geboren ist, wird ihm bewußter in aller Anfechtung, in Not und Gefahr. „Wir sind überall bedrängt und doch nicht erdrückt, zagend und doch nicht verzagend, verfolgt und doch nicht verlassen, niedergeworfen und doch nicht vernichtet;

stets tragen wir das Sterben Jesu an unserm Leibe herum, damit auch das Leben Jesu an unserm Leibe sich offenbare. Denn mitten im Leben geben wir uns beständig in den Tod dahin um Jesu willen, damit auch das Leben Jesu an unserm sterblichen Leibe sich offenbare“ [1]. So steht der Apostel vor unsrer Seele, wie er sich selbst in einer heiligen Stunde seines Lebens gezeichnet hat, in voller Wahrhaftigkeit seine Ehre gegen schmähliche Angriffe schützend: „Niemand geben wir irgendwie sittlichen Anstoß, damit nicht der Dienst zum Spott werde. Vielmehr beweisen wir uns in allem als Diener Gottes: in vieler Geduld, in Drangsalen, in Nöten, unter Schlägen, im Gefängnis, in Unruhe, unter Mühsalen, bei Nachtwachen und Fasten, in Keuschheit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, im heiligen Geist, in ungeheuchelter Liebe, im Wort der Wahrheit, in Gotteskraft; durch die Waffen der Gerechtigkeit, zu Trutz und Schutz, durch Ehre und Schmähung, durch üble Nachrede und Lob hindurch: als die ‚Verführer‘ und sind doch wahrhaftig, als die ‚unbekannten Leute‘ und sind doch bekannt [Gott], als die ‚Sterbenden‘ und siehe, wir leben, als die ‚Gezüchtigten‘ [Anspielung auf seine Krankheit, die seine Feinde für eine Strafe Gottes erklären] und werden doch nicht getötet, als die mit Leid Ueberschütteten und sind doch in steter Freude, als die Armen und machen doch viele reich, als die nichts haben und besitzen doch alles“ [2].

So lebte der erste große Missionar des Christentums.

Die Missionspredigt.

Man würde sehr fehlgreifen, wenn man meinen würde, der Inhalt der Paulusbriefe decke sich mit dem Inhalt seiner Predigt. Genau das Gegenteil ist der Fall. Denn in den Briefen schreibt der Apostel gerade über solche Dinge, die er den Gemeinden noch gar nicht oder doch nicht genau aus-

einandergesetzt hat. Wollen wir erfahren, was er gepredigt hat, so müssen wir seine ausdrücklichen Angaben darüber vergleichen.

An einer Stelle hat er selbst in knappen Worten den Inhalt seiner Predigt angegeben, wenn er den Thessalonichern sagt: „Ihr habt euch zu Gott bekehrt von den Götterbildern weg, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott und aus dem Himmel seinen Sohn zu erwarten, den er auferweckt hat von den Toten, Jesus, der uns rettet aus dem kommenden Zorn[gericht]." [1] Hier ist deutlich ein Punkt in den Vordergrund gestellt, der in den Briefen fast keine Rolle spielt: der Kampf gegen die Götter für den einen, lebendigen und wahren Gott. Aus allerlei Andeutungen können wir des Paulus Gedanken darüber noch zusammenstellen. Sie mahnten etwa so: Laßt ab von den Göttern; es sind tote Götzen, Steine und Klötze! Es sind nur „sogenannte" Götter und Herren[2]. Und wenn auch nicht zu leugnen ist, daß in mancherlei Wunderwirkungen, in Heilungen und Träumen, diese Götter ihre Macht bezeugen, so sind sie selbst, diese Bilder, doch „nichts"[3], denn sie sind stumm und tot. Böse Dämonen sind es, die diese Wirkungen hervorbringen, Dämonen, die ihre Lust haben am Opferdampf und denen darum das Opfer auch eigentlich gilt[4], die aber ihre schlimme dämonische Natur darin beweisen, daß sie ihre Verehrer in Torheit und Sünde hineinstürzen. Die klugen Griechen, die so sehr viel von Weisheit und Bildung sprechen, scheinen blind dafür zu sein, daß sie, anstatt den großen Gott und seine Herrlichkeit zu ehren, die doch auch sie aus der sichtbaren Welt erkennen sollten und könnten, nur Bilder vergänglicher Wesen, von Menschen, Vögeln, Vierfüßlern und gar von Reptilien anbeten[5]. Solche unsinnige Verblendung so gebildeter Menschen kann nur auf die Bosheit der Dämonen zurückgeführt werden, sie ist nur erklärlich durch den Abgrund des sittlichen Dunkels, in den dieselben teuflischen Geister die Griechen zuerst hineingelockt

haben. Und damit kehrt sich des Paulus Predigt gegen die Götter um zu einer Predigt an die Gewissen.

Gott hat euch dahingegeben an die Leidenschaften eurer Herzen, die euch so unglücklich machen, die ihr selbst als Schande und Entehrung eures eignen Leibes empfindet, schimpfliche Leidenschaften, welche Seele und Leib in gleicher Weise verderben. Und nicht nur die Männer handeln so, auch eure Frauen haben Würde und Scham verloren und eure Jünglinge und Knaben sind dem Verderben verfallen. Und zu dem Laster, das die Seele schamlos macht und erniedrigt, gesellen sich alle gemeinen Sünden, die es im Gefolge hat: Bosheit, Habsucht, Neid, Mord, Streit, Lug und Trug; ihr werdet klatschsüchtig und verleumderisch, Gottesfeinde, frech, hoffärtig, prahlerisch, Ränkespinner, den Eltern ungehorsam, seid ohne Verstand und Halt, ohne Herz und Barmherzigkeit. Das ist euer Leben![1]

Und doch, so wie sich Gott in seinen Schöpfungswerken in der Natur nicht unbezeugt gelassen hat und ihr ihn dort sucht, und wie ihr hier und da auch einmal einen Hauch seines Geistes verspürt, so hat er auch in eure Herzen seine Stimme gegeben, euch zu warnen und zu schelten[2]. Oder wißt ihr nicht selbst, daß eure Leidenschaften euch schlecht machen? Erkennt ihr nicht selbst aus den Gedanken, die euch in euren eignen Herzen verklagen, Gottes Rechtssatzung: daß, wer solches tut, des Todes wert ist? Trotzdem tut ihr es und seht mit Beifall, wenn andere es tun![3] Wahrhaftig, der Gott dieser Welt hat eure Augen verblendet und eure Gedanken finster gemacht[4]. Er und seine Dämonen sind es, die euch hinreißen in rasendem Taumel zu den stummen Götterbildern![5]

Darum kehret euch ab von ihnen und hin zu dem einen Gott, dem lebendigen! Leben, ewiges Leben, das ists, was ihr sucht. Geben kann es nur der lebendige Gott, Er, der in Wahrheit Gott ist, der seine Gottheit und sein Leben auch beweist in seinen Werken und in euren Gewissen, der sein Leben

und seine göttliche Kraft vor allem bewiesen hat durch die Auferweckung seines Sohnes von den Toten!

Damit ist Paulus bei dem Mittelpunkt seiner Predigt angelangt[1]. Von hier aus empfing alles andere erst Kraft und Begründung, Leben und Glanz. Daß da ein Mann aus Nazareth aufgetreten sei, mächtig an Taten und Worten, daß ihn die Juden getötet haben, daß sie ihn den schmählichen Tod des Verbrechers haben sterben lassen, daß dieser Mann Gottes Sohn gewesen, daß sein Tod für die Sünde geschehen sei, daß Gott ihn durch den Tod hindurch vor aller Welt als seinen Sohn erwiesen habe durch die Auferstehung von den Toten, und daß diese Auferstehung von den Jüngern, und zuletzt auch von ihm, erlebt worden sei, von ihm, dem einstigen Verfolger, der nun hier vor ihnen stehe und sein ganzes Leben diesem Sohne Gottes opfere, das war das Höchste, was Paulus sagen konnte[2]. Da setzte er sich ganz ein, da schloß sich ihm Herz und Mund auf, und seines eigenen Lebens Kampf und Not, Umkehr und Sieg klangen packend in die Herzen der Hörer hinein. Da flammte die Glut der Begeisterung auch in kalten und lange tot gewesenen Seelen auf[3]. Und staunend sahen sie, die eben noch unter der Wucht seiner Anklage gestanden hatten, das Glück, das dem Prediger aus den Augen leuchtete. Viel hat Paulus von Jesus nicht erzählt, nur von seinem Tod und seiner Macht hat er geredet. Er sagt selbst, daß er den Galatern Jesus vor die Augen gemalt habe als den Gekreuzigten[4]; er hat auch bei der ersten Mission in Korinth nur den Gekreuzigten verkündet,[5] denn er hatte beschlossen, mit keinem anderen Wissen unter sie zu treten als mit Jesus Christus und zwar dem gekreuzigten[6]. Hier konnte er den Ernst der Sünde, die Liebe und die Macht Gottes am erschütterndsten zeigen, ganz abgesehen davon, daß das Kreuz das große „Aergernis“ seines eigenen Lebens gewesen und zum Mittelpunkt seines neuen Lebens geworden war. Hier ist nun Paulus auch wohl bis in die letzten Tiefen seiner Lehre ge-

gangen, die er zum Beispiel in bezug auf die Zukunftserwartung niemals in der Missionspredigt enthüllt hat[1]. Daß er über den Tod Jesu aber immer, auch schon in der ersten Predigt, das Letzte zu verkünden habe, hat er selber gesagt: „So sind wir nun Gesandte für Christus mit dem Auftrag, daß Gott durch uns den Zuspruch schickt: Wir bitten für Christus, laßt euch versöhnen mit Gott! Hat er doch den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir Gottes Gerechtigkeit in ihm würden“[2]. In diesen Sätzen liegen die eigensten Erlebnisse des Paulus, und wo er sie so in die Missionspredigt aufgenommen hat, da hat er seinen Hörern das Tiefste an religiösem Verständnis zugetraut. Vom Leben Jesu selbst hat Paulus wenig Einzelnes gegeben; die Sittengebote, als welche er bereits mit der Gemeinde Jesu Sprüche verstand, traten wohl erst im Laufe der späteren Unterweisung mehr hervor. Ebenso ward hier erst der ausführliche Beweis aus den Weissagungen des Alten Testamentes gegeben, wenn auch gewiß schon die erste Predigt einen Hinweis auf die uralte Gottesoffenbarung enthielt.

Von Jesus aber wandte sich die Predigt noch einmal zurück zu Gott. Sein Dasein hatte er wahrlich bewiesen; aber einmal wird er es noch mächtiger beweisen, wenn sein Zorn hereinbricht über alle Uebeltäter! Angst und Bedrängnis wird über sie kommen, wenn der Feuerstrom vom Himmel herniederbricht, der alles Ungöttliche verzehrt. Gerettet wird nur, wer durch den Glauben zu Jesus gehört[3] und das Böse meidet. Denn Ungerechte werden das Reich Gottes nicht ererben, nicht Unsittliche und Götzendiener, Diebe, Habgierige, Trunkenbolde, Lästerer oder Räuber[4]. Wie Jesus, so gründet auch Paulus seinen Bußruf auf die Predigt vom Ende: Werdet andere Menschen; denn das Himmelreich ist nahe. Nur lautet die Botschaft jetzt: Glaubt und laßt euch taufen; denn der Sohn Gottes wird kommen, zu richten und zu retten. Wie stark Paulus im einzelnen das Gericht oder die Seligkeit ausgemalt

hat, wissen wir nicht; aber das läßt sich sagen, daß auch er, wie Jesus, darin sehr zurückhaltend gewesen ist, denn nicht nur die Christen von Thessalonich, wo er nur kurz gewirkt hat, sondern auch die Korinther kommen zu ihm mit Fragen über die Endzeit und zwar mit so elementaren Fragen, daß man sich wundern muß, wie Paulus über sie noch nichts gesagt haben konnte[1].

Ein dreifaches Ziel hat die Missionspredigt des Paulus gehabt, ein religiöses, ein sittliches und ein kirchliches, wenn auch das letzte Wort nur mit Vorbehalt ausgesprochen werden darf.

Ihr erstes Ziel war religiös. War der alte Gottesglaube erschüttert und die Sehnsucht nach dem wahrhaftigen und lebendigen Gott erweckt, war die Sünde als Leid vertieft worden zur Sünde als Schuld gegen diesen Gott, seine Größe und Liebe, so bot sich dem Reuigen das Heil hier an in Jesus, der Sühnung für alle Schuld, dem lebendigen und ewigen Herrn. Der Missionar bot es nicht nur in dem inneren Akt des Gläubigwerdens an, von dem er freilich bloß zeugen konnte und für dessen Kraft nur das aus ihm selbst strahlende Glück sprach; nein, er bot es auch, wie jene Zeit es verlangte, in zwei geheimnisvollen sakramentalen Akten zu sinnlicher Erfahrung an, in der Taufe draußen am einsamen Ufer des Flusses und in dem seltsamen Mahl, das keiner schauen durfte, der es nicht essen sollte, von dem bald die merkwürdigsten Gerüchte umgingen, die je die blutgierige Phantasie menschlicher Neugierde ersonnen hat.

Zum zweiten verlangt die Missionspredigt das ernste Gelübde eines neuen sittlichen Lebens. Wir haben schon die elementarsten Verbote gehört. Gewiß aber kam überall auch das Positive hinzu, die Frucht des Geistes, wie sie Paulus[2] in Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Keuschheit zerlegt hat. Dieses Bild eines neuen Lebens, in wenigen markigen Strichen gezeichnet, hat gewiß

die Herzen nicht weniger ergriffen als das Bild des Gerichtes, das Paulus vorher entrollt hatte. In allen seinen Briefen hat Paulus einen solchen praktisch-sittlichen Teil an seine theoretischen Ausführungen angeschlossen, deutlich einer Gewohnheit folgend, die er doch wohl beim Predigen ausgebildet hatte.

Das dritte Ziel endlich, das kirchliche, verwirklicht sich gleichfalls durch die Taufe und die Verpflichtung zu einem neuen Leben hindurch: der Eintritt in die neue Gemeinschaft. Einen Geist haben alle Getauften empfangen, sie dürfen alle den einen Leib des Christus essen und werden alle seine Genossen, aufgenommen in die geheimnisvolle Gemeinschaft mit einem Wesen aus dem Jenseits und darum stärker an einander gebunden, als Bande des Blutes und der eignen Wahl zu binden vermögen[1]. Indem sie so „Auserwählte" Gottes und „Heilige" geworden sind, aufgenommen in das Leben der Gottheit, herausgehoben aus dieser profanen Welt — denn das und nicht sittlich gut sein heißt „heilig" sein — sind sie unter einander „Brüder" geworden, die sich gehören im Leben und im Tod. Zwar sollen sie in der Welt und in dem Beruf bleiben, ja in dem Stand und Los, in dem sie berufen sind[2]; aber sie gehören doch einer neuen Gemeinschaft an, die sie nach ihren Regeln leben heißt, die sie auch äußerlich in ganz anderer Weise mit einander und für einander leben läßt als sie je vorher zusammenlebten.

Ueberblickt man die ganze Gedankenfolge der Missionspredigt des Paulus, so erscheint sie sehr einfach und eben darum geradezu klassisch. Ist nicht alle christliche Missionspredigt, ja alle Erweckungspredigt bis auf den heutigen Tag in ihren Spuren gegangen? Und gewiß hat diese Predigt auch bis heute ihre großen Erfolge; es ist die Predigtweise des Methodismus im weitesten Sinne. Einfache große Drohungen und Forderungen, dazu alles einmündend in eine unmittelbare Tat, dort die Taufe hier das Bekennen, und bei

beiden der Eintritt in die neue Gemeinschaft sowie das Gelöbnis des neuen Lebens. Indessen darf man sich eins nicht verhehlen, nämlich daß diese Form der Erweckungspredigt heute nur noch auf gewisse Menschen und meist nur da wirkt, wo das Christentum in seiner überlieferten Form noch nicht ganz entwurzelt ist. Bei gebildeten, modernen vom Christentum abgekommenen Menschen wirkt dies Gedankengefüge nicht mehr. Wir brauchen eine andere Begründung der Sittlichkeit und vor allem eine tiefere Nachweisung des Gottesglaubens; damit ist es uns aber auch viel schwerer gemacht, den Grundgedanken unsrer Religion, daß Sünde nicht bloß Leid, sondern Schuld ist, in Kopf und Herzen der Missionierten zu prägen.

Aber auch damals schon, als Paulus mit seiner Missionspredigt auszog, hat mehr als ihr Gedankeninhalt das gewirkt, was hinter ihr stand: die Sehnsucht des Volkes und die Persönlichkeit des Apostels. Er selbst hat das wohl gewußt. Er hat es auch ausgesprochen: nicht das Wort der Weisheit, nicht treffende Beweisführung und kunstgerechte Rhetorik war es, was ihm die Herzen gewann, sondern der Beweis des Geistes und der Kraft[1]. Das Glück des erlösten Menschen, das ihm aus den Augen strahlte, und die Kraft, die von diesem gotterfüllten Herzen sich in die anderen ergoß, machte, daß sie an Leib und Seele gesund und stark wurden.

Der Prediger.

Wenn wir uns aus der Kritik seiner Gegner ein Bild davon machen wollten, *wie* Paulus gepredigt und wie seine Predigt unmittelbar auf seine Hörer gewirkt hat, und wenn wir seine eigenen Aeußerungen darüber naiv hinnehmen würden, so würden wir ein ganz falsches Bild bekommen. Immer wieder bekundet Paulus, daß auch er Beredsamkeit für eine „Tugend zweiten Ranges" hält; er betont, daß er selbst ein Laie in bezug auf Rhetorik[2] — Luther übersetzt noch kräftiger, aber mit Verfehlung der Nuance, daß er mit Reden

albern — sei, und seine Gegner haben ihm höhnisch gesagt, seine Briefe seien gewaltig und kräftig, aber sein persönliches Auftreten sei schwach und sein Wort verächtlich[1]. Augenscheinlich war Paulus kein Mann, der durch blendende und sieghafte Erscheinung gewann. Zudem hat Paulus niemals die Vorzüge einer richtigen griechischen Bildung genossen. Sein Griechisch ist nicht das schlechteste, aber auch nicht das beste im Neuen Testament, in dem überhaupt nur ein Schriftstück, der Hebräerbrief, einigermaßen ästhetisch-stilistischen Ansprüchen genügen kann. So fanden die Leute, die auf eine Rhetorik im Sinne jener Zeit Wert legten, bei ihm keine Befriedigung. Es fehlte ihm Korrektheit und Eleganz der Rede. Daß aber Paulus doch ein großer und bezwingender Redner gewesen ist, das belegen drei Tatsachen ganz sicher: nämlich Teile seiner Briefe, die in ihrem Stil die Gewalt seiner Rede noch unmittelbar offenbaren, dann die ausdrücklichen Nachrichten über sein Auftreten in Galatien und Korinth und endlich der Erfolg seiner Mission im ganzen. Nach diesen Zeugnissen sprach er freilich nur selten wie die Schriftgelehrten, aber immer auch wie einer, der Macht hat über Menschenherzen, über gute und böse Geister.

Aus vielen Stellen seiner Briefe schlägt uns noch heute die Glut einer hinreißenden Rede entgegen. Vieles entspricht dabei der volkstümlichen Beredsamkeit der Zeit, mit der er sogar eine ganze Reihe von Kunstmitteln teilt, die unserem heutigen Geschmacke nicht mehr zusagen. Aber da, wo die Mittel dieser Rhetorik wirklich packend sind, sind sie doch auch der natürliche Ausdruck der ganzen Persönlichkeit des Apostels. Das zeigt sich vor allem darin, daß so viele seiner Sätze und ganze Abschnitte seiner Briefe in Dialogform laufen. Das ist gewiß oft und bis in die Kleinigkeiten hinein ähnlich geübte Kunstform der Kyniker. Aber es ist bei Paulus mehr, es ist ein mittelbarer Ausdruck seines Wesens. Wie sein ganzes Leben, so ist auch seine Rede ein fortwährender Kampf, ein

stetes Sichbewegen im Gegensatz, ein Ringen mit Widerspruch und Einwänden. Seinen Gegner nimmt er sich persönlich vor und spricht mit ihm Auge in Auge. Wenn er im Eingang des Römerbriefes nachweist, daß die Heiden in Unwissenheit und Sünde verloren sind, sieht er plötzlich den Juden neben sich stehen, wie er im behaglichen Gefühl seiner Ueberlegenheit ihm lächelnd Beifall zunickt. Da wendet er sich diesem zu und fährt ihn an: Jedem Menschen gilt, was ich sage, jedem, auch und gerade dem, der da meint, Richter der andern sein zu dürfen. Dir und mir! Dem Juden zuerst und dann dem Griechen! Bist du besser? Du hast wohl das Gesetz; aber tust du es auch? „Du predigst, nicht zu stehlen — und stiehlst selber! Du verbietest den Ehebruch — und brichst die Ehe! Du verabscheust die Götzenbilder — und raubst Tempel aus! Du rühmst dich freilich des Gesetzes — aber du machst Gott Unehre, indem du es übertrittst!“ [1] So sprach Paulus, so rang er mit dem Gegner, Ich gegen Ich, Mann gegen Mann. Das bezwang, das überwand. Dieses Einsetzen der Person, dieses Angreifen macht alles zu einer ganz persönlichen Sache des Hörers. Auch in der Form der Sätze tritt das deutlich hervor. Die ganze Redeweise ist sprunghaft und oft überraschend, sie setzt viel voraus und läßt noch mehr zwischen den Zeilen lesen. Sie überstürzt sich und hastet auf das Ziel los, muß deshalb manches nachbringen und einschalten, sie bewegt sich in Fragen und Ausrufen: Was sollen wir nun dazu sagen? Das sei ferne! u. a.

Die Redestücke, die hier und da in den Briefen des Apostels aufglänzen, verraten alle diese Glut seiner Seele und den Schwung seiner Sprache. Das Hauptstück einer solchen Rede, der Verteidigungsrede 2. Kor. 11, 8—31, ist schon größtenteils auf S. 127 abgedruckt worden. Eine andere Stelle[2], welche die hinreißende Wucht des Predigers, der sie schrieb, deutlich verrät, gebe ich hier in sinngemäßer Abteilung der Verse wieder. Man lese sie laut, um sie ganz nachzuempfinden;

eigentlich sind ja alle Briefe des Apostels laut zu lesen, schon deshalb, wei er sie diktierte und sicher ganze Stücke im Tone seiner Predigtweise sprach.

Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denn sie sind nach seinem Willen Gerufene.

Denn die er ausersehen hat, die hat er auch vorher bestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichgestaltet zu werden, auf daß der sei der Erstgeborene unter vielen Brüdern;

die er aber vorher bestimmt hat, die hat er auch gerufen,
und die er gerufen hat, die hat er auch gerechtfertigt,
die er gerechtfertigt hat, die hat er auch verherrlicht.

Was werden wir nun dazu sagen?

Ist Gott für uns — wer mag wider uns sein!
Hat er doch seinen eigenen Sohn nicht geschont,
sondern ihn für uns alle dahin gegeben,
wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken!

Wer will die Auserwählten Gottes anklagen?

Gott ist es, der sie freispricht!

Wer ist es, der sie verurteilt?

Christus Jesus ist hier, der Gestorbene,
nein vielmehr der Auferweckte,
der zur rechten Hand Gottes steht,
er tritt auch für uns ein!

Wer wird uns scheiden von der Liebe des Christus?

Trübsal oder Bedrängnis oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? — wie geschrieben steht:

Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag,
sind wir geachtet wie Schlachtschafe —

Nein, in dem allem überwinden wir weit
durch den, der uns geliebt hat,

Denn ich bin gewiß:

weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Gewalten,
weder gegenwärtige noch zukünftige [Geister] noch Kräfte,
weder Höhe noch Tiefe noch sonst ein Geschöpf

vermag uns zu trennen von der Liebe Gottes,
in Christus Jesus, unserm Herrn.

Liest man diese Stelle mit ihrer Leidenschaft und ihrem Schwung, so versteht man, warum sie unsern größten Liederdichter zu einem seiner schönsten Lieder („Ist Gott für mich") angeregt und ihm Zug für Zug den Stoff geliefert hat. Auch hier ist das meiste griechischer Rhetorik verwandt und die Aufzählungen der Nöte oder der trennenden Geistermächte ein ganz bewußt geübtes Kunstmittel. Aber auch hier spricht unmittelbar das Leben in seiner vollen Glut.

Was Paulus äußerlich an Schönheit und Sieghaftigkeit des Wesens und an Bildung des Geistes versagt war, das war ihm ersetzt durch die Kraft und die Größe seines inneren Lebens. Mit Furcht und Zittern und in Schwachheit, vielleicht krank, stand er vor den Korinthern, als er zum erstenmal dort predigte[1]. Er wußte wohl, was ihm alles fehlte. Und doch, er kam mit dem Beweis des Geistes und der Kraft. Er riß sie hin. Trug er die Sache nicht, so trug sie ihn. Das innere Leben, das in ihm aufleuchtete, wenn er von seiner großen Sache sprach, verklärte seine kleine, häßliche Gestalt. Je mehr er gebangt, je mehr man seine Angst gefühlt hatte, desto mehr wurden viele überwältigt, wenn nun sein Auge wunderbar erglühte. Und es war wie bei Jesus, wenn er sprach: die Ergriffenheit war so groß, daß Wunder geschahen. Das meint Paulus mit dem Beweis der „Kraft", Kranke wurden gesund, gequälte Herzen beugten sich und bekannten erschüttert und beglückt: Wahrhaftig, Gott ist in dir![2]

Aehnlich war es in Galatien. Paulus wollte nach Europa, da warf ihn ein schwerer Anfall seiner Krankheit nieder, der Satansengel schlug ihn wieder einmal mit Fäusten. Sollte Satan den Sieg behalten? Nein, Gottes Kraft vollendet sich in der Schwachheit[3]. Er raffte sich auf und gewann den Sieg über seinen Leib. Dableiben mußte er, aber Gottes

Werk sollte der Satansengel auch hier gefördert haben. Paulus predigte. Und die Gewalt, mit der er seine Krankheit und den „Teufel" bezwang, bezwang die Herzen. Sonst wandte man sich mit Schauder und Grausen von solchen Kranken ab; hier nahm man einen von ihnen „wie einen Engel Gottes" auf, und man hätte sich die Augen ausgerissen und ihm gegeben, wenn man ihn hätte gesund machen können[1]. „Wie einen Engel Gottes" — wie klar zeichnen diese Worte wieder das Staunen vor dem Uebermächtigen, vor der wundersamen Kraft, die den Apostel über sich hinaushob, vor dem Leben, das diesem Leib eine Macht gab, die alles bezwang.

Wieder eine andere Seite des Mannes stellt sich uns vor die Seele, wenn Paulus die Thessalonicher an sein erstes Auftreten in ihrer Mitte erinnert: „Ihr wißt es selbst, Brüder, daß unser Auftreten bei euch nicht erfolglos gewesen ist, sondern nach all den Leiden und der Mißhandlung, die wir, wie ihr wißt, vorher in Philippi erduldet hatten, traten wir doch voll mutigen Vertrauens auf unsern Gott auf, um das Evangelium Gottes in schwerem Kampfe euch zu verkündigen"[2].

Man fühlte es diesem Manne und seiner Rede an: er war kein tönendes Erz und keine klingende Schelle. Er setzte sein Leben ein für das, was er sprach, und darum machte, was er sagte, solchen Eindruck. Wer so aus der Ueberfülle des Herzens spricht und so mit seinem Leben hinter seinen Worten steht, der kann der Eleganz und Korrektheit getrost entbehren; seine Rede wird vielleicht nicht schön, aber sie wird ein Beweis des Geistes und der Kraft sein. Das hat Paulus selber in dem dreistrophigen Hymnus auf die Liebe ausgesprochen[3], der voll eigenartiger Poesie und Kunst am vollendetsten zeigt, wie hinreißend Paulus sprach:

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen rede,
und habe die Liebe nicht,
so bin ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Und wenn ich wunderbar predigen kann
und weiß alle Geheimnisse und alle Erkenntnis,
und wenn ich allen Glauben habe
und Berge versetzen kann,
und habe die Liebe nicht,
so bin ich nichts.
Und wenn ich alle meine Habe austeile
und wenn ich meinen Leib hingebe
und mich verbrennen lasse,
und habe die Liebe nicht,
so hilft es mir nichts.

*

Die Liebe ist langmütig, gütig ist die Liebe, sie neidet nicht.
Sie prahlt nicht und blähet sich nicht auf.
Handelt nicht unedel und sucht nicht ihren Vorteil.
Läßt sich nicht erbittern und trägt das Böse nicht nach.
Freut sich nicht der Ungerechtigkeit,
freut sich vielmehr mit der Wahrheit.
Alles trägt sie, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles duldet sie.

*

Die Liebe hört nimmer auf.
Predigtgabe — sie geht dahin,
Zungenrede — sie hört einst auf,
Erkenntnis — sie geht dahin.
Denn Stückwerk ist unser Erkennen,
Stückwerk unser Predigen;
wenn aber das Vollkommene kommt,
so ist es mit dem Stückwerk vorbei.
Als ich ein Kind war,
redete ich wie ein Kind,
fühlte ich wie ein Kind,
dachte ich wie ein Kind.
Als ich ein Mann ward,
war es mit des Kindes Welt vorbei.
Denn jetzt sehen wir im Spiegel ein Rätselbild,
einst aber von Angesicht zu Angesicht.

Jetzt ist mein Erkennen nur Stückwerk,
einst aber werde ich erkennen so ganz, wie ich erkannt bin.
Ewig dauern Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei;
die Liebe aber ist das Höchste unter ihnen.

Das Missionsverfahren.

Die Apostelgeschichte läßt Paulus nach einem ganz bestimmten Schema seine Missionsarbeit tun. Stets geht Paulus zuerst in die Synagoge des Ortes, in den er gekommen ist, und hält den Juden eine Predigt. Einige lassen sich von ihm gewinnen, die Mehrzahl aber wendet sich gleichgültig von ihm ab oder gar feindlich gegen ihn. Darauf legt Paulus feierlich das Zeugnis ab, daß sie das Heil verschmäht haben, und geht zu den Heiden, die ihn mit Freuden hören und sein Wort annehmen.

Mag der Apostel, selbst nach der Abmachung von Jerusalem, daß er und Barnabas zu den Heiden, die Urapostel dagegen zu den Juden gehen sollten[1], hier und da vielleicht einmal so verfahren sein, seine Briefe beweisen im Gegenteil, daß er sich als Heidenapostel gefühlt und Heiden bekehrt hat. Es ist ja möglich, daß er, wie nach dem Reisebericht seines Begleiters in Philippi[2], zu dem jüdischen Gottesdienst gegangen ist, um dort Heiden zu treffen, die ihr religiöses Suchen in ihren ererbten Religionen nicht mehr befriedigt fanden. Sie waren die Leute, bei denen er anknüpfen mußte, vor allem diejenigen Proselyten, die nicht völlig zu Juden geworden waren und sich nicht hatten beschneiden lassen, die sogenannten Gottesfürchtigen, die vor dem jüdischen Zeremonialgesetz und einer Aufnahme in den Volksverband zurückschreckten, aber das Judentum um seiner Ethik und seines Monotheismus, seines Alters und seiner Weissagungen willen wahr und wertvoll fanden.

Ein anderes Mal wird Paulus die kleine Propaganda von Mensch zu Mensch geübt haben. Im Kreise seiner Hand-

werksgenossen oder in andern religiös interessierten kleinen Kreisen begann Paulus wohl seine Arbeit; und so wenig geräuschvolle Erfolge diese Arbeit kennt, so rasch erfolgt doch gerade auf diesem Wege die Ausbreitung von Ideen, wenn sie der Sehnsucht der Menschen entgegenkommen. Hin und wieder mag der Hörsaal eines Popularphilosophen der Ort gewesen sein, an dem Paulus seine neue Religion predigte[1]. Meist aber war es wohl das große Empfangszimmer eines Privathauses, wo Paulus seine Mission betrieb. Jener „Gottesfürchtige" Titius Justus, den die Apostelgeschichte nennt[2], Stephanas, der sich mit seinem Hause in den „Dienst" der Heiligen zu Korinth gestellt hat[3], Phöbe, die „Dienerin" (*diakonos*) und Patronin der Gemeinde zu Kenchreä war[4], sind Beispiele von begüterten Leuten, welche die jungen Gemeinden in ihren Häusern aufnahmen und alles nötige für Wortgottesdienst und Herrnmahl vorbereiteten: Gastgeber und Kirchendiener in einer Person.

Gewöhnlich erfolgte der Eintritt in die neue Gemeinschaft außerordentlich schnell. Wer ein- oder zweimal die Missionspredigt gehört hatte, von ihr im Innersten ergriffen worden war und die Taufe begehrte, ward getauft und aufgenommen, ein Heiliger und Geretteter, ein Mensch, dem das ewige Leben sicher war und der „die Engel richten sollte"[5]. Es liegt ein ungeheurer Enthusiasmus in diesem Vertrauen auf den begeisterten Entschluß und die Taufe. Ein Enthusiasmus freilich, der sein innerstes Recht aus der nachfolgenden stillen und emsigen Arbeit an den Neubekehrten bekam. Alles Große auf Erden wird so geschaffen: im Enthusiasmus geboren und durch schlichte Kleinarbeit gefördert und im Wachstum gehalten. Wo eines von den beiden fehlt, wird kein Leben erweckt oder gewecktes nicht erhalten werden.

Es ist kein schönes Wort, das wir für die schönste Seite der Tätigkeit eines rechten Pfarrers gebildet haben, das Wort Seelsorge. Es klingt nach Kränklichkeit und Aengst-

lichkeit, und kein rechter Mann und keine Frau von zartem Innenleben wird nach einem „Seelsorger" begehren. Man sollte das Wort fallen lassen; aber die Sache, recht verstanden, ist das Höchste, was ein Mensch — und nicht bloß ein Pfarrer — dem andern leisten kann und soll. Diese Freundestat an den neu gewonnenen Menschen war es auch, die dem Apostel recht eigentlich Hauptarbeit seines Lebens wurde und auf die er sich, wie seine Briefe beweisen, meisterhaft verstand.

Die höchste Eigenschaft, die ihn dazu befähigte, war die unbedingte Echtheit seines Wesens. Er knechtete und bändigte seinen Leib, damit er nicht andern predigend selber ein Heuchler erfunden werde[1]. Opfer verlangte er nur, die er selber gebracht hatte. Seine unbedingte Hingabe war das erste, das gewann. Das Leben, das er führte und die Begeisterung, die aus seinen Worten jeden anwehte, setzte sich im täglichen Verkehr um in Arbeit der Liebe für die andern. Diese Liebe wirkte um so gewinnender, als man gesehen hatte und immer wieder sah, wie dieser Mann im Zorn aufflammen, wie er hassen und drohen konnte, wo man seine Sache, seinen Gott und seinen Herrn angriff oder anzugreifen schien. Ein scharfer Verstand ließ diese Liebe sich nicht ziellos verpuffen, sondern machte es ihr möglich, den Menschen von allen Seiten nahe zu kommen, um sie zu gewinnen. Paulus konnte sich, so sauer es ihm bei seiner ausgesprochenen Eigenart ward, in jede Schale finden, die dem Menschen Erziehung, persönliche oder nationale Eigenart gaben. Er wußte eben immer wieder das Menschliche im Menschen zu finden und zu seinem Bundesgenossen zu machen: „Ich bin den Juden wie ein Jude geworden, um die Juden zu gewinnen, den Gesetzesfrommen wie ein Gesetzesfrommer — obgleich ich nicht unter dem Gesetze stehe —, um die Gesetzesfrommen zu gewinnen, denen ohne Gesetz wie ein Gesetzloser — und doch bin ich nicht ohne Gottes Gesetz, sondern beuge mich dem Ge-

setze Christi —, um die ohne Gesetz zu gewinnen; ich bin den Schwachen ein Schwacher geworden, um die Schwachen zu gewinnen; allen bin ich alles geworden, um allenthalben einige zu retten“ [1]. Schon bei Lebzeiten haben dem Apostel seine Gegner daraus einen Vorwurf schmieden zu können geglaubt, und so wörtlich genommen klingt der Satz ja auch etwas nach Geschmeidigkeit. Aber sieht man sich die Stelle, an der die Worte stehen, einmal näher an, so merkt man bald, daß sie nicht Zeugen einer verächtlichen Feigheit, sondern der Herbe und der Schärfe sind, die der Apostel überall verrät: Paulus hat dies sein Eingehn auf die Besonderheit der Menschen direkt zur Askese gerechnet, die er als „Wettkämpfer“ für Christus üben muß. Wie Fasten und Ehelosigkeit so hat er seine Liebenswürdigkeit angesehen; denn die eben zitierten Worte stehen zwischen folgenden zwei Sätzen: „Obwohl ich frei bin von allem, habe ich mich doch zum Knecht aller gemacht. Das alles tue ich um des Evangeliums willen“ [2].

Den Verleumdungen, die seine Gegner auszustreuen nicht müde wurden, verdanken wir es, daß er uns diese hingebende Seelsorge und Erziehungsarbeit einmal etwas ausführlicher geschildert hat, wie sie von ihm in Thessalonich geübt worden ist: „Unsere Zusprache geschah nicht aus irrer Schwärmerei noch aus unreinen Absichten und Arglist; sondern wie uns Gott gewürdigt hat, uns mit dem Evangelium zu betrauen, so reden wir, nicht um Menschen zu gefallen, sondern dem Gott, der unsere Herzen prüft. Wir sind weder irgendwann mit Schmeichelworten gekommen — das wißt ihr — noch mit Kunstgriffen der Habsucht — Gott ist mein Zeuge —, noch haben wir von Menschen Ehre gesucht, weder von euch noch von andern, obwohl wir uns hätten in die Brust werfen können als ‚Christi Apostel‘. Sondern wir waren freundlich unter euch, so wie eine Mutter ihre Kinder hegt und pflegt. So hat es uns zu euch hingezogen und ge-

trieben, nicht nur das Evangelium Gottes euch zu bringen, sondern unsre Seele euch zu geben; denn wir hatten euch lieb gewonnen.

Ihr gedenkt wohl noch, meine Brüder, an unsere Mühen und Beschwerden. Tag und Nacht haben wir gearbeitet, um keinem von euch zur Last zu fallen, während wir euch das Evangelium Gottes verkündigten. Ihr seid Zeugen und Gott, wie treu, wie gerecht, wie tadellos wir gegen euch, die ihr zum Glauben kamt, gewesen sind, wie ihr denn wißt, daß ich jeden einzelnen wie ein Vater seine Kinder mahnte, ihm zusprach und ihn beschwor, damit ihr des Gottes würdig lebtet, der euch berufen hat in sein Reich und zu seiner Herrlichkeit"[1].

In dieser Einzelarbeit, die Paulus tat, in dieser Erziehungsarbeit, wo er wie ein Vater zu seinen Kindern war, ist die eigentliche Mission des Apostels zu suchen. Diese Tätigkeit spiegeln auch seine Briefe am schönsten wieder; sie sind ihre beste Fortsetzung für die Gemeinden gewesen, wenn sie natürlich auch viel knapper gehalten sind als die mündliche Unterweisung selbst. Da galt es zu raten, zu warnen und zu trösten, stets mit Wort und Tat zu helfen, unermüdlich tätig zu sein, um den hohen religiösen Anspruch dieser „Heiligen", „Auserwählten" und „Brüder", die Menschen und Engel richten sollen, durch ein entsprechendes Leben zu rechtfertigen und nicht zum Gespötte der Leute werden zu lassen. Es galt, mit aller Kraft zu verhüten, daß diese Heiligen eben so unheilig lebten wie die Heiden und diese Brüder ebenso unbrüderlich sich gegenseitig anfielen und „bissen"[2], wie die Habsüchtigen, Betrüger, Verleumder, Räuber und Diebe „dieser Welt"[3]. Der zähe Kampf gegen alte Lebensgewohnheiten und ständige neue Versuchungen war dem Apostel um so schwerer gemacht, als seine Neugewonnenen viel mehr an den ersten großen Momenten ihres neuen Lebens hafteten

und die sittliche Kleinarbeit des Tages nicht so hoch werteten wie er.

Ihnen war der heilige Geist einfach das Wunder, die seltsame Kraft, die sie zuerst an dem Apostel gefühlt hatten in seiner flammenden Prophetensprache, die sie erlebt hatten, wenn er „mit Zungen redete", wenn er in dem höchsten Rausch der Seele nicht mehr sprach, sondern es ihm in Jauchzen und Stammeln von den Lippen floß. Sie hatten vielleicht gesehen, wie ein Dämonischer nach einem letzten wilden Anfall, der unter der Wucht seiner gewaltigen Erschütterung ausgebrochen war, gesund davon ging, wie ein Lahmer plötzlich wieder gehen konnte. Sie hatten an sich selbst gemerkt, wie des Apostels flammendes Wort ihnen die Tiefe der Seele öffnete und sie auf die Knie niederzwang, wie sie derselbe Rausch der Begeisterung überfiel, wie sie selbst zu reden begannen in derselben wunderbaren Sprache. Und das alles verschwamm für sie zusammen mit der großen Stunde der Taufe, da das Wasser des Flusses über ihnen zusammenschlug und sie aus ihm emporstiegen in eine unerhörte neue Lebensfülle, die aus dem Himmel herabgestiegene Wunderkraft verlieh und sicher in ein ewiges Leben im Himmel hineinführte, ja schon hineinversetzt hatte. Nächstens mußte hier die Gestalt dieser Welt vergehen[1], wie die Kulissen einer Bühne mußte die Natur auseinanderrücken und dahinter mit einem Schlage das wahrhaft Wirkliche, die ewige Welt der Glorie strahlend zum Vorschein kommen. — Dieser Rausch der Seele war für sie der heilige Geist; er machte reif für die Taufe, ihn bestätigte sie und schenkte sie neu.

Den Menschen in dieser Gemütsstimmung den harten, dornenvollen Weg strenger Selbsterziehung zu zeigen, als das Köstlichere[2] zu zeigen, ihnen die schlichte sittliche Arbeit als den heiligen Geist darzutun, ohne jenen Ueberschwang der Seele als sinnlose Schwärmerei zu brandmarken: das war die Erziehung, die der Apostel zu üben hatte, das war die große

Aufgabe der „Seelsorge", die er leisten mußte, wenn der erste Augenblick der Bekehrung vorüber war. Menschen, die sich um ihrer Wunder und Ekstasen willen für rechte Geistesmenschen hielten, zu sagen, daß sie noch „fleischern" seien, solange sie sich zankten und stritten[1], überall, wie später Ignatius sagte, kalte Aufschläge auf die fiebernden Glieder zu legen ohne doch den Geist zu dämpfen[2], das war die große erziehende Kunst des Missionars.

Der Gründer der Kirche.

Alles Große, das Menschen schaffen, entstammt dem Unbewußten. Mögen die klugen Leute, die alle Geheimnisse wissen und alle Erkenntnis haben, über diese Tatsache lächeln, sie bleibt. Es ist, als ob der Mensch in manchen Augenblicken nicht mehr persönliches Wesen sei, sondern über sich hinaus wüchse zu einem Stück des Gesamtlebens, zu einem Organe, mit dem die Menschheit ihre Arbeit tut, ihm selber unbewußt oder gar wider seinen bewußten Willen. Es ist, als ob in uns ein Fühlen und ein Wollen des Ganzen wäre, das uns treibt und führt, wohin wir nicht wollen, wohin aber die Menschheit muß. Wundersam ist es, doch nicht wundersamer als die Geburt eines Menschenkindes, die immer eine Tat der Menschheit ist und nicht bloß der Eltern. Das unbewußte Leben des Menschen ist größer als das bewußte und bedeutet mehr als sein Denken und Wollen.

Als der arme jüdische Rabbi und Tuchmachergeselle aus Cilicien auszog, Seelen aus einer verlorenen Welt für den Himmel zu retten, hat er nicht daran gedacht, eine Kirche zu gründen, die dereinst an Gütern und Einfluß die stärkste Macht in dieser Welt sein werde. Und als er zuletzt von römischen Soldaten als Gefangener der Kaiserstadt entgegengeschleppt wurde, wo „das Tier auf dem Throne" saß, da ahnte er nicht, daß er dazu berufen war, den Thron dieser Cäsaren zu stützen, wenn einst die Scharen nordischer Barbaren an ihm rütteln würden, daß er aus diesem Rom, das er mit seiner Sünde

schon im Weltenbrand lodern sah, die „ewige" Stadt machen werde.

Kirche — das heißt hier nicht jene unsichtbare Gemeinschaft aller Gläubigen, für welche die Reformatoren arbeiteten und glaubten, auch nicht die mystisch sakramentale Einheit aller Christen, der Leib des Christus, an den Paulus dachte, wenn er Ekklesia sagte; Kirche — das ist die große „katholische" Organisation, welche die Reformatoren in ihrer Göttlichkeit erschüttert — nicht gestürzt — haben und von der die neu entstehenden evangelischen Landeskirchen doch vielfach nur schwache Abbilder geworden sind. Kein Wunder, denn es lagen ewig menschliche Notwendigkeiten und Jahrhunderte alte Klugheiten in diesem gewaltigen Organismus, und absichtlich oder unabsichtlich mußte man zu ihnen zurückkehren, wollte man der „unsichtbaren" Kirche einen Leib oder viele Leiber schaffen, in denen sie leben konnte.

Am Ende des zweiten Jahrhunderts oder wenigstens gegen die Mitte des dritten war diese Kirche in allem wesentlichen fertig. Selbst die Ansprüche des Papsttums, die sich erst im Jahr 1870 endgültig durchgesetzt haben, sind damals bereits und nicht ganz ohne Erfolg erhoben worden. Jedenfalls aber war schon in jenen Tagen die Kirche eine über die ganze — damals bekannte — Welt verbreitete internationale Organisation von Gemeinden, an deren Spitze ein monarchischer Bischof über einem Kranze von Presbytern (Priestern) und Diakonen stand. Auch die Lehre übte er wesentlich aus und zwar nach der Tradition und auf Grund der Autorität der „apostolischen" Schriften des „Neuen Testaments", wie er auch sein Amt selber durch Handauflegung von den Aposteln her in ununterbrochener „Succession" erhalten zu haben glaubte und lehrte. Auch das Konzil, die Versammlung mehrerer, dann aller Bischöfe mit einer übergeordneten Kraft der Entscheidung ist bereits bekannt und im Streit um das Osterfest oder um die Echtheit einiger Schriften des Neuen Testaments in Tätigkeit getreten. Neben

der Schrift steht bereits das Bekenntnis, die „Glaubensregel", als der Maßstab, nach dem die sich manchmal widersprechenden Schriften ausgelegt werden müssen, ein Inbegriff des Glaubens, der dem Apostolischen Bekenntnis sehr nahe kommt, in manchen Gemeinden das Apostolische Bekenntnis selber ist, natürlich in seiner Urgestalt, wie sie am Ende des zweiten Jahrhunderts vielleicht in Rom geschaffen worden ist.

Aber die Kirche ist mehr als diese Organisation mit ihren Autoritäten: Bischoftum, Nachfolge, Ueberlieferung, heilige Schrift und Bekenntnis. Sie ist ein eigenes Lebensgesetz rechtlicher und sittlicher Art und ein Erziehungsinstitut, das mit Beichte, Buße und Begnadigung seine Glieder für das ewige Leben bereitet. Weder die Forderung Jesu noch die Mahnung seines großen Apostels waren als ein neues Gesetz gedacht; aber die Kirche hat ein Gesetz. Und sie sagt dem Menschen nicht nur, was gut und böse ist, sondern bis ins einzelnste auch, was er tun und nicht tun, wie er sich kleiden und in der Ehe leben, was er essen und was er trinken soll. Die großartige Freiheit Jesu, der das alles unter den Gesichtspunkt gestellt hatte, daß es nur ein wahrhaftiger Ausdruck der Seele sein müsse, ist in der Kirche vorbei. Die Kirche hat eine „Disziplin", an der man ihre Glieder kennt. Man braucht nur Ueberschriften von Abhandlungen Tertullians aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts zu lesen, um den neuen Geist zu fühlen: über das Theater, über den Putz der Frauen, über die Verschleierung der Jungfrauen usw. Auch aus des Clemens von Alexandrien „Pädagog" genügen ein paar Seiten, um das „Neue Gesetz", wie damals viele das Christentum zu nennen begannen, voll zu verstehen.

Die Kirche ist endlich eine neue Religionsform. Das haben ja die Reformatoren am meisten gespürt. Sie ist nicht das Evangelium Jesu, sie ist auch nicht das Evangelium des Paulus, bis zu dem die Reformatoren wieder durchdrangen. Sie hat Paulus in sich und sie hat das Evangelium Jesu in sich; aber

das religiöse System, von dem sie lebt, ist eine Mischung von Sakrament und Gesetz, von dinglich gedachter Erlösungsgnade und eigener Tat aus dieser Gnade heraus: der Mensch ist doch wieder schließlich auf sich und sein „gutes Werk" gewiesen.

Das alles ist die Kirche. Und zu dem allem hin hat Paulus die ersten Schritte getan, so wenig er es eigentlich und letztlich gewollt hat. Er tat es, weil er mußte, manchmal gegen seine besten und tiefsten Absichten. Nur eins hat er wirklich — wenn auch in anderem Sinne — gewollt, nämlich die Absonderung der Kirche von dem Judentum. Die Dreiteilung der Welt in Juden, Heiden und „Gemeinde Gottes" findet sich nicht nur zuerst in seinem Sprachgebrauch, sondern ist sein bewußtes Werk, wenn er auch hier und da noch einmal wie seine Vorgänger im Christentum so spricht, als ob dieses nichts anderes sei als das wahre Israel.

Was aber zwang den Apostel der Religion des Glaubens und nicht des Gesetzes, der Innerlichkeit und nicht der Organisation dazu, die ersten Schritte in so ganz anderer Richtung zu tun? Das war einmal die Macht, die die alten Religionen noch über die Gemüter hatten. Weil man zurück ins Judentum und zurück in die Mysterienreligion wollte, mußte Paulus darüber hinaus scharf das Neue herausarbeiten und mußte dabei doch, wenn auch ganz kleine Konzessionen an die alten Gewohnheiten, Aeußerlichkeiten und Vorurteile machen. Im Laufe der Jahrhunderte wurden diese mächtiger und größer, je kleiner und mittelmäßiger die Menschen wurden, die das Christentum trugen. Und weil die alten Neigungen und Unsitten mächtig waren in den Herzen, mächtiger als daß die „Neugeschaffenen" sich selber hätten Gesetz sein können, so mußte der Apostel schon anfangen, ihnen ein neues Gesetz zu schaffen. Weil ferner die noch nicht ganz ausgerotteten schlimmen Neigungen, aber auch der ungezügelte Ueberschwang der neuen Begeisterung Unordnung schufen, mußte Paulus Ordnung im Gottesdienst, Ordnung durch Bekenntnis und Liturgie und

Autorität und Tradition zu schaffen beginnen. Und wenn endlich dieselbe ungezügelte Begeisterung, sich mit den alten Neigungen mischend, in einen ungezügelten Freiheitsdrang politischer oder sozialer Anarchie ausarten wollte, so mußte der Apostel Wege suchen, die Gemeinden in das Recht des Staates und die Ordnung der Gesellschaft einzufügen, wie sie nun einmal waren, mochte er selber auch mit den Radikalen darin einig sein, daß das alles nur auf Zeit und die Gestalt dieser Welt im Vergehen sei. Mit all diesen Rücksichtnahmen aber schlichen wieder Maßstäbe und Empfindungen der alten Religionen und der Väterssitten in die neue Religion ein und wurden die ersten Kompromisse mit der Welt geschlossen, der man entrissen zu sein so stolz und dankbar war.

Der Kampf um das Wesen und die Selbständigkeit des Christentums.

Die Loslösung des Christentums vom Gesetz und vom Judentum.

Jesus hat in seinem Volke gestanden wie jeder andere Prophet und weder daran gedacht, eine Kirche zu stiften, noch auch eine neue Religion zu bringen. Er wollte, daß sein Volk in ernster Zeit Ernst mache mit dem heiligen Willen Gottes. Das Gesetz hat ihn nie gedrückt. Er lebte der Zuversicht, daß man das Gesetz erfüllen könne, so wie es allein erfüllt werden sollte; denn wer es recht verstand, der verstand es als einen Ausdruck für die zwei großen Forderungen der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen. Hielt man Jesu Einzelgebote, wie Sabbat- und Reinheitgesetze entgegen, so argumentierte er von dem, was ihm als Gottes Wille im Gesetz entgegenleuchtete, gegen die Einzelgebote, ohne doch eine entscheidende Verwerfung des Gesetzes daraus abzuleiten. So hat Jesus das Gesetz nach seiner Meinung innerlich erfüllt, in Wahrheit hat er es überwunden. Denn mit Recht betont Paulus, daß das Gesetz als

Gesetz notwendig das Entweder — oder enthält: alles oder nichts[1]. Aber die Konsequenz seines Verhaltens ist Jesu, selbst als er einen der Grundgedanken, auf denen das Gesetz ruht, den der kultischen Heiligkeit, radikal bestritt[2], völlig verborgen gewesen.

Aehnlich ist es mit der Heidenmission. Freilich legen alle unsere Evangelien Jesu Befehle zur Heidenmission in den Mund. Aber es ist bezeichnend, wie sie es tun. Sie schreiben sie dem auferstandenen Herrn zu, jedes an anderer Stelle und in anderer, seiner eignen Weise. So bezeugen sie indirekt, daß der geschichtliche Jesus noch nichts von ihr gewußt und geübt hat. Freilich hätte Jesus keinen Einwand erhoben gegen die Aufnahme der Heiden ins Reich Gottes. Er ist nicht schlechter als sein „Samariter". Er hat immer im Menschen, auch im Juden, den Menschen gesehen; und wo ihn aus Heidenherzen ein Strahl warmer Menschenliebe traf, wie bei der Kanaanäerin, oder hilfesuchenden Glaubens, wie beim Hauptmann von Kapernaum, da hat er wohl auch einmal geglaubt und gesagt, daß viele von Osten und Westen kommen würden, mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische zu liegen. Er hat nicht gemeint, daß sie dazu zuvor beschnitten oder getauft werden müßten, nicht als Juden oder Christen hat er sie gedacht, sondern als Menschen. Aber das waren nur gelegentliche Aeußerungen, nur Zeugnisse eines freien Herzens, nicht Anweisungen für bestimmte Arbeit und Organisation.

Mit solchen „Unklarheiten" hat Jesus seine Jünger zurückgelassen, als er von ihnen ging, und sie waren nicht imstande, als das Leben sie vor neue Fragestellungen führte, aus Jesu Innerlichkeit den entschiedenen Schluß zu ziehen, den die Zeit forderte. Ohne Paulus wäre das Christentum doch nur eine jüdische Sekte geblieben und wie sie alle wieder in Gesetzlichkeit versunken.

Paulus hatte sein gesetzfreies Evangelium vierzehn oder siebzehn Jahre lang in Syrien und Cilicien mit Erfolg ge-

predigt. Gemeinden waren entstanden, und weithin gab es Menschen, die an Jesus als den Christus, ihren Heiland und Herrn glaubten, ohne Juden zu sein und ohne das Gesetz zu halten. Je mehr sich sein Werk ausbreitete, desto mehr aber ward Paulus unruhig. Es quälte ihn die eine Sorge, „ob er nicht umsonst laufe oder gelaufen sei.“ [1] Mit einem Male tauchten nämlich in seinen Gemeinden allerlei Leute auf, die sich Brüder nannten, auch an Jesus als den Christus glaubten, aber gar nicht aus dem Verwundern über das, was sie da sahen, herauskommen konnten. Wie, die lieben Brüder hier aßen wirklich Schweinefleisch und Ersticktes? Sie waren wirklich nicht beschnitten? Und Paulus hatte das so angeordnet? Merkwürdig, diese sogenannte Freiheit! O, dann lebten sie wohl auch sonst noch so, wie sie wollten, wie die Heiden? — Frei, ohne Gesetz, das hieß doch wohl überhaupt gesetzlos, zügellos? — Und dann fingen sie an zu erzählen. In Jerusalem war das anders; dort lebten aber auch die „Säulen“ [2] der Gemeinde Gottes, ein Petrus und Johannes, Jesu liebste Jünger, und gar Jakobus, der Heilige, der Bruder des Herrn, der Gerechte, im Gesetz so untadelig, daß ihn selbst Priester und Schriftgelehrte bewunderten [3]. Und wer ist dagegen dieser Paulus? — War das Judentum nicht die wahre Religion, wies nicht Paulus selbst stets auf das alte Testament hin? Ein frommer Jude sein und glauben, daß Jesus der Messias sei, das ist das rechte Christentum! Und wir sind allein die „Christusleute“, die echten. So sprachen die Leute, die von Jerusalem kamen, von Jerusalem, „unsrer Mutter“.

Da kam die größte Stunde der Versuchung über Paulus und ein Kampf, wie er ihn schwerer fast nicht vor Damaskus gekämpft hatte; denn auch ihm macht erst eine Offenbarung ein Ende. Nicht die sind die schwersten Stunden der Versuchung, in denen uns das Gemeine versucht, sondern die, in denen uns das Beste, das wir haben, eine Seite zuwendet, durch die es uns in Schuld stürzen kann. Zu Paulus sprach die Stimme

des Versuchers: Was gehen dich die „Säulen" in Jerusalem an? So wenig wie das hier umherschleichende Gesindel von falschen Brüdern, die nur als Spione gekommen sind, dir deine Gemeinden zu verwirren und abspenstig zu machen! Du bist ein Apostel Jesu Christi, dir ist er erschienen, erscheint er und gibt er Weisung und Lehre, du bist im dritten Himmel gewesen und im Paradies, die Wundergabe der Zungenrede und der Heilung hast du — sollst du um das Lob, um die Zustimmung derer betteln, dich vor denen beugen, mit deren Bewilligung so oder so diese Spione hier herumschleichen? Die andere Stimme aber sprach: Du predigst immer von Liebe, Langmut und Einigkeit; nun handle auch danach! Zu der Askese, die du sonst übst, füge noch dies. Beuge dich, gehe hinauf nach Jerusalem. Willst du es wirklich wagen, den Leib des Christus zu zerreißen? Vielleicht ist es auch gar nicht wahr, was diese Leute sagen und die Jünger Jesu denken ganz anders als dieser eingeschlichene „Bruder"? Jedenfalls Du sollst die Hand des Friedens bieten, so lange es geht. — Es war ein heftige innerer Kampf. Auch diesmal siegte in der Offenbarung die Güte seines Wesens: er ging nach Jerusalem[1].

Er ging, doch nicht als ein Untergeordneter und zum äußersten entschlossen. Er nahm Barnabas mit, seinen alten Freund und Gefährten, einen auch bei den Urapofteln hochangesehenen Mann, der die Grundsätze seiner Mission teilte. Er nahm den Titus mit, einen jungen unbeschnittenen Griechen, ein lebendes Symbol seiner Heidenkirche. Die Gegner aus den syrischen und cicilischen Gemeinden traf er wieder. Sie traten stürmisch als seine Ankläger auf und verlangten, daß Titus beschnitten werde. Die Urapostel aber — mochten sie auch vorher ängstlich gewesen sein — standen doch anders oder stellten sich jetzt anders. Petrus scheint der freiste gewesen zu sein. Er glaubt, wie Paulus, nach dessen ausdrücklicher Angabe[2], daß man durch den Glauben an Jesus, den

Christus, gerettet werde und nicht durch des Gesetzes Werke. Er war also bereit, das Gesetz aufzugeben. Durch die Rede des Paulus, durch die Tatsachen seiner Mission ward die ganze Versammlung mit fortgerissen. Die Macht seines Wesens offenbarte sich hier zum erstenmale denen, die er früher verfolgt hatte. Sie fühlten, wie hier ein Mann sprach, mächtig an Taten und Worten. Da sahen sie, daß ihm anvertraut war das Evangelium der Heiden, wie dem Petrus das der Juden, und daß derselbe Gott, der den Petrus mit Wundergaben zu seiner Mission unter den Juden ausgestattet hatte, dem Paulus für die Heiden die gleichen Gaben geschenkt hatte. Und sie erkannten die Gnade, die ihm gegeben war, Jakobus und Petrus und Johannes, die als Säulen galten; sie gaben ihm und Barnabas die Bruderhand, und man verabredete, Paulus und Barnabas sollten zu den Heiden, jene aber zu den Juden gehen. Allein der Armen in Jerusalem sollten die Brüder im Heidenland nicht vergessen, sondern Gaben zu ihrer Unterstützung sammeln[1]. Das, und nicht was die Apostelgeschichte berichtet, war der Vertrag von Jerusalem. Die Apostelgeschichte[2] macht ganz kühn den Petrus „seit alten Tagen" zum Heidenapostel, während Paulus hier das Gegenteil sagt, und läßt den Jakobus vier Speisegebote als „notwendig" auch von den Heiden zu halten durchsetzen. Nach einer aufgeregten Verhandlung, in der Paulus den „falschen Brüdern keinen Augenblick gewichen war", schien er gesiegt zu haben. In Wahrheit war das Ergebnis eine Vermittlung. Man verhüllte sich, wie stets in solchen Fällen, die ganze Schwere des Problems, das vorlag und bei den beiden Parteien eine verschiedene Lösung fand, und Jakobus schwieg, vielleicht einen Augenblick fortgerissen von der Persönlichkeit des Paulus. Man langte bei einem äußerlichen Schiedlich-friedlich an, das doch den harten Tatsachen des Lebens nicht lange standhalten konnte: Paulus sollte zu den Heiden gehen, die andern zu den Juden. Aber wenn nun in einer Stadt eine aus Juden

und Heiden gemischte Gemeinde sich bildete? Der eine Teil hielt das Gesetz, der andere nicht; für jene war es streng verboten mit den andern zusammenzuessen. Was sollte da aus Christengemeinden werden, die doch in einer gemeinsamen Mahlzeit ihre höchste Feier hatten? Und das Abendmahl war damals noch ein wirkliches Abendessen. Sollten in einer Stadt mehrere Gemeinden entstehen, die eine mit jüdischem, die andere mit heidnischem Gepräge? Aber dann gab es ja gar keine „Gemeinde Gottes" und keinen „Leib des Christus", und die alte Religion war doch das Entscheidende! An dieser Frage ist denn auch tatsächlich bald nachher der in Jerusalem geschlossene Vermittlungsvertrag gescheitert.

Petrus reiste nämlich bald nach den Jerusalemer Tagen nach Antiochien, wo Juden- und Heidenchristen nicht mehr nach jüdischer Weise lebten und ohne Bedenken das Herrnmahl miteinander aßen. Petrus schloß sich diesem Brauche sofort an, eben weil er überzeugt war, daß nicht das Halten des Gesetzes, sondern der Glaube an Jesus, den Messias, rette und rein mache. Allein das dauerte nur so lange, bis aus Jerusalem Leute kamen, die Jakobus geschickt hatte, um der einreißenden Gesetzlosigkeit ein für allemal Halt zu gebieten. Das hatte er ja, als er dem Paulus die Hand bot, keineswegs gewollt, daß nun auch die Juden ohne das Gesetz leben sollten, nein, unverbrüchlich sollte es für sie weiter gelten, mochte darüber die Einheit des Christentums zugrunde gehen. Bei Jakobus wirkten die alten Instinkte und die ererbten Gewohnheiten stärker als der neue Geist: ihm graute vor Schweinefleisch, vor Erstickтem und Blut. — Auf Petrus machte die Strenge des Jakobus tiefen Eindruck. Weiche Naturen werden ja immer geneigt sein, wenn ihre vermittelnde Stellung den Schwierigkeiten des Lebens gegenüber nicht zureicht, wieder zum Alten zurückzukehren; so tat auch Petrus. Er zog sich zurück und nahm am Herrnmahl nicht mehr teil. Sein Beispiel aber bedeutete ungeheuer viel. Alle Judenchristen

und selbst Barnabas folgten ihm; Paulus blieb mit seinen Heiden allein.

Da flammte er auf. Ob er Petrus und Barnabas vor versammelter Gemeinde Heuchler gescholten hat, wissen wir nicht; im Galaterbrief tut er es und erzählt er, daß er dem Petrus, um ihm die ganze Bedeutung seines Handelns klar zu machen, vor allen gesagt habe: „Wenn du, der du ein Jude bist, heidnisch lebst [diese ganze Zeit daher] und nicht jüdisch, wie kannst du die Heiden nötigen, sich jüdisch zu halten?“ Ein Nötigen aber war in der Tat des Petrus Verhalten; denn indem er nicht mehr mit den Heidenchristen aß, erklärte er gleichsam, er werde sie fürderhin erst dann wieder als Mitchristen erachten, wenn sie gesetzlich leben würden. Und das widerstreite, meint Paulus, doch auch der innersten Ueberzeugung des Petrus: „Wir sind von Natur Juden und nicht Sünder aus den Heiden'; aber weil wir erkannt haben, daß der Mensch nicht aus Gesetzeswerken, sondern durch den Glauben an Christus Jesus gerechtfertigt wird, so sind wir auch an Christus Jesus gläubig geworden, damit wir gerechtfertigt würden aus dem Glauben an Christus und nicht aus Gesetzeswerken, denn aus Gesetzeswerken ‚wird kein Fleisch gerechtfertigt'.“ Paulus meint, wenn das Gesetz nötig wäre, hätten sie ja Juden bleiben können; aber eben weil sie das Gesetz für unzulänglich zur Seligkeit erkannt hätten, seien sie zum Glauben gekommen. Wer nun aber wieder das Gesetz zum Maßstab der Christlichkeit mache, der mache Jesus geradezu zum Veranlasser von „Sünde“ — im gesetzlichen Sinne: „Wenn wir nun, indem wir suchen in Christus gerechtfertigt zu werden, selber als ‚Sünder' erfunden würden [und wenn dieser gesetzliche Sinn der Sünde der richtige wäre], so wäre Christus ein Diener der Sünde?! Das sei ferne! [Und doch müßte ich das annehmen.] Denn wenn ich das, was ich eben zerstört hatte, wieder aufbaue, so stelle ich mich selbst [in meinem früheren Handeln] als ‚Uebertreter' hin!

Ich bin ja dem Gesetze gestorben durch das Gesetz, um Gott zu leben! Mit Christus bin ich gekreuzigt worden; ich lebe jetzt gar nicht mehr: Christus lebt in mir. Sofern ich aber noch im Fleische lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich hingegeben hat.

Ich verachte nicht die Gnade Gottes. Denn wenn durch das Gesetz die Gerechtigkeit käme, dann wäre Christus umsonst gestorben!“ [1]

Was Petrus auf diese Anklage voll Schmerz und Zorn, aber auch voll Glaubensgewißheit, erwidert hat und was darauf erfolgt ist, hat Paulus uns, durch seine eigenen Worte bis zum völligen Vergessen der Situation hingerissen, nicht mehr erzählt. Ihre Folge kann nur der Bruch mit Petrus und Barnabas gewesen sein. Wenigstens ging Paulus fortan seinen Weg allein. Die Apostelgeschichte hat freilich nach der Art, wie heute noch in der katholischen Kirche große Prinzipienfragen in persönliche Streitigkeiten umgedeutet werden, diese Trennung des Barnabas von Paulus auf einen Streit um den Neffen des Barnabas zurückgeführt [2]; in Wahrheit zersprang ihre alte Freundschaft nicht an persönlichen Kleinigkeiten, sondern an schweren Lebensfragen.

Von dieser Stunde an aber ist Paulus auch einen neuen Weg gegangen, den Weg nach Europa, wie wir das schon früher gesehen haben. Und von dieser Stunde an sind ihm seine Gegner gefolgt, um seine Gemeinden seinem Einfluß zu entziehen. Nach zwei Fronten hatte er jetzt den Kampf aufzunehmen, nach außen und nach innen. Die einzelnen Phasen dieses Kampfes hier zu verfolgen, hieße die Briefe des Apostels zu einem großen Teil wiedergeben; denn sie hallen wider von Angriff und Abwehr.

Die Frage zersplitterte die Urchristenheit bald in eine ganze Reihe von Richtungen. Auf dem äußersten jüdischen Flügel standen die Leute, die den Christen nur durch das Tor des Judentums zum Heil gelangen lassen wollten und die

Beschneidung und einen Teil der Speisegebote für nötig zur Seligkeit erachteten. Soweit ging Jakobus und seine Richtung nicht: sie verlangten zunächst nur, daß die Juden bei ihrem Gesetz bleiben sollten und, nach dem Vorfall in Antiochien zu urteilen, auch dann, wenn dadurch die Einheit der Gemeinden zerrissen würde. Sie sprachen aber den Heidenchristen nicht die Seligkeit ab. Dann kam Petrus und seine Leute. Bei ihnen ging die Ueberzeugung von der Gnade Gottes in Christus so weit, daß sie sich selbst von dem jüdischen Leben entbinden konnten, wenn sie auch nicht so fest auf der reinen Innerlichkeit standen wie Paulus und seine Jünger. Auf der andern Seite war Paulus nicht der Aeußerste. Vielmehr ging eine radikale Partei weit über ihn hinaus und verlangte als Kennzeichen des wahren Christen, daß er sich absolut frei mache von jedem Speisegebot und gerade auch am Opferfleischgenusse seine Freiheit bewähre. Diese Richtung, die uns später noch mehr beschäftigen muß, hat Paulus seinerseits wieder bekämpft, weil sie die Liebe und Rücksicht hinter die Freiheit zurückstellte und überdies auch die geschlechtliche Zügellosigkeit zu der Freiheit der Kinder Gottes rechnete.

Der Kampf war hart, und die Gefahr für die Innerlichkeit und Selbständigkeit des Christentums gewaltig. Das zeigen die Vorgänge in Galatien, wo bereits ein Teil der Gemeinde sich hatte beschneiden lassen; auch Festtage feierte man wieder. In Korinth haben die Gegner böses Mißtrauen zwischen den Apostel und seine Gemeinde gesät, und mehrmals schien der völlige Bruch nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Bis in die Gefangenschaft hinein haben sie sein Werk zu stören gesucht; selbst im Philipperbriefe noch schilt Paulus im grimmigen Zorn die Hunde, die auf ihr Fleisch vertrauen, d. h. auf ihre Beschneidung, „die Verschneidung“ [1]. Muß er doch auch klagen, daß sie selbst die Predigt des Evangeliums im Parteigeist betreiben [2], nicht aus lauteren Beweggründen, sondern weil sie damit Leid auf seine Bande häufen, ihm in der

Gefangenschaft noch seine Gläubigen entreißen wollen[1]. Hier hat Paulus einmal das bekannte Wort gefunden: „So wie so, mit oder ohne Hintergedanken: wenn nur Christus verkündigt wird, so freue ich mich darüber.“[2] Aber das ist kein Wort der Versöhnlichkeit und Milde, sondern ein Wort der herbsten Verurteilung, ganz dem Ton entsprechend, den er auch sonst diesen Leuten gegenüber anschlägt.

Der Kampf ist von beiden Seiten mit der größten Schroffheit geführt worden; keiner der Gegner hat den andern in seinen reinen Motiven verstanden, keiner dem andern gerecht zu werden versucht. Nicht den Judenchristen, sondern den Juden gegenüber hat Paulus das Wort geprägt: sie eifern um Gott, aber im Unverstand[3]. Die Judenchristen hat er ganz anders behandelt, als Lügner und Verleumder, als Seelenfänger und herrschsüchtige Ränkeschmiede. In der Tat haben sie auch, zumal in Korinth, mit Hinterlist gearbeitet. Und des Apostels Fehler, die gewaltsamen Ausbrüche seines jähen Temperaments, sind, wenn sie auch ungerecht sind, doch noch leichter zu ertragen als die niedrige und versteckte Kampfesweise seiner Gegner. Der ganze Kampf aber beweist, daß das Urchristentum bei all seiner Größe, ja bei allem Heroismus doch ebensowenig wie irgend eine andere Epoche des Christentums die klassische Zeit der neuen Religion gewesen ist, wenn das Christentum wirklich die Religion der Liebe ist.

Nach einer Seite hin hat Paulus gut gemacht, wo er zu weit gegangen war: den Urapostеln gegenüber. In Antiochien hat er den Petrus offen oder verblümt einen Heuchler genannt, und auch später sind ihm harte Worte gegen die „Säulen“ über die Lippen gekommen, wenn ihm der Haß der Leute, die sich auf sie beriefen, wieder einmal recht wehe getan hatte. Dennoch hat er immer wieder für die Armen der Urgemeinde Geld gesammelt und trotz mancher Verleumdungen, die seine Gegner gerade daran knüpften, nicht aufgehört, es zu tun. Er hat auch immer der Urgemeinde und ihren Aposteln

einen Vorzug in religiösen Dingen zuerkannt und verlangt, daß seine Gemeinden mit Ehrfurcht und Liebe an die Muttergemeinde denken sollten[1]. Ja schließlich hat er sogar für den Frieden mit den Aposteln, für ihre Zustimmung sein Leben eingesetzt. Denn um die Kollekte zu überbringen und doch auch wohl um sich mit ihnen noch einmal zu besprechen, ist er wieder hinaufgezogen nach Jerusalem. Einer seiner Begleiter hat uns diese Reise beschrieben und erzählt[2], wie in Tyrus und in Cäsarea christliche Propheten im Namen des heiligen Geistes den Paulus bewegen wollten, nicht nach Jerusalem zu gehen. Sieben Tage ist Paulus damals in Tyrus geblieben; dann ist er doch gegangen wie einst vor elf Jahren. Er wußte, was seiner wartete.

Aber eins wußte er nicht: daß die Jünger inzwischen gegen die Verabredung von Jerusalem einen Erlaß hatten ausgehen lassen, der als die Bedingungen, unter denen die Judenchristen mit den Heiden zusammenleben zu können glaubten, eben jene vier Speisegebote vorschrieb, die nach dem 15. Kapitel der Apostelgeschichte schon viele Jahre früher in Anwesenheit des Paulus auf Veranlassung des Jakobus den Heidenchristen auferlegt sein sollen: die Enthaltung von Götzenopferfleisch, von Ersticktem, von Blut (also von nichtgeschächtetem Fleisch) und von der Unzucht. Jetzt erst ward ihm das mitgeteilt. Der Reisebericht, den die Apostelgeschichte benützt hat, sagt es noch ganz genau[3]. — Es sollte freilich wieder eine Vermittlung sein: auf die Beschneidung und das Halten des ganzen Gesetzes hatten die Apostel gemäß der Verabredung verzichtet; scheinbar verlangten sie nur ein kleines Entgegenkommen. Dennoch war ein Schritt ins Judentum zurück mit Energie gemacht: Blutwurst und Ausschweifung in einem Atem als Sünde genannt, und *rein* war danach doch wieder nicht der Mensch, der eine reine Gesinnung hatte, sondern der, der kein Ersticktes und kein Götzenopferfleisch aß.

Ist alles dann so zugegangen, wie die Apostelgeschichte

weiter erzählt — wir haben keine andern Nachrichten —, so hat sich Paulus stumm gefügt, ja selber noch ein Nasiräatsgelübde mit Opfern[1] auf sich genommen, „damit alle Judenchristen erkennen sollten, daß sie falsch von ihm berichtet seien und er selbst dem Gesetz gemäß wandele“[2]. Hat er das getan und ist er dabei im Tempel verhaftet worden, so hat er in Wahrheit tragisch geendet und nicht ohne seine Schuld im höchsten Sinne des Wortes. Er hat dann aus falscher Friedensliebe und um sein Werk zu retten, den Juden noch einmal ein Jude werden wollen[3].

Er konnte das, ohne seine Ueberzeugung zu verleugnen, da es sich eben um ihn, den geborenen Juden, und nicht um seine Heidenchristen handelte. Man kann aber trotzdem stark bezweifeln, ob er wirklich auf diesen Kompromiß eingegangen ist; denn die Apostelgeschichte hat gerade an dieser Stelle — wie sie es oft tut — sein Bild verzeichnet; sie schweigt nämlich über die Kollekte, die er mitgebracht hatte und die, wie wir auch aus späteren judenchristlichen Schriften wissen, als ein Sündengeld von den Gegnern zurückgewiesen wurde.

Was aber auch damals in Jerusalem geschehen ist, sicher ist, daß Paulus im wesentlichen gesiegt hatte. Mit seinem Werk war der Geist der Geschichte. Die neue Religion der Innerlichkeit und Freiheit, des erlösenden Glaubens und der Liebe hatte sich durch ihn energisch von der Religion des Gesetzes und der Speiseverbote, des Händewaschens und der Sabbatheiligung getrennt, in ihrem Wesen erkannt und als neue Gemeinschaft selbständig gemacht.

Freilich hat Paulus nicht ganz gesiegt. Die vier Gebote der Urapostel haben doch zunächst die Freiheit eingeschränkt; und wenn dann auch später wenigstens im Abendland das Erstickte aus dem Satz ganz verschwand und das Götzenopferfleisch als Verbot des Götzendienstes überhaupt, das Verbot des Blutes als das des Mordes genommen und beide so neben

das der Unzucht gestellt wurden, daß aus dem rituellen Aposteldekret ein kleiner Katechismus elementarster Moralgebote ward, so sind doch Fasten, Fleischverbote und Festtage wieder in die Kirche eingedrungen und zeigen, daß sie ein Kompromiß zwischen alten Gewohnheiten kultischer Art und der neuen Religion, nicht aber diese selber ist. Erst die Reformation hat hier wieder mit voller Entschiedenheit auf das Wesen der christlichen Religion gedrungen, die keine andere Reinheit kennt als die des Herzens und der nichts den Menschen verunreinigen kann als die bösen Gedanken, Worte und Taten, die von innen kommen.

Die Scheidung des Christentums von der Mysterienreligion.

Wie das Judentum in den Gemütern stark genug war, die junge Religion, die aus ihm entsprang, ernsthaft wieder in seinen Bann zu ziehen, so hat auch die Mysterienreligion in den wahrhaft religiösen Menschen aus dem Hellenismus so stark nachgewirkt, daß sie eine Gefahr für die Eigenart und den Bestand des Christentums wurde. Taufe und Abendmahl in der Urgemeinde und des Paulus Christusmystik und Sakramentsglaube sind des Zeuge. Aber andere gingen noch viel weiter. Die Gefahr, daß die Religion der Liebe und Innerlichkeit wieder zu einem Kultus sakramentaler Vergottung und mystischer Exaltation wurde, ist freilich erst im zweiten Jahrhundert die wesentlichste Gefahr für die Kirche geworden. Aber sie taucht in den Briefen des Paulus bereits mit aller Deutlichkeit auf, und es hat aller Weisheit und Kraft des Apostels bedurft, um sie hintanzuhalten. Lange hat man verkannt, daß im ersten Korintherbrief diese „gnostische" Gefahr schon deutlich sichtbar und bekämpft wird. Aber es ist so. Alle großen Schlagworte der späteren Gnostiker treten auf. Vor allem kennt Paulus so schon die „Gnosis"

selbst, die tiefere „Erkenntnis“ [1], auf die sich die Mysteriengläubigen beriefen, und ihre Einteilung der Menschen in Pneumatiker, die des heiligen Geistes nicht bloß voll sind, sondern ihn wurzelhaft besitzen, in Psychiker, die „seelenhaft“ bloß das Menschliche verstehen und vom Göttlichen nur einen Glauben haben, und endlich in Sarkiker oder Hyliker, die Fleischesmenschen, die draußen in der Welt leben [2]. Aber, was mehr ist, auch die wesentlichen Gedanken der Gnosis finden sich schon als Behauptungen der radikalen Richtung wieder, der Paulus entgegentritt.

Die „Gnosis“ des zweiten Jahrhunderts ist nichts anderes als die mit christlichen Bestandteilen versetzte Mysterienreligion. Wie diese ist sie der einfachen Sittlichkeit abhold und geht im Enthusiasmus bei naturhafter Auffassung des Religiösen entweder in sittliche Zügellosigkeit oder in die Askese hinein. „Wie Gold in Schmutz geworfen nie seine Schönheit verliert, so schade es ihnen auch nichts, wenn sie auch in den gemeinsten fleischlichen Handlungen sich erniedrigten, noch verlören sie dadurch ihr göttliches Wesen“, das war die Meinung gewisser Valentianer. Andere wieder waren überzeugt, man müsse die „Tiefen des Satans“ kennen gelernt haben [3], sonst verstünde man auch nicht, was Erlösung sei; die braven Spießbürger in der Kirche wüßten gar nicht, was sie an ihrer Religion besäßen. Dies Uebermenschentum betätigte sich in zwei Dingen, in zügelloser geschlechtlicher Freiheit und im Essen von Opferfleisch.

Das alles tritt uns im ersten Korintherbrief deutlich entgegen. Die Erörterung über das Essen des Opferfleisches beginnt Paulus mit dem bezeichnenden Satze: „Die Erkenntnis (Gnosis) bläst nur auf; die Liebe allein macht gut. Wenn einer stolz auf seine Erkenntnis ist, so hat er noch gar nicht erkannt, wie man erkennen muß. Nur wer Gott liebt, der — ist von ihm erkannt“ [4]. Man sieht, es sind „Gnostiker“, die aus ihrer Gnosis heraus das Opferfleischessen zu einem

Kennzeichen des wahren, sich vor keinen Göttern mehr fürchtenden Christentums machen. „Alles ist erlaubt" ist ihr zweites großes Stichwort, das Paulus anführt[1]. Dieses selbe Stichwort wenden aber Leute an, welche die freie Liebe vertreten[2] und die Paulus ebenfalls bekämpft. Dann nennt Paulus diese zwei Hauptsünden zusammen in dem Abschnitt, in dem er Leuten entgegentritt, die glauben, wenn man nur Sakramente habe, so habe man durch sie das ewige Leben, was man auch tue[3]. Er führt ihnen das Beispiel des alten Israel vor die Augen, das auch die Sakramente hatte, eine wunderbare Taufe und eine ebenso wunderbare himmlische Speise und den übernatürlichen Trank aus dem Felsen, der Christus war, und doch kamen sie alle um, hingestreckt von dem Würgengel, weil sie Götzendienst und Ausschweifungen trieben. Hier sind also alle Elemente zusammen: magischer Sakramentsglaube, Opferfleisch („Götzendienst") und Ausschweifung. Endlich ist bedeutsam, daß in demselben Korinth Leute leben, die an der Auferstehungslehre Anstoß nehmen und auf die doch das Argument Eindruck machen soll, daß man sich für die Toten taufen lasse[4]. „Epikuräer", die überhaupt ein Weiterleben nach dem Tode leugneten, hätten darüber gelacht. Es paßt aber sehr gut für Gnostiker, die zwar ein Auferstehen des Leibes leugnen, aber den göttlichen Teil im Menschen durch Sakramente ins ewige Leben der Gottheit zurückführen wollen. Sie ließen sich für verstorbene liebe Menschen noch einmal „weihen" und dachten ihnen so das Eingehen ins ewige Leben aus dem Schattenlande zu sichern. So schließen sich alle Züge zu einem ganz klaren Bild einer radikalen gnostischen Richtung zusammen, die zügellose Freiheit zu einem Kennzeichen der „Starken" macht.

Aus derselben Wurzel wächst aber auch die Askese. Wir treffen in den Mysterien wie in der Gnosis beides nebeneinander. So steht auch bei Paulus den Starken und Freien eine Schar von „Schwachen" und Aengstlichen gegenüber, die

sich geradezu fürchten, Opferfleisch zu essen[1], oder die überhaupt den Fleischgenuß verwerfen und keinen Wein trinken[2]. Von Ehelosigkeit ist keine Rede; da sie aber Paulus selber im Prinzip vertritt[3] und die später wiederum bei den Gnostikern so beliebten Kraftproben „geistlicher" Ehen in Korinth kennt und billigt[4], so hat er vielleicht diese Seite an der Richtung der Asketen gar nicht als etwas Abnormes empfunden und deshalb nicht besonders erwähnt. Hält er doch seine Ehelosigkeit geradezu für eine Gnadengabe Gottes, während er das Nichtessen von Fleisch und Nichttrinken von Wein als eine „Schwäche" beurteilt[5].

Die Gefahr war wieder eine doppelte. Das Wesen des Christentums drohte im sinnlichen Nebel der Mysterien oder in der unmenschlichen Ueberweltlichkeit der Askese unterzugehen, und die Gemeinden wurden von den Richtungen zerrissen. Die Starken und Freien verachteten die „Schwachen", und diese „richteten" die Starken, richteten, auch wo noch lange nicht Unsittlichkeit vorlag, sondern eben bloß Freiheit. Paulus hat mit fester Hand bei großer innerer Freiheit und liebevoller Duldung für die Schwachen durchgegriffen.

Opferfleischessen und Unsittlichkeit rückt er weit auseinander. Der Christ ist frei von allem Speisegebot. Hier hat der „Starke" und „Freie" recht mit seiner „Erkenntnis". Götter gibt es nicht oder wenn es sie gibt, braucht er sie nicht zu fürchten. Er darf wie alles Fleisch so auch das Opferfleisch essen[6]. Von der Unsittlichkeit dagegen gelten ganz andere Gedanken: sie ist nicht einfach eine natürliche Sache wie das Essen und Trinken, sondern eine Versündigung an Christus, dem der Christ in innigster Verbundenheit angehört[7]. Klarer als die Jünger Jesu und klarer als die spätere Kirche hat Paulus hier getrennt. Und prachtvoll hat er den großen Gedanken Jesu gegen alle kultische Aeußerlichkeit wieder herausgestellt: „Ich weiß und bin in dem Herrn Jesus fest überzeugt, daß nichts an sich selber unrein ist"[8]. „Die

Erde ist des Herrn und was sie füllt“[1]. Unrein ist allein der böse Wille, die schlechte Gesinnung. Sakramente aber helfen den Unsittlichen nicht. Jene Wüstengeneration hatte die Sakramente: „Aber Gott hatte kein Wohlgefallen an der Masse von ihnen; so wurden sie niedergestreckt in der Wüste“[2]. Frei steht Paulus über den Parteien, auch über der späteren kirchlichen Aengstlichkeit mit ihrem Verbot des Opferfleisches und gewisser Speisen. Stark und groß hat er das Christentum herausgehalten aus der Kultreligion: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist“[3]. Es ist auch nicht Besitz der Sakramente, sondern daß man Gott wohlgefällt. Ja es ist selber nicht Ehelosigkeit, obwohl „Nichtheiraten besser ist als Heiraten“, sondern Reinheit und Friede, in dem Gott die Christen berufen hat[4].

So hat er über den Parteien das Wesen der neuen Religion festgehalten und hat doch zugleich beide miteinander versöhnen wollen in der Einheit der Kirche und der Liebe. Den Freien hat er gesagt, daß Freiheit nicht Zügellosigkeit sei; und der Sinnlichkeit hat er das kühne Wort entgegengestellt: „Alles ist mir erlaubt, aber ich werde mich darum von keiner Leidenschaft zum Knechte machen lassen!“[5] Von den Starken, die das Opferfleischessen zum Kennzeichen wahren Christentums machen, hat er gesagt, daß die bloße Erkenntnis nicht fördere, sondern nur die Liebe und daß man um der Liebe willen auf Freiheiten verzichten müssen, die den anderen „ärger machen“, ihm zur Versuchung werden können. „Wenn durch Speise mein Bruder in Gefahr kommt, seinen Glauben zu verlieren, so will ich in Ewigkeit kein Fleisch essen!“[6] Askese — nicht um der eigenen Seele willen aber um des Bruders willen, als ein sittliches Opfer, so soll sie erlaubt und unter Umständen gefordert sein. Aber der Asket, der Schwache soll den Starken nicht „richten!“[7] So handelt es sich für Paulus schließlich gar nicht um die Einzelheiten der Le-

benshaltung, sondern um die Gefahren für das Innerste, um lieblos richten und lieblos durch Freiheit in Versuchung führen! So klar und sicher hat er das Wesen der neuen Religion der Innerlichkeit und der Liebe — trotz seiner asketischen Stellung zur Ehe — gefaßt, das Christentum von der Mysterienreligion in jeder Form geschieden und die Gemeinde in der Einheit der Liebesgesinnung zusammenzuschmieden gesucht.

Und trotzdem hat auch Paulus helfen müssen, daß jene Kirchlichkeit entstand, die nur eine Mischung von Christentum und alter Religion ist. Einmal dadurch, daß er Sitte schaffen mußte. Er mußte Verhaltungsmaßregeln für das praktische Leben geben oder gab sie, weil er sie für nötig hielt. Dabei hat er das Gewöhnliche ganz nach der Freiheit geordnet: was man auf dem Markte kauft, soll man einfach essen, ohne zu fragen, ob es Opferfleisch ist oder nicht[1]. Aber das Außergewöhnliche! In einen Tempel gehen und dort bei einem Opfermahle mitessen, darf der Christ nicht![2] Bei einer Einladung soll er dann nicht essen, wenn der Gastgeber ihn bei einer gereichten Speise darauf aufmerksam macht, daß es Opferfleisch ist, in der Voraussetzung, daß ein Christ nicht davon nimmt; es könnte so leicht ein anderer Christ dadurch geniert und verlockt werden, wider sein Gewissen gleichfalls zu essen[3]. Von diesen beiden praktischen Weisungen entspricht die letzte ganz dem Grundsatz der Liebe, die erste nicht ohne weiteres. Paulus greift sogar gegen seine klare Erkenntnis von der „Nichtigkeit" der Götter auf die Meinung zurück, daß das Opfer doch nicht einfach schlechthin „nichts" sei[4], sondern den Dämonen gelte und man dadurch in kultische Gemeinschaft mit den bösen Geistern gerate; überdies reize man den Herrn durch Mitessen am Tisch der Dämonen zu Eifersucht und Zorn![5] Das führt doch einen großen Schritt oder gleich zwei Schritte in die primitive Religion der Götter und der eifersüchtigen Götter zurück. Aber man versteht die Sorge des Apostels um die Seelen der Aengst-

lichen und wohl auch der Freien; was in den Tempeln und bei diesen Mahlzeiten vor sich ging, war oft nicht dämonisch, aber allzu menschlich. „Sie aßen und tranken und standen auf, zu spielen", so zitiert Paulus selber das Alte Testament[1]. Also nicht die Vorschriften des angeblichen Apostoldekrets, sondern eine andere Sitte hat Paulus für richtig gehalten; aber doch auch Sitte und Einschränkung der Freiheit im allgemeinen und zugunsten primitiver antiker Gedanken.

Wichtig war endlich, daß er im Kampf gegen den Sakramentsgedanken in seiner elementaren nichtsittlichen Gestalt, wie ihn die Zügellosen in Korinth vertraten, zuerst die katholische Frömmigkeit angebahnt hat, die an Stelle der innerlichen Erlösung zu neuer sittlicher Kraft jene Zerreißung des Lebens in Gnade und Gesetz stellt, an der Luther so gelitten hat. Da soll der Mensch übernatürliche Gnadenkräfte empfangen, aber dann auch doch wieder verloren gehen, wenn er nicht „das Seine tut". Das und nichts anderes besagen doch auch schon bei Paulus die Beispiele aus dem Alten Testament: Die Alten hatten die Sakramente, aber der Würgengel erschlug sie doch um ihrer Sünde willen! Man stelle diesem Gedanken entgegen, was Paulus Römer 6 vom Sterben und Auferstehen mit Christus sagt, um sofort den Unterschied der beiden Religionsformen zu verstehen. Hier antwortet Paulus auf den Einwand, daß die Erlösung den Menschen leichtfertig mache, er könne ja als Erlöster einfach in der Sünde beharren, nicht etwa: Nein, denn wenn der Erlöste Sünde tut, so wird er doch von Gott gestraft! Sondern er agt: Wer der Sünde abgestorben ist mit Christus, wird der noch in Sünde leben wollen, ja wird es noch können? Ist er nicht ein anderer Mensch geworden? Das ist der Grundgedanke der christlichen Erlösungsreligion, wie wir sahen. Gegenüber den Sakramentierern hat ihn Paulus beiseite gelassen und zum erstenmal an bedeutsamer Stelle den Typus kirchlicher Frömmigkeit geschaffen: Gnade ist da, sogar sakramen-

tal-dingliche Gnade — aber wer nach ihrem Empfang sündigt, wird doch von Gott bestraft. Darum sündigt nicht! Sakramentsreligion und Gesetzesreligion zusammengefügt: so hat Luther den Katholizismus in seiner ganzen Unseligkeit erlebt.

Freilich, es sind bei Paulus erst ganz leise Anfänge. Ueberwiegend ist die große Tat ins Auge zu fassen, die er auch hier getan hat. Selbst Sakramentsgläubiger und Mystiker, hat er die Religion der inneren Reinheit und der Liebe im wesentlichen aus der Umklammerung durch die Gnosis der Mysterien gerettet und durch Weisheit und Liebe zu einer bleibenden Einheit zusammengehalten.

Die Anfänge der kirchlichen Sittlichkeit und Sitte.

Gesinnung und Sitte.

Dem Gesetz hat Paulus ein Ende gemacht; aber eine neue Sitte hat er begründen helfen, er der Wiederentdecker der Sittlichkeit der reinen Innerlichkeit, der guten Gesinnung. Wir haben zum Teil schon gesehen, warum.

Wenn man sieht, wie weit die sittlichen Urteile noch auseinanderliefen, wie man über die Rolle des Kultischen gegenüber dem Sittlichen noch nicht sicher war, wie man Opferfleischessen und freie Liebe ebenso vertrat und verlangte wie auf der andern Seite Enthaltung von der Ehe und von allem Fleischgenuß, so versteht man, wie die auseinanderfahrenden Strömungen durch einen energischen Willen zur Einheit auf der mittleren Linie der Sitte erst zusammengeführt werden mußten, sollte nicht die junge Religion durch gänzliche Zerfahrenheit wieder verschwinden. Dazu kam die Beschaffenheit der Gemeindeglieder selbst, dieser Gotteskinder und Heiligen. Sie konnten gar nicht ohne weiteres an ihr Gewissen gewiesen werden; ein neues sittliches Gefühl mußte sich erst durch Umbildung des alten langsam entwickeln: sie brauchten also noch sehr viel „Gesetz". Paulus war auch Pädagog genug,

um das einzusehen. Er war eine so große sittliche Persönlichkeit, daß er sich nicht fürchtete, mißverstanden und der Inkonsequenz beschuldigt zu werden. So hat er denn keinen Brief ohne einen ethischen Teil geschrieben. Wohl ist der erste Teil jedes Briefes mit wechselndem Inhalt, bald theoretischer, bald persönlicher Art gefüllt, wie es die Umstände mit sich brachten; aber nie hat er einen Brief geschlossen, ohne einen kurzen Abriß sittlicher Lehre vorher zu geben. Selbst im Römerbrief tut er das, obwohl er selber nachher fühlt, daß es der fremden Gemeinde einen etwas eigentümlichen Eindruck machen muß, weshalb er sich hier ausdrücklich entschuldigt[1].

Sitte schaffen und die Sitte vertreten ward die Pflicht auch eines ganz innerlichen Menschen. „Wir haben diese Gewohnheit nicht, und auch nicht die Gemeinden Gottes (in Palästina)!" So schneidet der Apostel den Einwand eines enthusiastischen Freiheitsgefühls scharf ab[2]. „Alles soll anständig und in guter Ordnung geschehen!"[3] „Seid unanstößig für Juden und Hellenen und die Gemeinde Gottes, wie auch ich so lebe, daß ich allen gefalle"[4].

So spricht die Sitte, die nicht bloß dem heiligen Drang des Herzens folgt, nicht bloß das tut, was gut ist „vor dem Herrn", sondern auch „in den Augen der Menschen", aller Menschen[5]. Eben dadurch aber wird die Sitte nie der reine Ausdruck einer neuen inneren Heiligkeit; sie ist das neue Ideal nur abgeschwächt durch die Rücksicht auf alte sittliche Urteile.

Ebenso eng hängen Sitte und Ueberlieferung zusammen. Auch hier hat Paulus ganz bewußt geschaffen; und was er überliefert, sind nicht bloß Tatsachen und Gedanken der neuen Religion, sondern wiederum Praxis, seine „Wege in Christus, wie er überall in allen Gemeinden lehrt"[6]. So hat er in jeder Weise die Grundlage gelegt für den ausgebreiteten Bau kirchlicher Lebenshaltung.

Dabei hat er sich auch nicht gescheut, überlieferte nichtchristliche aber als Grundlage brauchbare Formen sittlicher

Unterweisung herüberzunehmen. Sehr selten merkwürdigerweise das Gesetz; selbst Röm. 13, 8–10 hat er es nur in jener abgekürzten Form angeführt, wie sie mehr der populären jüdischen Ethik eigentümlich und durch Voranstellung des Ehebruches vor Mord, Diebstahl und böser Begierde gekennzeichnet ist. Oefter und sichtlich mit mehr Nachdruck hat er die Lasterkataloge der populären jüdischen und stoisch-kynischen Unterweisung benutzt. Auch sie sind wie das Gesetz durchaus gedrückt von der negativen Form des Verbotes und bieten nur das Allerelementarste: „Neid, Mord, Zank, Lug und Trug, Verleumdung, Gottesfeindschaft, Frechheit, Hochmut, Prahlerei, Verachtung der Eltern, Sinn- und Charakterlosigkeit, Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit“ [1] und dazu die geschlechtlichen Sünden. Aber der Grund solcher Negation der Laster mußte erst einmal gelegt sein und immer wieder festgelegt werden, sollte nicht die letzte Feinheit des Liebesgedankens in einer Höhe schweben, die dem wirklichen Leben grotesk widersprach.

Gemeinde und Welt.

Die Gemeinschaft braucht Ordnung, Gesetz; die Gemeinschaft engt aber auch den Blick. Im großen und ganzen ist Paulus noch frei von solcher Enge. Weder macht seine Schilderung der Liebe Halt bei dem, was bloß den Brüdern gegenüber geübt werden kann, noch hat er in einer Darstellung des christlichen Tuns wie Röm. 12 allein die Gemeinde bedacht, sondern den ganzen Umkreis der Menschen, mit denen uns das Leben zusammenführt, selbst die „Verfolger“. Auch hat er dem hohen Gebot Jesu „Segnet die euch verfolgen“, noch nichts abgebrochen, sondern noch einmal hinzugefügt: „Segnet und fluchet nicht“! Und die Feindesliebe ist zwar etwas durch die Pädagogik der feurigen Kohlen getrübt und durch die Anheimstellung der Rache an Gott jüdisch belastet, aber aufrecht erhalten ist sie noch.

Dennoch ist nicht bloß auf das Menschenmögliche ausdrücklich Bedacht genommen, wenn das Gebot: „Haltet Frieden mit allen Menschen" durch „So viel an Euch ist", und „Wenn es möglich ist" verklausuliert wird[1]; sondern es ist alles reicher und inniger, was für die Gemeinde da in vielen Versen gesagt ist. Und überhaupt gilt Liebe und Mahnung meist dem „Leibe Christi": „Was geht es mich an, die draußen zu richten? Die draußen wird Gott richten! — Schafft fort den Bösen aus eurer Mitte!" [2] „Die draußen" — und „die Brüder": es ist eben doch ein Unterschied. Mit dem Absondern von Gemeinden aus Volk und Welt beginnt ein neuer Graben zwischen den Menschen sich zu ziehen. Und einmal bereits fängt auch die kirchliche Verengung der Liebe an: „Laßt uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen." So natürlich — und darum doch nicht mehr im Sinne des Mannes, der den Landes- und Glaubensfeind gewählt hatte, um dem Juden zu zeigen; wer denn sein „Nächster" sei.

Auch sein sittliches Nachdenken hat Paulus „allermeist" auf des Glaubens Genossen gerichtet. Er hat nicht für die Welt geschaffen, sondern für die Gemeinde, eine Ethik des kleinen Kreises, dessen Fehler sogar manchmal einen kleinlichen Eindruck machen. Immer freilich weiß ihn Paulus mit großen und starken Gedanken auszugestalten. Man nehme als Beispiel einmal den Schlußabschnitt des ersten Thessalonicherbriefes. Er fängt gewiß nicht glänzend an mit seinen Auseinandersetzungen über Unzucht und eheliches Leben, über die Habgier und „daß niemand seinen Bruder übervorteile im Handel". Nüchtern klingt auch noch die Mahnung zur Ruhe gegenüber jeder Schwärmerei und zur Handarbeit, „ehrbar gegen die draußen". Nur das Wort von der Bruderliebe ist originell: „Von der Bruderliebe brauche ich euch nicht zu schreiben; denn ihr seid alle von Gott gelehrt, euch untereinander zu lieben." [3] Aber dann kommt das bei aller Einfalt große Schlußbild:

„Ich bitte euch, meine Brüder, daß ihr die anerkennt, die

für euch arbeiten und euch „vorstehen" in dem Herrn und euch vermahnen; haltet sie aus Liebe besonders hoch in Ehren um ihrer Arbeit willen.

Haltet Frieden untereinander! Ich ermahne euch, meine Brüder, weist die Unordentlichen zurecht, tröstet die Verzagten, tragt die Schwachen, seid geduldig mit allen! Seht zu, daß keiner dem andern Böses mit Bösem vergelte, sondern strebt vielmehr allzeit danach, euch untereinander und allen Menschen Gutes zu tun.

Seid allezeit fröhlich. Betet ohne Unterlaß. Dankt Gott für alles. Das ist der Wille Gottes, in Christus Jesus euch geoffenbart.

Den Geist dämpfet nicht; die Prophetie verachtet nicht; prüfet aber alles und behaltet nur das Gute.

Von jeder Art von Schlechtem haltet euch fern.

Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch. Und euer Geist ganz samt Seele und Leib möge bewahrt werden unsträflich auf den Tag der Wiederkunft unseres Herrn Jesu Christi. Treu ist der euch berufen hat: er wirds auch tun." [1]

Aus einer anderen Tonart geht es im Philipperbrief, und man begreift, wie nicht bloß gemeinsames Leben, sondern auch gemeinsame Gefahren die Menschen zusammenschmiedeten, wenn es heißt: „Führet euer Gemeinschaftsleben würdig des Evangeliums des Christus, damit ich, wenn ich komme, sehe, oder wenn ich abwesend bin, von euch höre, daß ihr fest steht in einem Geist, zusammen kämpfend mit einer Seele für den Glauben an das Evangelium, an keiner Stelle eingeschüchtert von den Feinden, für sie zum Beweis ihrer ewigen Vernichtung, für euch eurer Rettung, und das von Gott! Denn euch ward die Gnade geschenkt, für Christus zu leiden und nicht nur an ihn zu glauben. So steht ihr in demselben Kampf, in dem ich stand, wie ihr erlebt habt, und noch stehe, wie ihr hört."[2] Man lese noch den Anfang von Röm. 12 und dann Gal. 5 und 6; überall zeigt sich dieselbe Art des Apostels, der seinen Gemeinden und nicht denen „draußen" die ganze Kraft

seines Nachdenkens über ihr Gemeinschaftsleben gewidmet hat. Die Ethik wird kirchlich, nicht weil ihr Prophet kirchlich gesonnen wäre, sondern weil die Aufgabe des Missionars von der Schöpfung der Gemeinden zur Erhaltung ihres äußeren und inneren Lebens unmittelbar hinüberführt. Volk und Welt schwinden aus seinen Blicken; jeder Tag gebiert neue Sorge und neue sittliche Fragen für die „Nächsten", die er hat.

Gewiß kam für Paulus wie für jeden Juden und Christen seiner Zeit noch der Glaube hinzu, daß „die Gestalt der Welt im Vergehen" und es sinnlos sei, für sie zu arbeiten. Es kam auch hinzu, daß seine Frömmigkeit wie das Evangelium Jesu im tiefsten Grunde individualistisch ist; den Einzelnen aus dem bösen Aeon zu retten, zog er in die Welt, nicht diese Welt umzugestalten. Aber es bleibt doch ein Hauptgrund für die Verengung des Gesichtskreises der, daß um der Kirche willen auf reformatorische Aufgaben in der Welt verzichtet werden mußte. Wollte sich die Gemeinde ruhig in die Welt einleben, wollte sie nicht ihrem ersten Propheten gleich in stetem Konflikt mit den Werten und Wirklichkeiten der alten Welt von Kreuz zu Kreuz gehen, so mußte sie sich im Frieden mit dem Bestehenden abfinden. „Im Frieden hat euch Gott berufen" — das ist darum der Grundton aller „sozialethischen" Anweisungen des Apostels.

Dieser Friede war so oft in Gefahr. Von innen her drohte der feurige Freiheitsgeist der jungen Religion, von außen der Druck der Verhältnisse, in denen ihre Anhänger lebten. Und dieser Friede wurde nicht immer im Geiste der neuen Religion geschlossen. Denn die alte Welt, die oft jene radikale Opposition aufweckte, wirkte bei vielen anderen auch wieder umgekehrt eine allmähliche Angleichung an die Gewohnheiten, Maßstäbe und Ziele, die vorher vorhanden waren. Nicht bloß Sakramente und Speisegebote, sondern auch vorchristliche Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit brachten das neue Leben in Gefahr.

Aus den hin- und herwogenden Strömungen die mögliche Mitte im Geiste der Religion der Liebe und der Innerlichkeit zu finden, das war die große Aufgabe des Gründers der Kirche. Ihre Lösung bedeutete mehr als Organisation; sie war eine neue Schöpfung. Das Erstaunlichste an dieser Leistung des Paulus aber ist, daß er, obwohl er sich augenscheinlich niemals die Frage nach der sittlichen Bedeutung der natürlichen Menschengemeinschaften, Ehe, Familie, Gesellschaft, Staat vorgelegt hat, aus einem starken unmittelbaren Gefühl für ihren Wert heraus meist das Natürliche, Würdige und Rechte gefunden hat, er der Mönch und Enthusiast, der von Offenbarung lebt und mehr als die anderen alle mit Zungen redet.

Die Ehe.

So hoch das Wort Jesu von der Untrennbarkeit der Einehe im Laufe der christlichen Jahrhunderte die Ehe und die Frau mit ihr erhoben hat, so gefährlich war andrerseits vieles in der neuen Religion für diese grundlegende Gemeinschaft alles menschlichen Lebens. Nicht bloß die Erwartung des Weltendes, das die Ehe sinnlos zu machen schien, sondern auch eine starke asketische Strömung, die wir schon beobachtet haben, drohte allem ehelichen Leben unter Christen ein Ende zu bereiten und die bestehenden Ehen auseinanderzusprengen. Dafür zeitigte die Askese die merkwürdige und gefährliche Kraftprobe der Scheinehen, auf die schon Paulus in der früher oft mißverstandenen interessanten Stelle 1. Kor. 7, 36 38 Bezug nimmt. Junge Männer und Frauen lebten in innigster Gemeinschaft miteinander, ohne daß es eine wirkliche Ehe sein sollte; sie wollten zeigen, daß ihre Enthaltsamkeit auch der größten Versuchung Widerstand leisten könne. Ein solches Zusammenleben war gewiß für die „Jungfräulichen" ebenso gefährlich wie für ein bürgerlich anständiges Empfinden auch jener Zeit anstößig und zog den Gemeinden sicher schwere Verdächtigungen zu.

Paulus selbst war von all diesen asketischen Gefühlen selber ergriffen. Er hat die Ehe zwar nicht schlechthin verworfen, aber doch als minderwertig angesehen: „Gut ist es dem Mann, keine Frau zu berühren.“[1] Er hat die Ehe überhaupt nur vom primitiven sinnlichen Gesichtspunkt aus angesehen. Dazu hat er gemeint, daß die kommende Drangsal gerade den Verheirateten besonders Schweres auferlegen würde und daß nur der Unverheiratete ganz und ungebrochen für den Herrn sorgen könne — er sagt in seiner schroffen Weise schlechthin: sorge; der Verheiratete sorge nur dafür, wie er seiner Frau gefalle! Dennoch hat ihn auch hier ein sicheres Gefühl für das Natürliche und Nötige vor dem Extrem bewahrt. Er hat jedem, der sich nicht imstande fühle, die Askese auf sich zu nehmen, geraten, ehelich zu werden. „Heiraten ist besser als brennen.“[2] Er hat den „Jungfräulichen“ ihre Kraftproben nicht verboten, aber eindringlich gesagt, sie sollten heiraten statt in Unsittlichkeit zu fallen. Er ist der hier und da von asketisch gerichteten Männern und Frauen versuchten Umwandlung ihrer Ehen in Scheinehen entgegengetreten und hat ein asketisches Leben in der Ehe nur auf Zeit gestattet nach vorangegangener Verabredung.[3] Dem Ehegatten gibt er sogar schlankweg ein Recht auf den anderen entgegen dessen asketischen Neigungen[4]. Der Mann des Friedens war eben stärker in ihm als der Asket; und trotz seiner Askese verstand er die anderen wohl.

Mischehen boten besondere Schwierigkeiten. Hier zeigte sich die Neigung, die Ehe zu trennen besonders deutlich. Konnte man die innigste Gemeinschaft, in der „zwei Menschen Einer werden“, wie auch Paulus sagt[5], mit einem Menschen weiterbestehen lassen, über den die Dämonen Macht hatten? Mußte man sich nicht an ihm „beflecken“, mußten Heilige nicht unrein werden durch die Gemeinschaft mit dem „Unreinen“? — Man muß sich nur vorstellen, wie stark diese alten animistischen Heiligkeitsgedanken beim Opfer und beim Sakra-

ment noch waren, um das ganze Grausen des christlichen Gatten vor dem unchristlichen und umgekehrt zu verstehen. Bei diesen Empfindungen und bei der natürlichen Liebe zu den Kindern setzt darum des Paulus gegenteilige Ansicht auch ein, nicht etwa bei dem Gedanken sittlicher Liebe: „Wenn ein Bruder eine ungläubige Frau hat und diese willigt ein, mit ihm zu leben, so soll er nicht von ihr lassen. Und ebenso, wenn eine Frau einen ungläubigen Mann hat und dieser willigt ein, mit ihr zu leben, so soll sie nicht von ihm lassen. Denn der ungläubige Mann ist geheiligt durch die Frau und die ungläubige Frau durch den Bruder; sonst wären ja auch eure Kinder unrein, und sie sind doch heilig!“ [1] Paulus behauptet damit, daß die Kraft des Heiligen größer ist als die Kraft des Unreinen, beides im Sinne des Naturhaft-Heiligen der vorchristlichen Religion. Diese Begründung ist aber nicht in Wahrheit das Motiv gewesen, das ihn dazu trieb, dem christlichen Teil das Verbleiben in der Ehe zur Pflicht zu machen, sonst hätte er die Mischehe überhaupt gestatten müssen. Das hat er jedoch nicht getan: eine Witwe darf nur „im Herrn“ d. h. einen Christen heiraten [2]. Ueberdies hat er dem christlichen Teil geboten, sofort auf einen Scheidungsvorschlag des heidnischen einzugehen; er hat das getan selbst im Gegensatz zu dem Missionseifer und der Liebe des christlichen Ehegatten, der immer noch hofft, den Gatten für die neue Religion zu gewinnen. Dabei hat er endlich auch das Motiv ausgesprochen, das ihn zu all seinen Anweisungen geführt hat: „Wenn sich der ungläubige Teil lossagen will, so soll er es tun. Bruder und Schwester [d. h. Christen] sind darin nicht geknechtet; in Frieden hat uns Gott berufen. Weißt denn du, o Frau, ob du deinen Mann retten wirst? oder weißt du Mann, ob du deine Frau retten wirst?“ [3] In der Tat, wenn man sein Bedürfnis nach Ruhe und Frieden, nach einem stillen Sicheinfügen in die Welt mit möglichster Vermeidung von Streit und offenen Kämpfen, ein sittliches, aber noch mehr

ein kirchliches Bedürfnis, klar erkannt hat, dann versteht man die Gebote dieses ersten christlichen Gesetzgebers in ihrer inneren Einheit. Und man ist erstaunt, daß derselbe Mann, der so glühend auf den Untergang dieser Welt hofft, so klug sich an sie anzuschmiegen weiß. Aber wahrscheinlich ist — nach der ganzen Stimmung zu urteilen, aus der des Apostels Briefe gehen — das Motiv nicht Weltklugheit, sondern Weltverachtung gewesen: das Gefühl, daß es nicht der Mühe wert sei, den Kampf um diese Dinge aufzunehmen. So hat gerade die Gleichgültigkeit gegen den Gegner diesem das Eindringen ermöglicht: eine Beobachtung, die man auch sonst oft genug machen kann.

Im Bestreben, den „Frieden" zu wahren, ist Paulus auf diesem Gebiet endlich so weit gegangen, selbst das Wort des Herrn, das die Trennung der Ehe verbot, leise beiseite zu setzen. Wie Matthäus nachher in dieses Verbot, einem „menschlichen" Gefühl folgend, die Worte „ausgenommen den Fall der ehelichen Untreue" eingesetzt hat, so hat Paulus, noch viel stärker dem Nichtkönnen seiner Gemeindeglieder oder ihrer asketischen Stimmung sich anschmiegend, nicht bloß bei einer Trennung von Seiten des Nichtchristen die Scheidung geduldet, sondern überhaupt nur verlangt, daß solche, die sich trennen, sich nicht wieder verheiraten sollen[1]. Auch diese Erlaubnis ist einem wohlverständlichen Interesse des „Friedens" entsprungen, während Jesus in kühnem Glauben von zwei harten Herzen, die sich nicht in einander finden zu können meinen, Buße und Liebe verlangt hatte. So wandelt sich die überschwängliche Sittlichkeit Jesu bei Paulus bereits in mögliche kirchliche Sitte und kirchlich durchführbares Gesetz.

Die Kirche hat zur Ehe dann immer eine unsichere Doppelstellung eingenommen. Auf der einen Seite hat sie die Untrennbarkeit der Ehe zum kirchlichen und, wo sie Macht hatte, auch zum staatlichen Gesetz gemacht, ja sie sogar zum Sakrament erklärt. Auf der anderen Seite gingen in ihr die

alten asketischen Gedanken weiter, und die Mönchere mit all ihren Folgeerscheinungen wurde über die Ehe gestellt. Erst Luther hat auch hier den Bann gebrochen und dem Natürlichen wiedergegeben, was ihm gebührt. Dann erst konnte der Segen des Scheidungsverbotes sich wirklich entfalten. Zwar war und blieb auch das noch lange ein Mißverständnis des Wortes Jesu, daß man es als Rechtsgesetz nahm. Er hatte es als sittliche Forderung gemeint und gewollt, daß alle Herzenshärtigkeit, um deren willen nach seiner Meinung Moses die Erlaubnis der Scheidung gegeben habe, aufhören solle. Indem man ein Rechtsgesetz daraus machte, mußte man sich auf schlechte Praktiken einlassen für den Fall, daß die Kirche doch gezwungen wurde, in Scheidungen zu willigen. Das war ein grobes Mißverständnis. Dennoch ist erst, seit die Frau durch die strenge Einehe Lebensgefährtin des Mannes wurde, eine Schätzung der Frau nach innerlichen und bleibenden Werten und eine Vertiefung der Gefühle in der Ehe möglich geworden. Die zwei letzten Jahrhunderte einer feineren humanen Christlichkeit haben dann allerdings erst zur letzten, nun auch weit über die urchristliche hinausgehenden Schätzung der Ehe geführt. Wenn in der Gegenwart viele wieder hinter die christliche Einehe in das freie Verhältnis zurück wollen, so wissen sie nicht, was sie tun. Sie werden auch keinen Erfolg haben, denn die sittliche Entwicklung läuft niemals rückwärts, wenigstens nicht in der Aufstellung der Ideale. Die Frau gar, die die Ehe zerstören will, würde sich mit ihr zerstören. Sie hat in der Einehe alles gewonnen und mit ihr alles zu verlieren, einerlei ob sie freie Geliebte oder Nonne werden will.

Der Staat.

Auch um den Staat brandeten die Wogen des radikalen Enthusiasmus hoch auf. Die glühendste Hoffnung war ja die, daß der Staat, das Römerreich vergehen und das Gottesreich kommen werde, daß der König in Rom von seinem Stuhl

gestoßen und der König der Könige, „unser" Herr, sich die Macht und das Reich und die Herrlichkeit endlich nehmen werde: „sein" war sie ja und nicht des teuflischen Usurpators, des Tieres aus dem Abgrund. Wer die ganze Glut der anarchistischen Hoffnungen des ersten Christentums nachfühlen will, der lese einmal das erste heilige Buch, das diese Religion hervorgebracht hat, die Offenbarung des Johannes, das Buch, das einst den Herzschlag christlicher Frömmigkeit offenbarte, heute in der Kirche vergessen und verschollen, der Sektierer Traumbuch und ein eifrig behandeltes Objekt gelehrter Forschung geworden ist. Man versenke sich in die wunderbaren Bilder, in denen dies Buch den Staat und die junge Religion einander gegenüberstellt: dort das Tier, das Gewalt hat über Stämme, Völker, Sprachen und Nationen, angebetet von der ganzen Welt, und die große Buhlerin, trunken vom Blute der Heiligen, hier das Lamm auf dem Berge Zion mit den hundertvierundvierzigtausend Versiegelten, den lügenlosen Friedensmenschen, den Jungfräulichen, die sich mit Weibern nicht befleckt haben; dort die Erde von Asien bis Rom übersät mit den blutigen Leichen der Feinde Gottes, hier das himmlische Jerusalem mit seinen goldenen Straßen und diamantenen Toren, durch welche die Heiligen wandeln in seliger Ruhe. Und ihr Gott wird ihr Licht sein.

Das Christentum war eine einzige große Empörung wider den Staat, den klassischen Staat, den römischen. Die zertretene Menschheit schrie in ihm nach Erlösung von diesem Staat, seinen Kriegen und seinem „Recht". Man darf sich durch die gelehrte Meinung von der „Uebernahme" der apokalyptischen Vorstellungen aus dem Judentum, die ja ganz richtig ist, über die wahre innerliche Grundlage dieser Uebernahme und dieser Hoffnung nicht täuschen lassen. Weil das Leben im Staate die Menschen zur Verzweiflung trieb, wurden sie Anarchisten; und weil sie sittliche Menschen waren, weil ihre Kritik der „Welt", des Staates, gerade von der Liebe zu den Leidenden ausging,

wurden sie nicht Anarchisten der Tat, des Terrorismus, sondern Anarchisten des Glaubens und der Hoffnung. Der Staat sollte sterben.

Und er mußte sterben, wenn man schon allein die Grundsätze des Paulus vertrat: nicht mehr heiraten, und das Recht nicht mehr suchen, weil man über ihm steht[1]. Es ist dieselbe passive Gesinnung, die im zweiten Jahrhundert Tatian in seiner „Rede an die Griechen" (11) klassisch also ausgesprochen hat: „Herrschen will ich nicht, reich werden mag ich nicht, Offizier oder Beamter zu sein verachte ich, Unzucht habe ich hassen lernen, Seefahrten aus Habgier unternehme ich nicht, Kränze zu erringen strenge ich mich nicht an, Ruhmsucht habe ich abgetan, den Tod verachte ich, jeglicher Krankheit fühle ich mich überlegen, Kummer reibt meine Seele nicht auf." An solcher Gesinnung, wenn sie bis zum Martyrium entschlossen und wahrhaftig ist, scheitert der Staat in dem Augenblick, wo es ihr gelingt, die Mehrzahl seiner Bürger zu ergreifen. Das hat Tolstoi ganz richtig erkannt, so gut wie es die römischen Kaiser und Beamten gefühlt haben.

Vielleicht wuchsen sich diese Hoffnungen und Gedanken hier und da zu Taten aus; jedenfalls gab es die Tendenz zur Tat. Durch die ganze altchristliche Literatur hindurch zieht sich der Kampf mit einer radikalen Richtung, die augenscheinlich dem zögernden Arm Gottes zu Hilfe kommen will. Wir kennen sie heute freilich nur noch aus den ernsten Mahnungen zu Ruhe, Frieden und Besonnenheit, welche die kirchlichen Männer immer wieder aussprechen. Aber daß solche Mahnungen nötig waren, beweist genug. Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Matthäus hat Jesus das Wort in den Mund gelegt: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen!"[2] Immer wieder wird das Gebet für die Kaiser eingeschärft, und im ersten Clemensbrief ist uns ein solches Gebet erhalten, voll feiner Erinnerung daran, daß Gott es ist, der den Kaisern die

Macht gegeben hat, und voll der rührenden Bitte um Einsicht und Güte für die Inhaber dieser Macht. Ins Licht dieser Stellen ist die ausführliche Erörterung des Paulus in dem berühmten dreizehnten Kapitel des Römerbriefes zu rücken. Die Heftigkeit, mit der Paulus hier „die Obrigkeit" in den Schutz Gottes und seiner Autorität stellt, zeigt doch wohl deutlich, daß da eine radikale Stimmung unter der Oberfläche lag und gefährlich werden konnte. Im Grunde stand er doch ganz anders zu diesem Staat. Er glaubte freilich mit seinem Volke, daß alle Obrigkeit — die Engel als Menschenhüter und ihre Stellvertreter auf Erden — von Gott eingesetzt worden sei; aber nicht minder glaubte er auch, daß diese Engel, inzwischen von Gott abgefallen, die Völker in Unwissenheit, Götzendienst und Unsittlichkeit verstrickt hätten. Haben sie doch ihre jetzige gottwidrige Art auch deutlich genug verraten, als sie den Herrn der Herrlichkeit kreuzigten! [1] In Röm. 13 aber greift Paulus, als ob nichts geschehen wäre, wieder auf ihre Einsetzung durch Gott zurück; er klammert sich an den Rest ihrer ordnenden Tätigkeit, um ihre göttliche Natur zu beweisen: ihr strafendes Schwert. Und wenige Jahre nachher hatte sich dies strafende Schwert gegen ihn selbst gewandt! War es wirklich eine Macht, „vor der sich nur das böse Werk zu fürchten braucht" [2], von der es galt: „Tue das Gute und du wirst Lob von ihr bekommen"? Und was ist es, das der Apostel verlangt? „Steuer und Zoll, Furcht und Ehre" [3]. Wenn Paulus diese elementaren Forderungen mit so starken und ausführlichen Erhebungen der „Obrigkeit" stützen muß, so ist deutlich, daß der Gegensatz der Radikalen stark war. Aus demselben Grunde, aus dem Luther sich so heftig gegen die Bauern ausgelassen hat, hat Paulus die starken Ausdrücke gebraucht, die in Zeiten der Reaktion immer wieder die Lehre vom beschränkten Untertanenverstand haben rechtfertigen sollen: es galt, die Sache der Religion frei zu halten von der politischen und sozialen Revolution.

Eine wirkliche Staatsgesinnung, gar die christliche, predigt darum Röm. 13 dennoch nicht, obwohl Paulus ausdrücklich verlangt, man solle die Obrigkeit nicht bloß „um des Zornes", der Strafe Gottes willen, sondern „um des Gewissens willen" fürchten, ihr gehorsam sein und Zoll und Steuer zahlen. Denn er selber hat seine Gemeinden ausdrücklich und mit scharfen Worten davon zurückgehalten, vor das staatliche Gericht, das „Gericht der Ungerechten", wie er es nennt, zu gehen. Gar den Staat in seiner anderen elementaren Lebensäußerung, im Krieg, zu unterstützen, ist ihm so wenig in den Sinn gekommen wie den Christen der ersten hundert Jahre überhaupt, von denen die Frage, ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können, niemals auch nur aufgeworfen worden ist. Uebrigens hat Paulus auch mit keinem Gedanken an den Staat seines eigenen Volkes gedacht, der ja zu seiner Zeit noch bestand. Sein Volk kommt ihm immer nur als Volk — und als solches liebt er es — oder als Religion — und als solche bestreitet er es — in Betracht.

Die Probleme Christentum und Staat, Kirche und Staat haben dann durch die Jahrhunderte hindurch die außerordentlichsten Wandelungen erfahren; es ist unmöglich, sie hier auch nur zu überblicken. Daß das, was Paulus sagt, so wichtig es für ein friedliches Sicheinleben des Christentums in die Welt war, auf unseren heutigen Staat nicht mehr paßt, ist klar genug. Eine „christliche" Obrigkeit und eine „Obrigkeit", an der alle Staatsbürger teilnehmen, wie es im konstitutionellen Staat der Fall ist, muß nach ganz andern Maßstäben sich selber richten, als nach den Worten, mit denen Paulus seinen Gemeinden eine heidnische, gänzlich unbeeinflußbare Regierung erträglich gemacht hat.

Soziale Fragen.

Auch in die sozialen Fragen hat die junge Religion und die Gemeinschaft, die aus ihr erwuchs, eingegriffen. Eine soziale Frage gab es damals so gut wie heute.

Was unsere Arbeiterfrage ist, war damals die Sklavenfrage. Die letzten Jahrhunderte vor Jesu Geburt sind in Griechenland und in Italien erfüllt von sozialen Parteikämpfen, die sich in gewaltigen Sklaven- und Proletarieraufständen entladen. Revolutionäre, sozialistische und anarchistische Tendenzen, aus der wirtschaftlichen Not geboren, brechen überall hervor, und bereiten den Boden für die kommenden Erlösungsreligionen, in denen die Verzweiflung an der äußern Welt sich glaubend zur ewigen Welt innerer Größe und Freiheit oder zur jenseitigen Welt einer mehr geistigen oder mehr körperlichen Seligkeit erhebt. Beides hat auch die von Paulus gepredigte Religion den Menschen geschenkt.

Aber sie gab ihnen noch mehr. Wie die Stoa später unter ihren großen Lehrern einen Kaiser und einen Sklaven zählte, so galt es auch im Christentum: „Hier gibt es nicht Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Weib; alle sind Einer in Christus“ [1]. Das waren nicht Worte wie heute. Hier waren alle gleich, alle Brüder. Und doch wollte Paulus so wenig wie die Stoa die Revolution. Wie diese hat er versichert, daß ein Sklave nach seinem inneren Menschen — in seiner christlichen Sprache „in Christus“ — ein freier Mann und umgekehrt der freigeborene Christ nichts als ein Sklave Christi sei! Daß das nur auf ganz große Naturen zutrifft, für den Durchschnitt aber das Sklavereiverhältnis auch die größte sittliche Gefahr birgt, hat Paulus entweder nicht gesehen, oder es war auch hier wieder das Bedürfnis maßgebend, daß die Gemeinde sich ruhig in der Welt einleben könne, daß möglichst alle Reibungen und Kämpfe vermieden werden sollten. „Jeder soll in dem Stande bleiben, in dem ihn der Ruf Gottes erreicht hat!“ das ist der übergeordnete Gesichtspunkt, den Paulus selber geltend macht [2].

In dem reizenden kleinen Brief an Philemon hat Paulus selber nach diesen Grundsätzen gehandelt. Einen jungen Sklaven, der einst seinem Herrn, dem Philemon, entlaufen, inzwischen

vom Apostel bekehrt und sein Gehilfe geworden war, hat er mit diesem Brief seinem christlichen Herrn zugeschickt und es diesem anheimgestellt, ob er ihm den Mann als Helfer lassen wolle. Ausdrücklich erklärt der Apostel sich bereit, etwaigen Schaden, den der Herr gehabt hat, zu vergüten. Ebenso klar aber ist auch das neue innerliche Verhältnis des christlichen Herrn zu seinem Sklaven gewahrt: „Vielleicht hast du ihn gerade deswegen eine Zeitlang verlieren müssen, damit du ihn auf ewig zurückerhalten solltest, nicht mehr als Sklaven, sondern als einen viel Höhern, als einen geliebten Bruder!"

Das Unerträgliche der Sklaverei ist erst in der neuen Zeit restlos empfunden worden. Auch hier hat es Jahrhunderte gedauert, bis die religiösen Motive die Welt überwunden hatten. Die Kirche selber hat freilich fast gar nichts zur Reform getan, sondern ist bei der wunderlichen Mischung innerer voller Anerkennung — um 220 war ein Sklave Bischof von Rom — und äußerlicher konservativer Haltung stehen geblieben. Sie hatte sogar ihre innere Freiheit fast ganz dem Himmel überlassen, als in der Neuzeit die große Bewegung für die Abschaffung der Sklaverei einsetzte. Das christliche Gewissen mußte sich ohne sie und neben ihr her Bahn brechen. Hier hat selbst Luther nicht klar genug gesehen, da der Bauernaufstand ihm die Revolution zu schrecklich zeigte.

Entschiedener war die junge Religion zuerst für die Höherstellung der Frau. Sie hat das Wort „Hier gibt es nicht Mann und Frau" sofort nicht bloß religiös, sondern auch kirchlich-organisatorisch gemeint. In den Gemeinden des Paulus wenigstens war die Frau ebensogut „Dienerin" und „Vorsteherin" — in dem noch zu erörternden Sinn — wie der Mann Diener und Vorsteher der Gemeinde. Beten und Prophetenreden halten durfte die Frau in der Versammlung wie der Mann [1]. Dennoch hat Paulus auch hier gewollt, daß die Schranken der Sitte soweit möglich innegehalten werden sollten. Er hat den Frauen verboten, den Schleier — die dichte orientalische Kopfhülle, die

das Gesicht ganz verbirgt und beim Reden sehr hinderlich ist — abzulegen. Die Gründe, die er anführt, daß nämlich das Weib, das ohne Schleier ist, ihr Haupt, ihren Mann, um dessen willen sie geschaffen sei, beschimpfe[1], und daß sie „um der Engel willen", wahrscheinlich, um diese nicht zu verführen oder nicht Macht über sich gewinnen zu lassen, eine „Macht", einen Gegenzauber gleichsam, auf dem Haupte tragen soll[2], muten uns mit ihrem rabbinischen Beigeschmack sehr primitiv an und haben wenig Beweiskraft. Paulus hat auch wohl selbst gemerkt, daß hier mehr sein Gefühl als seine Logik redete, und zum Schluß jeden Einwand mit der barschen Zurechtweisung erledigt: „Wir kennen solche Sitte nicht und auch nicht die Gemeinden Gottes!"[3] Sein eigentlicher Grund war ein Gefühlsgrund; es war ihm einfach unanständig, daß eine Frau den Schleier abnahm. — Daneben fürchtete er wahrscheinlich Verleumdungen der Gemeindefeiern, wie sie nachher gang und gäbe wurden.

An einer andern Stelle desselben Briefes[4] steht freilich das glatte Verbot: „Wie in allen Gemeinden der Heiligen, so sollen die Frauen in den Versammlungen schweigen; denn es ist ihnen nicht gestattet zu reden, sondern sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt (!). Wenn sie aber etwas lernen wollen, so sollen sie zu Hause ihre eigenen Männer fragen; denn es ist unanständig für eine Frau, in den Versammlungen zu reden!" Hier ist aber aus verschiedenen sachlichen wie sprachlichen Gründen ein Einsatz von späterer Hand anzunehmen und nicht nach künstlichen Vermittlungen zwischen diesem scharfen Satz und seinem Gegenteil wenige Kapitel vorher zu suchen. Solche späteren Zusätze können uns nicht erstaunen. Ist doch um das Recht der Frau, im Gottesdienst zu reden, die folgenden Jahrhunderte hindurch ein erbitterter Kampf im Christentum ausgefochten worden. Die Kirche ist dabei immer weiter von ihrer ursprünglichen Freiheit zurückgewichen, ganz gewiß um des bürgerlichen Anstandes willen.

der damals solche Freiheit des öffentlichen Auftretens der Frau nicht duldete. Bis heute haben wir die Nachwehen davon noch deutlich genug. Einst hatte der religiöse Enthusiasmus das Christentum in die vorderste Reihe des Fortschritts gerückt, als die Frau sich ihre Stellung neben dem Mann erkämpfen wollte; heute ist die konservative Macht der Kirche die letzte öffentliche Einrichtung, die sich sträubt, die Gaben der Frau, auch ihre Gabe des Wortes in ihren Dienst zu nehmen. Die Sekten sind hierin oft fortgeschrittener und „urchristlicher" als die großen Konfessionen.

Nach außen sollte die veränderte Stellung der Frau damals freilich auch nichts bedeuten. Es lag auch nicht in der Macht der jungen Gemeinde, anders als durch Umbildung der Sitte nach außen zu wirken; da ist denn die antike und orientalische Sitte, von der Verschleierung angefangen, auf die Dauer mächtiger gewesen, als der neue Geist.

Glaube und Arbeit.

Enthusiasmus, Weltklugheit und bürgerlicher Anstand, sie trafen endlich noch einmal feindlich zusammen in der Frage der Arbeit und des Eigentums. Stand der Weltuntergang vor der Tür, so war jede Arbeit überflüssig, die nicht Rettung der Seelen war. Und die brüderliche Liebe hatte allzeit offene Hände. War man auch nicht reich, so konnte man doch, was man hatte, gar nicht verzehren, bis der Tag des Herrn kam! Denn konnte er nicht morgen, übermorgen, zu jeder Stunde kommen? — Aber so edel diese Phantasie sein mag und so opfergewaltig die Liebe, stets wird der Tag kommen, an dem nur noch ein Schritt ist bis zur Bettelei und zum Geschwätz. In Jerusalem hatte bereits der Enthusiasmus, der alles hingab, die Gemeinde arm gemacht und zum Bitten um Gaben bei den Heidenchristen genötigt. Als sich in Thessalonich die gleiche Gefahr von ferne zeigte, hat Paulus energisch gegen

sie gesprochen, wenn auch mit liebevollen und lobenden Worten: „Von der Bruderliebe braucht man euch nicht erst zu schreiben; ihr habt in Gottes Schule selbst gelernt, euch untereinander zu lieben und beweist es ja auch an allen Brüdern in ganz Mazedonien. Wir ermahnen euch aber, Brüder, noch mehr zu tun und eure Ehre darein zu setzen, stille zu sein, eure Berufsarbeit zu tun und mit euren Händen zu arbeiten — wie wir es euch anbefohlen haben —, damit ihr im Wandel nach außen wohlanständig seid und niemandem zur Last zu fallen braucht“ [1]. Man sieht, die Kirche konnte auch ein so edles und hohes Gebot des Enthusiasmus wie das Wort Jesu: „Gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen!“ nicht aufrecht erhalten. Geben und Hingeben, ja — aber im Rahmen bürgerlicher Arbeit und des Berufes, so mußte Paulus Jesu Wort wandeln. „Und wenn ich meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht“ — auch über diese Erfahrung führt der sittliche Weg vom Enthusiasmus zur Kirche. Und an die kirchliche Ehre hat Paulus hier ebenfalls wieder appelliert: „wohlanständig nach außen!“

Die Anfänge der Organisation.

Durch alle Gefahren, die von außen die junge Gemeinde zu erdrücken und von innen zu zerreißen drohten, hat Paulus sie sicher hindurchgeführt. Er tat es lediglich mit der Macht seines Wortes, ohne äußere Mittel zur Verfügung zu haben, fast ohne irgendeine Organisation, die ihm geholfen hätte, Ordnung zu schaffen. Denn an Beamte oder gar an Priester hat Paulus am allerwenigsten gedacht; und so deutlich auch in seinen Gemeinden und mit seiner Hilfe die ersten Grundlagen kirchlicher Organisation und kirchlicher Autorität geschaffen worden sind oder besser: sich gebildet haben, so klein sind denn auch in der Tat gerade hier die Anfänge. Freilich ist alles, was geschah, darum nicht weniger interessant, wie alle Anfänge in der Welt.

Gaben und Dienste. Der Anfang der Aemter.

Daß man die „Ekklesia", wie Paulus sie kennt, das von Gott selbst berufene und von seinem Geist regierte Gottesvolk, den von Christus durchwalteten Leib organisieren könne oder müsse, der Gedanke lag ihm ganz fern. Organisation, wozu? Menschliche Gemeinschaften, Gewerkschaften, Sterbekassen, Vereine und was es damals gab, brauchen freilich eine Organisation, damit alles recht zugehe. Aber hier sorgte ein anderer für Ordnung: Gottes Geist, denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung[1], Christus, denn alle sind Glieder des Christus, und kann der Christus zerrissen werden?[2] Es liegt ein ungeheurer Enthusiasmus in diesem Vertrauen auf den neuen Geist, der in diese Häuflein eingezogen war, die aus „nicht viel Weisen, Mächtigen und Edelgeborenen"[3] bestanden. Und trotz aller bösen Erfahrungen, die dieser Enthusiasmus gemacht hat, ist er nicht zu schanden geworden.

Ebenso stark drängte wieder die Zukunftserwartung den Gedanken an eine Organisation zurück. Wenn das düstere Rot des Morgens am Himmel brannte: war es vielleicht ein Vorbote des gewaltigen Feuerstroms, der, alles Böse vernichtend, vom Himmel stürzen sollte? Und wenn des Abends die goldnen Strahlen wie Speere durch den Himmel schossen: waren es die Waffen der Engel, die hervorbrachen, um zu vernichten: war es das Glänzen ihrer Sicheln, mit denen sie die Ernte schneiden sollten? Heute, morgen, alle Tage konnte der Himmel sich öffnen, konnte die letzte Posaune erschallen, welche die Leichen aus den Grüften ruft. Und da sollte man den Gedanken einer Organisation fassen? Nein, Paulus dachte gar nicht daran, dachte so wenig daran, daß er nicht einmal seinen kleinen Sondergemeinden ein Ortsstatut gab.

Aber ein anderer dachte und arbeitete für ihn, eben „der heilige Geist". Er „gab" den Christen „Charismen", Gnaden-

geschenke, die vorher keiner an ihnen gekannt hatte, Gaben des Wortes und des Dienstes; nicht bloß Zungenrede, Prophetie und Lehre, sondern auch Gaben der „Hilfeleistung" und „Leitung"[1], des „Mitteilens", „Vorstehens" und „Almosengebens"[2]. Wenn das „Vorstehen" so mitten zwischen Geben und Almosen steht, kann es noch nicht in dem späteren Sinne des Regierens gemeint sein; es heißt vielmehr „schützen", „vertreten", es meint ein Patronatsverhältnis. Wie jede echte Regierung auf Erden ist auch die christliche ursprünglich kein Recht, auch nicht eine Pflicht, sondern natürliche Ueberlegenheit, Großmut und Liebe, Schützen und Helfen gewesen. So war das, was der heilige Geist schuf; er gab nicht bloß wunderbare Reden, in Begeisterung überquellende Herzen, sondern er machte die Hände auch zum Geben, Helfen und Dienen bereit.

Das war die erste Organisation, eigentlich eine Ablehnung aller Organisation, nach Jesu Wort: Wer unter euch der erste sein will, sei aller anderen Diener![3] Da war Stephanas in Korinth, „das Erstlingsopfer" Achajas an Gott[4]; was war natürlicher, als daß er sein Haus der kleinen Schar von Gesinnungsgenossen öffnete, ihnen das Zimmer bereit machen ließ zu ihren Versammlungen? Aber andere wollten helfen, mitarbeiten und auch etwas tun[5]. In Kenchreä ist eine Frau, Phöbe, der Gemeinde das gewesen, was in Korinth Stephanas war. Und wenn sie „Dienerin" heißt und Paulus außerdem von ihr sagt: „Steht ihr in allen Geschäften bei, wie sie euer bedarf; *denn auch sie* ist „vielen und auch mir selbst Vorsteherin gewesen"[6] — so sieht man wieder, daß Vorstehen nicht ein Amt, sondern eine Hilfeleistung, Vertretung vor Gericht, bei Behörden u. ä. gewesen ist. Das war die Organisation der ersten Gemeinden. Es war die Ablehnung aller der Mittel, die sonst Menschen brauchen, um zu regieren, und das Vertrauen auf die zwei großen Mittel des Wortes und der helfenden Liebe, an die nicht nur die Welt,

sondern auch die Christenheit bis auf den heutigen Tag nicht recht glauben will.

Und hat die Entwicklung diesen Ungläubigen nicht Recht gegeben? Lag nicht von Anfang an mehr in diesen „Gaben", als es scheinen kann, mehr Autorität und mehr Gewalt? Schon im ersten Thessalonicherbrief, also ehe die Stellen, von denen wir eben ausgingen, geschrieben waren, sagt Paulus: „Wir bitten euch, Brüder, daß ihr diejenigen anerkennt, die sich für euch mühen und euch vorstehen im Herrn und euch zurechtweisen, und daß ihr sie recht hoch haltet in Liebe um des Werkes willen, das sie tun"[1]. Und später im Philipperbriefe[2] heißt eine Gruppe von diesen Leuten schon „Aufseher" (*episkopos*, Bischof): ein Wort, das seine Tendenz zur Regierungsgewalt immer wieder beweist, das einzige wohl, das die ersten Christen den heidnischen Kultvereinen entlehnt haben. — Das ist richtig; aber es war alles doch ganz anders als später; es war in den paulinischen Gemeinden das „Zurechtweisen" und „Aufsichtführen" doch noch als ein Liebesdienst gedacht, den man dem andern leistet; man beachte in dem Zitat das erste und. Freilich liegt es so nahe, daß die Menschheit, die ja stets nach Autorität und Führung schreit, nachdem sie einmal gelernt hatte, aus Liebe und Höflichkeit sich unterzuordnen, auch hier wieder lernte, sich Herrscher zu schaffen.

Noch aber blieb der Enthusiasmus und der Glaube an den heiligen Geist. Das Christentum hat immer an die Masse geglaubt. Freilich nicht an die Masse als solche; aber es hat gewagt, in der Masse Menschen zu sehen und an den bekehrten, den begeisterten Menschen zu glauben. Diese kleinen Gemeinden eben getaufter Menschen sollten sich selbst regieren, ihre Begeisterung sollte sie regieren. Paulus sagt das nicht nur, sondern er handelt danach: alle Dienste, die einzelne tun, verlangt er von allen; alle „Rechte", die einzelne haben, gibt er allen: „Brüder, wenn auch ein Mensch von einem Fehler übereilt wird, ihr, die Begeisterten, weist den betreffenden im

Geist der Sanftmut zurecht, und sieh auf dich, daß du nicht selbst in Versuchung fällst!“ [1] „Wir ermahnen euch, Brüder, weist die zurecht, die sich nicht fügen wollen, tröstet die Kleinmütigen, nehmt euch der Schwachen an, seid geduldig mit allen!“ [2] Das Zurechtweisen wie das „Vorstehen“ kann und soll also jeder in der Gemeinde, soll die ganze Gemeinde üben. Was sie beschließt, das ist eine Offenbarung des Geistes, selbst einen bloßen Mehrheitsbeschluß erkennt der Apostel an [3]. Sie übt die Sittenzucht ihrer Mitglieder, sie setzt Leute ein, die Streitigkeiten zwischen den Gemeindegliedern schlichten sollen [4], sie wählt Kommissionen für besondere Angelegenheiten wie die Kollekte [5]. Die Versammlung aller ihrer Glieder ist noch beschlußfassendes und ausführendes Organ, in den kleinen Verhältnissen das Nächstliegende und Einfachste.

Wurden die Gemeinden größer, so blieb eine Erinnerung an ihre ersten Tage in den Hausgemeinden zurück, denen wir schon 1. Kor. 16, 19 und Röm. 16 begegnen. Die Familie und das Gesinde, Freunde und Verwandte bildeten einen Kreis, der in selbständiger Weise sein Christentum pflegte. In Verfolgungen, wenn die Gesamtgemeinde ganze Zeiten hindurch zersprengt war, haben diese Hausgemeinden das Christentum am Leben gehalten und gerettet. Sie sind aber doch, um der Gesamtorganisation willen und weil die „Irrlehrer“ an ihnen den stärksten Rückhalt hatten, im zweiten Jahrhundert von den Bischöfen und anderen kirchlichen Männern erdrückt worden. Ignatius in Syrien und Hermas in Rom zeigen uns den Kampf gegen sie im vollen Ausbruch.

Das Einheitsband der ersten Gemeinden unter einander war die Liebe und — ihr Apostel. In ihm symbolisiert sich gleichsam die Einheit der Ekklesia. Seine Briefe und seine Schüler, die er mit Antworten und Aufträgen schickte [6], waren die Organe seiner „Zentralgewalt“, durch sie hielt er die Tradition seiner Lehre aufrecht: „Ich ermahne euch, seid meine Nachahmer. Eben deshalb habe ich euch auch den Timotheus

geschickt, der mein liebes und treues Kind ist im Herrn. Der soll euch an meine Wege in Christus (= christliche Regeln) erinnern, wie ich überall in jeder Gemeinde lehre."[1] Er unterstützt diese seine Boten auch mit seiner Autorität: „Wenn Timotheus kommt, so sorgt dafür, daß er sich bei euch nicht zu fürchten braucht. Denn er arbeitet am Werke des Herrn wie ich auch. Darum soll ihn niemand gering achten!"[2]

Mit dem, was wir betrachtet haben, sind die Anfänge aller kirchlichen Organisation erschöpft. Von ihnen aus entwickelten sich die großen regierenden Gewalten der späteren Zeit.

Enthusiasmus und Sekte. Bekenntnis und Liturgie.

Wenn man einen urchristlichen Gottesdienst besuchte, ohne an ihn gewöhnt oder mit ihm bekannt zu sein, so mußte man gewaltige und hinreißende, aber auch seltsame und befremdende Eindrücke bekommen. Die Menschen, die in dem einfachen Zimmer standen oder auf den Knien lagen, waren in einer auffallenden Erregung. Man sah es ihnen an, daß es in ihnen gärte und arbeitete, daß da etwas lebte, das zum Licht wollte, daß jeder von denen, die da zusammenkamen, „einen Psalm, eine Lehre, eine Offenbarung, eine Zungenrede, eine Auslegung hatte."[3] Und wes das Herz voll war, des ging der Mund über in Seufzen und Jauchzen, in Singen und Reden, in Mahnung, Tröstung und Gebet. Wild und jäh brach die „Zungenrede" mitunter aus. „Sie sind voll süßen Weines", so sagten nicht bloß Spötter[4]. „Wer es nicht kennt, muß meinen, ihr wäret verrückt", urteilt selbst Paulus[5] vom Ueberschwang der Zungenrede. Freilich wer Sinn hat für das Gewaltige im Menschen, das stärker ist als sein bewußtes Leben, mächtiger als ererbte Schamgefühle und die natürliche Scheu vor dem öffentlichen Bekennen und Reden, den kann auch das Stammeln und Jauchzen der Zungenrede, den kann auch

ein Amen und Hallelujah mächtig ergreifen, das andern nur Spott und Abscheu auf die Lippen ruft. Paulus verstand aber auch die Regungen des Widerwillens und mahnte deshalb seine Gemeinden davon ab, sich allzu oft und in zu großer Zahl der Zungenrede hinzugeben, die Prophetie, die Gabe begeisternder verständlicher Rede, sollten sie mehr pflegen. Denn auch der Fremdling und Laie, der in die Versammlung komme, werde von ihr mächtig ergriffen und erschüttert werden. Wenn sie so in klaren, machtvollen Worten mit der Sicherheit des Menschen, der gelitten und gerungen und sich gesehnt hat wie der Fremde, der voll Erwartung eine solche Versammlung besucht, die geheimsten Tiefen seines Herzens aufdeckten, dann werde er niederfallen und bekennen: „Wahrhaftig ist Gott in euch!“ [1] Das war keine Phrase, Paulus sprach aus Erfahrung. Wie bei einigen jener Spott: Sie sind voll süßen Weines, so ist bei anderen gewiß auch dieses Bekenntnis: Sie sind des Gottes voll, die Antwort auf die gewaltigen Eindrücke einer solchen urchristlichen Versammlung gewesen.

Aber die Wucht der Begeisterung, diese Gewißheit, unmittelbar ein Organ des heiligen Geistes zu sein, Offenbarungen der Gottheit künden und deuten zu können, und jener unwiderstehliche Drang zum Bekennen, Reden und Lobpreisen, barg ebenfalls schwere Gefahren in sich, die den Bestand der jungen Religion und ihrer Gemeinschaft in Frage stellen konnten.

Einmal lag die Gefahr nahe, daß das Christentum in einen orgiastischen Kultverein ausartete. Was dann alles in der ekstatischen Raserei der Zungenrede vorkommen konnte, war nicht abzusehen. Muß doch Paulus auf eine Anfrage der Korinther hin erst ausdrücklich erklären, wenn jemand ausrufe „Verflucht sei Jesus“, so sei da kein heiliger Geist mehr wirksam, sondern dämonischer Einfluß! [2] Daran kann man ermessen, was alles vorgekommen sein mag. Daß selbst solche Flüche auf Jesus ausgestoßen worden sein können, ist

dem nicht unglaublich, der weiß, wie in der Ekstase und im Traum gerade auch das unterdrückte und gewaltsam zurückgestoßene Leben der Seele sich mächtig flutend Bahn bricht. Aber wenn auch nur ähnliches vorkam, so war das erschreckend und die Gefahr groß genug. Für das sittliche Leben hatten die Geistesgaben nicht geringere Gefahren im Gefolge: Eitelkeit und Streitigkeiten zwischen denen, die reden wollten, virtuosenhafte Ueberschätzung der Formen des frommen Lebens und Unterschätzung der Sittlichkeit, das sind die Begleiterscheinungen, die sich jeder „Schwärmerei" so leicht anhängen. In Korinth und in andern Paulinischen Gemeinden war das nicht anders. Weiter: Die Virtuosen, die „Geistesmenschen" im besonderen Sinne, spalteten nicht nur die Gemeinden in Parteien, sondern sie brachten auch das Christentum in die Gefahr, seinen Stifter zu verlieren. Man fing in Korinth schon an, sich nach Paulus, Apollos und Petrus zu nennen, ja bereits trat der Christen-Name als Feldgeschrei einer besonderen Partei der allein wahren Christen neben diese drei[1].

Gegen beiderlei Gefahren hat Paulus die überragende Stellung Jesu betont. Ein Mensch, der in der Ekstase nicht mehr Jesus seinen Herrn nennt, ist von einem Dämon besessen; ein Mensch, der den Leib des Christus zerreißt, sich oder einen andern seiner Jünger zum Parteihaupt macht, vergeht sich an der Gemeinde Gottes, dem Leibe Christi, dem Tempel des heiligen Geistes: „Wißt ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt! Wer aber den Tempel Gottes [durch Streit oder Parteiung] verdirbt, den wird Gott verderben. Denn der Tempel Gottes ist heilig, das seid ihr .... So rühme sich keiner eines Menschen, es ist alles euer: heiße es Paulus, Apollos, Kephas, Welt, Leben, Tod, Gegenwart, Zukunft, alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes."[2] Auch die höchsten Geistesträger, die Apostel, die alle Gaben in sich vereinigen, sind nur Lehrer und Diener der Gemeinde Gottes, ihr zu gut, Verwalter der

Geheimnisse Gottes. Jesus Christus aber ist viel mehr, er ist Grund des ganzen Baues, der Grund, der bleibt und ein für allemal gelegt ist[1]. Jesus, der Herr, und die Gemeinde Gottes, das sind die unerschütterlichen Felsen, an denen die alles verwaschenden Wogen eines enthusiastischen Virtuosentums abprallen.

Ueber die Einheit der Gemeinde Gottes hinüber in die Einheit ihrer großen übersinnlichen Besitztümer greift der Apostel an anderer Stelle, um den Kampf und die Unordnung unter den Geistesgaben in ihrem Unrecht aufzudecken: „Wohl gibt es Unterschiede in den Gnadengaben, aber es ist ein und derselbe Geist; Unterschiede in den Dienstleistungen, aber es ist ein und derselbe Herr; Unterschiede in den Kraftwirkungen, aber es ist ein und derselbe Gott, der alles in allen wirkt“[2].

In diesem Zusammenhang hat Paulus also das erste christliche Bekenntnis geschaffen oder besser das bereits vorhandene Wort „Jesus der Herr“ als das Merkmal angegeben, das göttlichen und widergöttlichen Geist voneinander scheide[3]. „Wenn du mit deinem Munde bekennst, daß Jesus der Herr sei, und in deinem Herzen glaubst, daß Gott ihn von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet werden; denn mit dem Herzen glaubt man — und wird gerecht, mit dem Munde bekennt man — und wird gerettet“[4]. Das ist der Anfang jener unzähligen Versuche, das Christentum als ein Bekenntnis zu Jesu göttlichen Würde zu definieren, Versuche, die je mehr sie ins einzelne gingen, um so weiter die Blicke vom wesentlichen abgelenkt haben. Man versteht, warum Paulus so formulieren mußte. Seine Formel ist dann auch noch nicht gefährlich, wenn man so wie er den Nachdruck darauf legt, daß Jesus und nicht ein anderer — der Kaiser, oder einer der Götter — Herr sei. Aber die Kirche hat immer stärker das Prädikat betont und ausgebildet und damit die Blicke von dem Wesentlichen, dem, der da Herr ist, und von seiner Sache abgelenkt.

Neben das Bekenntnis tritt das Innerlichste: die Demut und die Liebe. Die vielen Glieder am Leibe des Christus sollen sich nicht übereinander erheben und einander gering achten, jedes ist gleich bedeutungsvoll und darum soll ein jedes seinen Dienst tun. Damit wendet er sich zu den schönsten und tiefsten Gedanken, die er jenem hochmütigen Pochen auf virtuose Frömmigkeit entgegensetzt. Höher als die Geistesgaben ist die höchste Gabe der Liebe. Ihr singt er gerade in diesem Zusammenhang dann das hohe Lied, das durch die Jahrhunderte hindurch geklungen hat (S. 153 ff.), immer in scharfer Beziehung zu den größten Erscheinungen des religiösen Enthusiasmus. Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen reden könnte, wenn ich die Prophetie hätte und Glauben zum Bergeversetzen, wenn meine religiöse Begeisterung bis zum vollen Opfer der Güter, selbst des Lebens ginge — ohne die Liebe wäre das alles nichts! Religion ohne Sittlichkeit ist die feinste Selbstsucht, welche die Erde kennt. Und dann beschreibt Paulus die Liebe mit ihren kleinen und doch so gewaltigen Forderungen, daß jeder gestehen muß: wer so lieben kann, wer so tragen und dulden, arbeiten und sich freuen kann, der muß wirklich den heiligen Geist, jene große neue Seelenkraft im Vollmaß besitzen. Die Liebe muß in der Tat die größte Geistesgabe sein; denn sie fordert die größte Kraft im Alltäglichsten und Kleinsten. Daß Paulus das hat sagen und eindringlich machen können, das ist für das Christentum aller Zeiten wichtig geworden: religiöse Selbstsucht hat in ihm keine Stelle, Fanatismus und Virtuosentum sind in ihm unechte Eindringlinge. Das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs ist von der höchsten kirchengeschichtlichen Bedeutung; es ist das Grundgesetz einer wahren christlichen Kirche, die kein anderes Bekenntnis hat als die Tat und kein anderes religiöses Lebendigsein kennt als die Liebe zu Gott und den Menschen. Wie sehr Paulus hier im Sinne Jesu gesprochen hat, braucht man nicht zu beweisen.

Von hier aus hat er nun auch den Zweck des Gottesdienstes im engeren Sinne bestimmt und gefordert, daß alles, was dort geredet und gesagt werde, der „Erbauung" diene. Damit meint er nicht eine ästhetisch-mystische Erhebung, sondern sittliche Förderung, ja er nennt es einmal ganz einfach mit einem unter uns für die Predigt verpönten Worte: Unterricht[1]. Er, der große Mystiker, der mehr als alle mit Zungen redet, der alle Entzückungen der Ekstase kennt, in alle Wonnen der Andacht eingedrungen ist, er will in der Gemeindeversammlung lieber fünf Worte verständiger Rede sprechen als unzählige voll ekstatischer Dunkelheit. Geh in dein Kämmerlein, wenn du mit Gott sprechen willst – das ist der Grundsatz auch seiner Frömmigkeit, wenn er gleich im Sprechen von dem, was er erlebte, bei weitem nicht so zurückhaltend wie Jesus war.

Neben diese sittlichen Grundsätze hat Paulus auch hier die ersten äußerlichen Anordnungen gestellt, die Anfänge der Liturgie. Sie gehen von dem obersten Gedanken aus, daß Gott ein sittliches Wesen und darum ein Gott der Ordnung ist, deshalb soll alles wohlanständig und in Ordnung geschehen[2]. Während einer Versammlung sollen höchstens zwei bis drei Zungenredner auftreten und einer soll ihr unverständiges Stammeln, Jauchzen und Singen in klarer Rede nachträglich erklären. Auch von Propheten dürfen nur zwei oder drei sprechen, die andern sollen schweigend dasitzen und das Vorgetragene beurteilen. Und damit nie durcheinander geredet werde, soll der Redende sofort schweigen, wenn sich einer der Dasitzenden gedrungen fühlt zu sprechen. Eine scheinbar sehr seltsame Bestimmung, aber leicht erklärlich, da man annahm, daß derselbe Geist in allen spreche und also, wenn er ein neues Instrument erwähle, damit ankündige, daß das frühere jetzt zu tönen aufhören solle. Den Einwand, daß der Redende doch fühlen könne, er habe noch manches zu sagen, schlägt Paulus mit dem Satze nieder, daß die Propheten-

geister, jene „Zerteilungen“[1] des heiligen Geistes, den Propheten untertan seien.

Auch beim Abendmahl drohte Unordnung, Streit und Eifersucht; aber sie kam nicht von einem Ueberschwang der Begeisterung, sondern von der natürlichen Leidenschaft und den eingewurzelten Untugenden der neuen Christen her. Eine tiefer eindringende Betrachtung sieht dennoch beides nicht in einem Gegensatz, sondern versteht, wie es im letzten Grund hier wie dort dieselben psychischen Anreize waren, die wirkten. Denn Begeisterung ist, wie Paulus richtig gesehen und 1. Kor. 13 gesagt hat, an sich noch keine Tugend: auch sie wird erst durch den Inhalt, auf den sie sich richtet, geheiligt. Und den „Geistesmenschen“, die nicht liebend dienen, sondern bewundert über die Seelen der andern herrschen wollten, mußte er denselben Vorwurf machen wie denen, die beim Abendmahl Unordnung und wüstes Wesen hervorriefen. Nur, daß er hier viel schroffer auftritt; denn viel nackter, wenn auch vielleicht nicht unentschuldbar und voll bewußt, machten sich hier alte Untugenden breit, Hochmut und Trunksucht. Um davon überhaupt die Möglichkeit zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß das Abendmahl zu einer sakramentalen Feier geworden war, in der man während einer wirklichen Mahlzeit himmlischen Güter mit „Jauchzen“, wie die Apostelgeschichte sagt, in sich aufzunehmen glaubte. Man dachte gar nicht mehr an den Tod Jesu, sondern nur noch an die Freude des Genusses; und manchen ward unter der Hand auch noch diese Freude zu einer recht irdischen; sie „unterschieden nicht mehr den Leib des Herrn“, nämlich von einem gewöhnlichen Mahl. Andererseits war der Gegensatz zwischen Reich und Arm doch noch nicht so überwunden, daß es nicht Reiche gegeben hätte, die „etwas früher kamen“, um sich zusammenzusetzen und so ihre Mahlzeit vorwegzunehmen. Da schlemmte denn der eine und der andere hungerte, so sagt es der Apostel selber[2]. Dem gegenüber hat Paulus weniger

an die Liebe als an die stolze Einheit der Gemeinde Gottes und an den Ernst der Stunde erinnert, in der das Mahl gestiftet wurde. Das tut zu meinem Gedächtnis!

In diesem Zusammenhang steht übrigens auch der berühmt gewordene Satz vom unwürdigen Genuß des Abendmahls[1], der durch seine verkehrte Verwendung im Katechismusunterricht und in Beichtgottesdiensten das Abendmahl zu einem Akt des Grauens und Entsetzens vor allem für viele Kinderseelen gemacht. Es ist wahrlich Zeit, daß man den Spruch in seinem schlichten ursprünglichen Sinn verstehe und alle falschen dogmatischen Deutungen beiseite lasse. Jenes unwürdige Genießen des Abendmahls im Sinne des Paulus ist, wie aus dem Zusammenhang deutlich hervorgeht, einzig und allein das wüste Treiben, das sich in Korinth eingeschlichen hatte, ein unwürdiger Genuß, der heute schon einfach durch die Form unsrer Feier unmöglich gemacht ist.

Todesernst und Ehrfurcht sind die innern Mächte, mit denen Paulus hier das Unheilige bannte. Neben das Innerliche tritt die Ordnung, die erste liturgische Form des Abendmahls; noch sehr einfach: „Daher, meine Brüder, wenn ihr zum Essen zusammenkommt, wartet aufeinander. Wenn einer hungert, soll er zu Hause essen, damit ihr nicht euch zum Gerichte Versammlung haltet“[2]. Noch bleibt das Abendmahl ein Mahl, aber das Essen bleibt nicht mehr die Hauptsache; der Sinn des Ganzen, das dabei gesprochene Wort drängt die Mahlzeit in den Hintergrund. Auch hier traten also neben den inhaltlichen Gedanken über die rechte Art christlichen Gottesdienstes die ersten liturgischen Gebote, freilich hier wie im Wortgottesdienst alle noch sehr weit und auf die Dauer dem Bedürfnis nach Ordnung und Feierlichkeit nicht gewachsen.

Es hat dann noch Jahrhunderte gewährt, bis der Gottesdienst in all seinen Teilen festgelegt, bis das Bekenntnis aus dem schlichten Satz „Jesus der Herr“ zu den großen, kunstvollen, nur den Theologen verständlichen Formularen, bis die

geistgewirkten Psalmen und Lieder zum feinstilisierten Priestergesang und die Prophetie zur Schriftauslegung des Fachmanns geworden ist, bis endlich so die großen Liturgien entstanden sind, wie sie in der katholischen Kirche heute noch gebraucht werden und von denen die evangelischen Liturgien nur mehr oder weniger gelungene Umbauten sind. Doch hat man gegenüber der zersplitternden Wirkung der Gnosis verhältnismäßig schnell eine einigermaßen feste Ordnung, wenn auch noch keine vollkommene Liturgie, in der Kirche entwickelt. Schon um das Jahr 150 vermag der christliche Philosoph Justin den römischen Kaisern eine weit verbreitete Ordnung des Gottesdienstes als die christliche zu schildern, in der die freie Rede und freies Handeln von Nichtbeamten keine Rolle mehr spielt. Damit war freilich jeder Art von Unordnung ein Ende gemacht; aber das kühne Vertrauen auf den Geist der Ordnung war aufgegeben. Gesetz und Sitte herrschten wieder, und von dieser Stunde an lagerte auch über dem Innerlichsten und Individuellsten die Gleichförmigkeit des Beamtentums. Die Stimme des Geistes schwieg allmählich im christlichen Gottesdienst, um der heiligen, hergebrachten Liturgie und der heiligen Schrift wieder Platz zu machen, wie einst im Judentum. Ein kleiner Ersatz des einst so reichen Lebens war die Predigt des Priesters; ein schwacher Ersatz, denn daß die sakramentale Weihe, die später den Priester machte, mit der Gabe der gottentstammten Rede zusammentrifft, braucht nicht Regel zu sein. Uebung und Bildung aber vermögen diese Gaben wohl bis zu einem gewissen Grade vergessen zu lassen, doch nicht zu ersetzen. Priester und Prophet sind zumeist die heftigsten Gegner — auch wieder in der Kirche — gewesen, wenn der Priester den Propheten nicht überhaupt zum Verstummen gebracht hat.

Aber auch wo, wie in den evangelischen Kirchen, das Priestertum — bis auf geringe Reste — überwunden ist, hat sich bis heute nicht wieder die freie Rede des Herzens einge-

stellt — höchstens bei den verachteten „Sekten". Der „Beamte" hat bei uns vielfach das Werk des „Priesters" fortgeführt. Die „Gemeinde" ist meist nur ein Gedankengebilde geblieben, da man den einzelnen nicht mehr mit allen Rechten eines mündigen Christen hat ausstatten mögen. Unsere Kirchen kranken nicht nur an den Resten des Sakramentsbegriffes, wie sie sich in „Ordination", besonderem Priesterkleid und teilweise auch besonderer Priesterethik zeigen, sondern noch mehr am Beamtentum, aus dem wir beim besten Willen nicht recht herauskommen.

Das Recht.

Das Recht endlich, mit dem sich die Kirche als Organisation erst vollendet, hat nicht, wie man oft meint, als „Kirchenrecht" und Verwaltungsrecht, nämlich als die Summe der Rechte und Pflichten der Beamten und der Gemeinde ihnen gegenüber angefangen, sondern in einem viel umfassenderen Sinn als eine ganz neue Rechtsschöpfung auf dem Boden neuer Ideale und einer neuen Gemeinschaft.

Jesus hatte von seinen Jüngern den Verzicht auf das Recht gefordert, sowohl in Ansehung des Besitzes — wer mit dir um dein Hemd rechten will, dem laß auch den Rock dazu — als in Ansehung der Ehre — wer dich auf die rechte Backe schlägt, dem halte auch die andere hin. Ein Gebot, das in seinen Konsequenzen die ganze „Welt" aus den Angeln heben würde; sie hat noch heute alle Hände voll zu tun, um überhaupt erst einmal den Menschen in seiner Rechtssphäre sicher zu machen und zu schützen.

Schon in Korinth mußte Paulus mit den alten Ungerechtigkeits- und Gerechtigkeitstrieben kämpfen, so hoch auch die Wogen des Enthusiasmus gingen: es begannen schon wieder Rechtshändel um Mein und Dein zwischen den Gliedern der Gemeinde. Hier hat Paulus zwar in der Theorie noch den Standpunkt Jesu vertreten, aber bereits in einer abgeschwächten

Form: „Es ist für euch überhaupt schon ein Mangel, daß ihr Rechtsstreitigkeiten wider einander habt. Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht tun? Warum laßt ihr euch nicht lieber berauben? Statt dessen übt ihr selbst Unrecht und Raub, noch dazu an „Brüdern"![1] Man sieht fast das Achselzucken des Apostels und hört sein großes Aber und versteht seine Berücksichtigung der menschlichen „Schwachheit", mit der er aufgibt, alles Ernstes und mit sittlicher Strenge den Verzicht auf das Recht zu verlangen. Er ist auch hier wieder ganz der große Kirchengründer — „und dazu an Brüdern!" — und gebietet nur, daß Christen nicht vor heidnisches Gericht gehen dürfen, daß sie sich selber Richter sein sollen. Sie, die einst die Engel richten sollen, werden doch wahrlich auch über Mein und Dein zu entscheiden vermögen![2] Das ist ihm das Schlimme, was vor allen Dingen beseitigt werden muß, daß die kirchliche Ehre verletzt ist: „Brüder rechten mit den Brüdern, und dazu vor Ungläubigen!"[3] Wir verstehen den Apostel, die Motive seines Nachgebens und sein „doch wenigstens" wohl. Aber es ist kein Zweifel, daß er damit den Anfang zu einem neuen, kirchlichen Zivilrecht geschaffen hat.

Ebenso geht ein neues Strafrecht auf ihn zurück. Einen Mann, der in einem Verhältnis mit seiner Stiefmutter lebt, eine Sünde, die selbst bei den Heiden unerhört sei, hat Paulus vor das Gericht der Gemeinde gestellt und zum Tode verurteilt. Durch feierliche Verfluchung wird der Sünder „dem Satan übergeben zum Verderben seines Fleisches", damit sein Geist einst doch noch gerettet werde[4]. Gewiß ist es eine religiöse Strafe, aber eine wirkliche Strafe nach dem Glauben des Apostels und der Gemeinde. Und mit dem Recht zieht zugleich auch der primitive vorchristliche Gedanke vom Fluch wieder ins Christentum ein. Sonst hat sich Paulus wohl auch mit dem einfachen Ausschluß begnügt: „So jemand ist, der sich läßt einen Bruder nennen, und ist ein Unzüchtiger oder Betrüger oder Götzendiener oder Lästerer oder Trunkenbold oder Räuber,

mit dem soll man nicht zusammenessen“ [1]. Ausschluß und Verfluchung — damit fängt das Strafrecht der Kirche an.

Wieder ist es so natürlich, so selbstverständlich, und doch zeigt ein Blick in die Geschichte der Ehebrecherin, daß für eine Gemeinschaft, die sich nach Jesus nennt, hier ein tiefes und bis heute noch nicht gelöstes Problem bleibt. Diese Frage geht auf das Recht überhaupt und nicht bloß auf das „Kirchenrecht“. Diesem hat Luther schon seine gefährlichste Spitze abgebrochen, da er ihm den Charakter der Göttlichkeit nahm, den es sich im Laufe der Jahrhunderte erschlichen hatte. Denn ein Recht, das mit dem Anspruch des Ewigen und Göttlich-Unveränderlichen auftritt, muß im Laufe der Zeit in einen viel schreienderen Kontrast mit dem ewig neue Tiefen erschließenden Sittlichen geraten als das „weltliche“ Recht, das zwar sehr langsam, aber doch wirklich der Entwicklung der Ideale nachfolgt und sich von ihr umbilden läßt, weil es sich seiner Menschlichkeit und Unvollkommenheit, seines dienenden Charakters bewußt bleiben kann.

Wo es das tut, ist auch keine ewige Unvereinbarkeit mit dem Evangelium anzunehmen. Es wird nur, wie einer jeden Religionsstufe und einem jeden Menschenideal ein neues Recht entsprach, im Laufe der christlichen Jahrhunderte sich ein neues christliches Recht herausbilden. Wenn dieser Prozeß durch den ungeheuren Einfluß des römischen Rechts und der alten Volksrechte nur sehr langsam geht, wenn die Seelen sich nur sehr allmählich dem Glauben öffnen, daß man das Böse in der Welt nicht wieder durch Böses, durch „Strafe“, sondern durch das Gute, durch „Erziehung“, überwinden muß, so ist das selbstverständlich und kein Grund zur Verzweiflung.

Rückblick und Ausblick.

Ueberall, auf allen Wegen, auf denen sich aus dem weltfremden ewigen Evangelium Jesu die weltförmige Kirche entwickelt hat, finden wir Paulus. Klar hat er erkannt, daß die

neue Religion sich in der Welt mit der Welt einleben müsse. „Sonst müßtet ihr aus der Welt hinausgehen!“ [1] so hat er es selbst einmal scharf gesagt. Mit gewaltiger Energie hat er die Wogen des von ihm selbst entfesselten Enthusiasmus zurückgedämmt und mit unermüdlicher Geduld ein ruhiges Leben und Wachsen der Gemeinde in der Welt ermöglicht. Er verstand, daß er seinen Gemeinden nachgeben mußte, daß er das Letzte und Höchste, das er von sich verlangte, nicht zum Gesetze machen könne für alle; er war pädagogischer als Jesus. Aber er hat damit zuerst den Weg beschritten, an dessen Ende die Kirche steht: das heißt aber die „Welt“, die Jesus und Paulus nicht mehr wollten, zu neuem Leben erstarkt, die antiken Großmächte mit christlichen Emblemen verziert, im besten Fall eine Legierung von Antike und Christentum.

Freilich diese Kirche war die Rettung. Nicht rein und ganz konnte sich mit einem Schlag das neue Menschentum, das Jesus geschaut und gelebt hatte, durchsetzen: aus der alten Welt und dem neuen Leben gemischt, mußte sich erst eine mildere Atmosphäre bilden, in der dann wirkliches Christentum, Jesu Religion, lebendig werden konnte. Ohne diese milde Atmosphäre wäre das junge Leben jedesmal, wie in seinem ersten Träger vom jähen Tode vernichtet worden. Mehr aber als eine solche abgeklärte Welt, gemilderte Antike ist die Kirche nicht.

Das hat Luther innerlich gefühlt, als er den Kernpunkt christlicher Religion wieder gefunden hatte. Er hat den Abbruch der Kirche darauf hin begonnen; er hat gemeint, die Welt sei christlich genug, um ihr viel, ja alles zu vertrauen. Aber die Notkirchen, die im Reformationszeitalter entstanden, sind in vielen Beziehungen noch schlechtere Kompromisse zwischen antiker Sittlichkeit, römischem Recht und Jesu Geist. Unklar sucht und tastet heute das Christentum der Reformationskirchen nach einer neuen Form der Weltüberwindung, nachdem es die kirchliche abgestreift hat. Noch meinen viele, es sei alles klar und gut. Aber überall regt sich in der Gegenwart die Er-

kenntnis, daß dem nicht so ist. Da stehen dann manche und schauen aus den engen Fenstern sehnsüchtig hinüber nach dem alten gewaltigen Dom, in dem unsre Väter die Ruhe ihrer Seelen fanden: o daß sie wieder zurück oder ebenso schön bauen könnten!

Die andern aber, die von dem Feuer ergriffen sind, das in Jesu Seele war, träumen hinaus in ferne Zeiten, in denen man Gott dienen wird im Geist und in der Wahrheit, in denen „die Welt" selber vernichtet sein wird, wo man nicht mehr mit ihr Pakte schließt und gegen Ruhe und Frieden seine besten und höchsten Güter hingibt, wo es möglich sein wird, daß sich auf allen Gesichtern die Klarheit der Gottessohnschaft, das neue Menschentum, spiegelt, wo keine Kirche mehr sein wird, sondern eine Herrschaft Gottes auf Erden.

Freilich wer so das Herz voll heiliger Träume für seine Mitmenschen hat, wie einst auch Jesus und Paulus es hatten, der darf darüber kein Träumer werden, sondern er muß ein Arbeiter sein. In langsamem, mühevollem Schaffen und in lauter einzelnen Entscheidungen muß der neue Weg nach oben gesucht werden, den Paulus einst suchte, als er die ersten Schritte der Kirche zu tat.

Und hier gilt vor allem eins: keine Verschleierung des Zieles! Das Christentum ist nicht gekommen, um alte Heiligtümer und Heiltümer zu stützen. Es ist die Botschaft von der erlösenden Liebe Gottes und der Menschen; es ist nicht dazu da, um Obrigkeiten „das Schwert in die Hand" zu geben, um den Krieg zu heiligen, um Kirchenrechte zu errichten, um alles zu dulden und alles zu tragen, was vorher in der Welt gut und groß war. Können wir all das, was mit dem Christentum in Widerspruch steht, noch nicht beseitigen, weil sonst die Wunden der Menschheit größer würden, statt zu heilen, so sollen wir doch nicht die üble Kunst verstehen, aus einem bösen Ding ein gutes zu machen. Menschenleben ist kein Kinderspiel und kein Faulbett, und wer nicht wagt, Schuld auf sich zu

nehmen, soll das Leben nicht wagen. Aber eine Schuld der Menschheit und ihre Herzenshärtigkeit gut heißen, Dinge christlich heißen, um deren Vernichtung willen einst Jesus in den Tod gegangen ist, das ist Verblendung oder Lüge. Und diese beiden sind niemals lebenfördernd gewesen; aber Schuldgefühl und Anfwärtswollen, das ist lebenschaffend.

Der Theologe.

Die Anfänge des Dogmas.

Was der Prophet erlebt, was der Missionar weiter getragen, was der Kirchengründer gepflegt hat, der Lehrer Paulus hat es in feste Formen gegossen und aus all diesem Leben ein Lehrgebäude geschaffen, das von da an bis auf den heutigen Tag das kirchliche Leben entscheidend bestimmt hat. So entscheidend, daß frühere Generationen den großen Apostel und Kirchengründer lediglich unter dem Gesichtspunkt seiner Lehre, seiner Dogmatik sogar, betrachtet haben. Und doch ist diese Betrachtung nur um ein wenig gerechter als eine, die Friedrich den Großen lediglich als einen Geschichtsschreiber ins Auge fassen wollte. Zum Glück ist der Aberglaube, als machten die Gedanken der Lehre und die theologischen Systeme die Geschichte der Kirche, immer mehr im schwinden; auch die Theologie wird immer freier von der Bläße der Gelehrtenstube und sieht den großen Menschen in seinem heiligen Leben mit Gott und in seinem sittlichen Handeln mit den Menschen. Ja es droht bereits der umgekehrte Fehler, daß der Denker in Paulus übersehen und die Macht seiner theologischen Gedanken ganz in mystischen Nebel aufgelöst wird. Es darf aber nicht vergessen werden, daß er der erste Theolog der Christenheit war und auch mit seinem Denken und seinen Formeln die Jahrhunderte beherrscht hat.

Diese beherrschende Stellung seiner Lehre hat drei Gründe gehabt. Zunächst einen ganz einfachen, äußerlichen Grund:

der Römerbrief ist in der ganzen heiligen Schrift der Christenheit das einzige Schriftstück, das einen Abriß, ein „Kompendium" der christlichen Lehre enthält. Zum zweiten hat im kirchlichen Altertum, nicht bloß das Schema, sondern auch der Inhalt dieser Lehre so stark gewirkt, weil er zum großen Teil gar nicht des Paulus Eigentum, sondern des Saulus Erbstück war, ein Gedankengewebe der hellenistischen Zeit, wie es in den Köpfen von Tausenden und Abertausenden lag und ihnen darum die neue Religion auf dem Hintergrund einer ihnen verständlichen und von ihnen geteilten Weltanschauung gab. Dennoch bleibt zum dritten das Wesentliche dies, daß Paulus wirklich ein großer Denker und Lehrer gewesen ist. Nicht als ob er ein ausgeklügelt Buch oder ein Gelehrter gewesen wäre. Seine Theologie ist nicht ein systematisches Ganze und ist nicht um einer systematischen Einheit der Weltanschauung willen gedacht. Sie ist Apologetik, Verteidigung seines heiligen Erlebens gegen Einwände von neuen Zweifeln und alten Heiligtümern her; aber ist nicht alle rechte Theologie bis auf den heutigen Tag Apologetik gewesen, Auseinandersetzung des frommen Erlebens mit dem Weltbild und der Weltanschauung der Zeit? Eben darum ist ja Theologie ein stets Neues und durch keine Bekenntnisverpflichtung und behördlichen Druck Aufzuhaltendes. Eben darum ist Paulus ein großer Theolog, weil er nicht nur ein scharfer und geübter Denker war, sondern seine Theologie auch von dem Punkte aus bildete, der aller Theologie im Mittelpunkt stehen muß, vom frommen Erleben aus, als eine gedankliche Auseinanderlegung und einen Schutz dieses Lebens gegen zerstörende Kritik. Dazu verwandte er die Mittel, die ihm seine alte Theologie an juristischen Begriffen und biblischen Beweisstellen an die Hand gab. Daß er ein Kind und Erbe Gottes sei, das sagte ihm der Geist, der in ihm „Vater" rief; aber zum Beweis schien das Innerliche allzeit den Menschen ungenügend. Sie verlangen Begriffe, Schlüsse, Theorien und Bibelstellen.

Der Beweis.

Es hat nur noch ein archäologisches Interesse, sich den Beweis klar zu machen, den Paulus für seine Lehre ihren Gegnern erbracht hat. Nichts ist ja überhaupt vergänglicher in Theologie und Philosophie als die „Beweise"; und die Systeme der großen Denker haben nur so viel Wert, als ihre Schöpfer durch die Größe ihrer Naturen und die Echtheit ihres Lebens von dem unendlichen Geheimnis des Lebens aufdeckten. So ist es bei Paulus in erhöhtem Maße, weil die Art des Beweises, den er vornehmlich übt, der Bibelbeweis der Gelehrten seines Volkes nichts von allgemeinem Wahrheitswert besitzt. Wir haben ihn früher schon kennen gelernt; es ist tote Gelehrsamkeit, ihn eingehender zu verfolgen.

Nur ein Stück von ihm, das religionsgeschichtlich wichtig ist, mag uns noch einen Augenblick beschäftigen. Wir hatten gesehen, wie im Judentum zwei Linien der Religion, eine kultisch-nationale und eine ethisch-individualistische, nebeneinander herliefen. Jene verheißt dem Volk Rettung und Himmelsglorie, weil es die Gesamtheit der Kinder Abrahams, das Israel der Verheißung ist; diese verspricht nur dem Einzelnen Rettung und ewiges Leben, der aus des Gesetzes Werken ein Gerechter ist. Paulus kommt, wie wir sahen, durchaus von der Gerechtigkeitsreligion her. Als Christ aber greift er zum Beweis, und das ist das Interessante, gerade für die Rechtfertigung aus dem Glauben auf die Abrahamskindschaft zurück. Daß „Gottesgerechtigkeit" geoffenbart ist ohne das Gesetz und doch bezeugt in Gesetz und Propheten, das muß ihm vor allem die Geschichte des Vaters Abraham belegen, dem sein Glaube, wie das Alte Testament selbst sagt, „zur Gerechtigkeit gerechnet ward". So geschiehts auch all denen, die im Glauben seine Kinder sind, nicht den Juden, den Kindern „nach dem Fleisch"[1]. Auch hier sind die einzelnen Gedankengänge fast alle von rabbinischer Spitzfindigkeit und

Künstelei; religiös und psychologisch wertvoll ist nur, was hin und wieder über den Glauben Abrahams und der Christen eingestreut ist. Wichtig sind diese Gedankengänge deshalb geworden, weil sie der geschichtliche Ausgangspunkt waren für all die Vorstellungen, die sich mit der Christenheit als Israel, dem Israel nach dem Geiste, dem Israel der Verheißung verbunden haben. Dieser ganze Vorstellungskreis wurde je länger je mehr ein großes Einfallstor der nationalen und sogar der nationaljüdischen Religion ins Christentum. Nicht bloß die Geschmacklosigkeiten und Salbadereien der Sprache Kanaans, sondern auch die grandiosen alttestamentlichen Taten der Puritaner verdanken wir diesen Bildern. Was Paulus für seine sittliche Menschheitsreligion nur als Hilfslinie herangezogen hatte, das hatte eigenes und überwucherndes Leben gewonnen.

Neben den Bibelbeweis stellt Paulus sehr häufig juristische Beweise. Auch sie sind oft äußerst anfechtbar. Nur ein Beispiel: Daß die Gesetzgebung nicht als die Bedingung gemeint sein könne, nach deren Erfüllung erst die Verheißungen des Gesetzes von Gott zugeteilt werden sollten, beweist Paulus so, daß er sagt: Das Testament, das Gott vorher gemacht hat, kann durch das 430 Jahre später gegebene Gesetz nicht ungültig gemacht werden. Denn ein Testament, auch wenn es nur eines Menschen Testament ist, kann, einmal gemacht, nicht ungültig erklärt oder durch Zusätze willkürlich verändert werden[1]. Er arbeitet dabei mit der doppelten Bedeutung des hebräischen Wortes Berith, griechisch Diatheke, das sowohl „Bund", wie Luther übersetzt hat, als „Testament" bedeuten kann. Der Bund Gottes mit Abraham duldet so wenig wie ein menschliches Testament einen wesentlich verändernden Zusatz. Und ein solcher wäre das Gesetz, falls von seiner Erfüllung das Empfangen der Verheißungen abhängig gemacht werden sollte. Man sieht leicht, wo hier der Fehler des Beweises liegt.

Viel bedeutsamer ist der Beweis aus der Erfahrung, den auch Paulus schon und zwar mit dem größten Nachdruck und

bleibenderer Bedeutung geübt hat. Der ganze Römerbrief ist nichts weiter als ein solcher Erfahrungsbeweis für die Religion, wie er sie erlebt hatte; nur hier und da, vor allem in Kapitel 4 und 9—11 sind Schriftbeweise nach der schriftgelehrten Methode eingestreut. Der große einfache Gedankengang des Briefes hat darum auch immer an sich gewirkt. Das Evangelium — eine Gotteskraft zur Rettung jedem, der da glaubt, dem Juden erstlich und dem Griechen; denn Gottesgerechtigkeit wird in ihm geoffenbart aus Glauben[1]. Dies die These. Und nun die negativen Prämissen: Auf keinem anderen Wege war Gerechtigkeit möglich; man schaue auf die Heiden und ihre Vielgötterei und ihre Laster[2]; man schaue auf die Juden und ihr leichtfertiges Sichverlassen auf den Besitz des Gesetzes, das sie doch nicht halten[3]. Es ist da kein Unterschied. Sie sind allzumal Sünder und gehen der Glorie Gottes verlustig[4]. Damit setzt der Umschwung ins Positive ein: Nun aber ist ohne Gesetz Gerechtigkeit offenbar geworden; Gerechtigkeit, die Gott schenken will dem Glauben![5] Diese Religion der Gnade und des Glaubens ist allein die wahre, weil sie alles Sichrühmen vor Gott ausschließt und[6] — weil sie im Gesetz selber als Abrahams Glaube bezeugt ist[7]. Sind wir aber gerecht geworden, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus und damit Leben, Seligkeit und Herrschaft[8]. Wie durch Adam Sünde, Tod und Knechtschaft in die Welt gekommen sind, so durch Jesus und mit der Gottesgerechtigkeit auch Leben und Seligkeit[9]. Damit ist der Beweis zu Ende, und Paulus wendet sich nun gegen den Vorwurf, daß diese seine Erlösungsreligion, indem sie den Menschen vom Gesetz entbinde, auch von aller sittlichen Pflicht lossprechе und zur Sünde verführe[10]. Dieser durchsichtig klare Aufbau des Briefes hat bewirkt, daß er für alle Zeiten Grundlage der christlichen Lehrbildung geworden ist.

Auch sonst hat Paulus eindrucksvoll von der Erfahrung reden können. Den abfallenden Galatern stellt er zwar auch

die Bibel vor die Seele und den Vater Abraham mit allen Tüfteleien seiner Schriftgelehrsamkeit. Aber voran schickt er den mächtigen Appell: „O ihr unverständigen Galater! Wer hat euch verzaubert! Euch ist doch vor die Augen gemalt Jesus Christus, und zwar der Gekreuzigte. Das nur will ich von euch wissen: Habt ihr den Geist empfangen aus Gesetzeswerken oder aus der Predigt des Glaubens? — So unverständig seid Ihr! Im Geist habt ihr angefangen; im Fleisch (mit der Beschneidung) wollt ihr nun „vollenden"? So Großes habt ihr umsonst erfahren? Wirklich umsonst? Der euch den Geist darreicht und Wunder unter euch wirkt, tat ers aus Gesetzeswerken oder auf Grund der Predigt des Glaubens?" [1] Den Korinthern hat er am deutlichsten gesagt, daß er von allen Beweisen nichts halte, sondern sich allein auf den „Erweis des Geistes und der Kraft" stelle [2]. So allein, meinte er, stehe dann ihr Glaube nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gotteskraft [3]. Die Juden fordern Wunder, die Griechen Weisheit, Wissenschaft als Beweis für die Wahrheit, die sie vertreten, und so auch vom Evangelium. „Wir aber predigen den Christus, den gekreuzigten, den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Dummheit; denen aber, die berufen sind, Juden und Heiden, Christus eine Gotteskraft und Gottesweisheit" [4]. Umwertung der Werte als Lebensmacht erfahren, das ist der Beweis des Christentums.

Freilich ist auch Paulus nicht immer auf diesem höchsten und wahrsten Standpunkt geblieben. Er hat auch das Wunder — und nicht bloß das erlebte Wunder vor Damaskus und was er bei den Galatern und Korinthern als solchen Erweis des Geistes und der Kraft ansprechen konnte, zur Grundlage des Glaubens gemacht, sondern einmal sogar die nackte „Heilstatsache", den äußeren Vorgang der Auferstehung. Ja er hat sich dabei soweit von seinen besten Gedanken entfernt, daß er den furchtbaren Satz: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube grundlos, so seid ihr noch in euren Sün-

den“[1] geschrieben, und den Leuten recht gegeben hat, die dann sagten: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“[2]. Doch das geschah im Eifer des Gefechts mit den gefährlichen Gegnern, die er in Korinth vor sich hatte.

Man mag über den Wert des Erfahrungsbeweises streiten, auf den Paulus das Christentum im wesentlichen gestellt hat. Es gibt Leute, die ihm mit dem Hinweis daraus, daß auch Muhammedaner und Buddhisten sich auf ihre Erfahrung beriefen, allen Wert absprechen. Allein, so groß die Verschiedenheit dieser Erfahrung auch auf den ersten Blick sein mag, es geht durch die Menschheit auch in diesen inneren Dingen ein gewaltiger, einheitlicher und immer einheitlicher werdender Zug des Erlebens. Tastend ergreift das Leben selber so sein tiefstes Geheimnis. Das Denken folgt den großen Lebensnotwendigkeiten aufsteigend nach. Die Systeme und Beweise wechseln und lösen einander ab; aber die Entwicklung der Menschheit geht durch alle furchtbaren Katastrophen hindurch aufwärts zu Heiligkeit und Güte.

Der Christus und sein Tod.

Neben dem Beweis für die Glaubensgerechtigkeit ist der eigentliche Ansatzpunkt für die Theologie des Paulus der Tod des Messias gewesen. Wir haben schon gesehen, daß hier der schwerste Stein des Anstoßes und der Fels des Strauchelns für Saul lag und wie der Tag von Damaskus diesen Fels des Anstoßes zum Eckstein eines neuen Lebens gemacht hat. So sagt er es selber[3], und hier setzt auch sein Denken ein.

Nicht bei der „göttlichen Natur“ Jesu. Sie war ihm nach Damaskus selbstverständlich, und er hat auf ihn von göttlichen Namen gehäuft, was er kannte und wie es ihm gerade durch den Zusammenhang der religiösen Gedanken gegeben war. Wir haben schon gesehen, wie er den Messiasglauben und alles, was mit ihm zusammenhing, auf Jesus übertragen hat, wie er ihn den Gottessohn, den Himmels-

menschen, den Herrn, den Heiland genannt und den Logos in ihm gesehen hat. Das alles ist nicht originell, sondern Lehngut, so fein und beziehungsreich auch die Verwendung dieser hohen Namen für Jesus bei ihm ist. Auch hat er nie darüber nachgedacht, wie sich denn diese Titel alle zueinander verhielten und wie es mit der Vereinigung der Gottesnatur und der Menschennatur in Jesus stehe. All diese Probleme, die nachher durch die Jahrhunderte der Dogmenbildung die Gedanken beschäftigten und vom Wesentlichen im Christentum ablenkten, sind bei ihm kaum angedeutet. Immerhin ist einiges schon so interessant, daß wir einen raschen Blick darauf werfen dürfen.

Mit eigenem Ton hat Paulus nur die beiden Namen Herr und Gottessohn für Jesus verwandt. In beiden hat er eine besondere Feierlichkeit gefühlt und sie darum gewöhnlich an Höhepunkten seiner Briefe zum liturgischen Abschluß großer Abschnitte eingefügt. Der eigene Klang des Namens Herr kommt dadurch zustande, daß die hellenistischen Gedanken mit den alttestamentlichen vom erscheinenden Gott sich wundersam mischen. Auch in dem Namen Sohn Gottes kreuzen sich die beiden Elemente, wenn das Wort auch im Judentum nur selten für den Messias gebraucht wird. Ein neues drittes Element spielt hinein: das christliche, nämlich jener besondere Ton der Liebe, der nicht das Herrlichkeitswesen im Gottessohn sieht, sondern das geliebte Gotteskind. So wie in dem Gottesnamen „Gott und Vater unseres Herrn Jesu" dieses Innige mitschwingt, so auch an manchen Stellen im Sohnesnamen: „Er hat seines eigenen Sohnes nicht verschont, wird er uns mit ihm nicht alles schenken?"[1] Der eigene Sohn, das klingt schon ganz so wie der einzige Sohn bei Johannes, bei dem diese Klänge in ihrer Vollkommenheit auftreten.

Die Gleichsetzung des Menschen Jesus mit diesen altgeglaubten göttlichen Gestalten hat aber auch ganz neue Pro-

bleme geschaffen. Zum ersten das der Menschwerdung eines göttlichen Wesens. Die Frage nach dem Wie dieses ungeheuren Vorgangs mußte bald das Denken beschäftigen. Man weiß, wie die Geburtsgeschichten in ihrer volkstümlich poetischen Weise dieser Frage genug tun. Paulus kennt noch keine übernatürliche Geburt Jesu. Aus Davids Stamm vom Vater her, vom Weibe geboren, wie jeder Mensch unter das Gesetz getan, so ist der Gottessohn in diese Welt gekommen. Und doch hat Paulus auch schon über das Problem nachgedacht. Denn es ist kein Zufall, daß er, wo er dieses Kommens in die Welt gedenkt, niemals sagt, der Gottessohn sei „geboren", sondern immer, er sei „geworden" [1], und daß er niemals sagt, er sei im Fleisch gekommen, sondern stets nur „im Bilde des Fleisches" [2]. Man sieht seine Scheu, das Göttliche und das Menschliche allzu massiv zusammenzubringen. Diese Scheu hatten später auch die Gnostiker, nur noch in verstärktem Maße, wenn sie bis zu der Annahme gingen, daß Jesus überhaupt nicht geboren, sondern plötzlich auf der Erde erschienen sei, als Kind oder als erwachsener Mann, und wenn sie lehrten, sein Leib sei nur ein Scheinleib gewesen. Paulus geht nicht so weit; aber er steht doch auch hier ab von der Massivität der späteren kirchlichen Lehre, die gerade das „geboren" aus der Jungfrau Maria betonte und den Satz, daß Jesus „im Fleisch gekommen sei", zum Wahrzeichen aller Christlichkeit machen wollte [3]. Er ist zarter als die Kirche. Uebrigens hat er einmal auch ausführlicher von diesen Dingen geredet, freilich auch da nur gelegentlich im Dienst sittlicher Gedanken, die er an Jesu Vorbild anknüpft: „So seid in euren Herzen gesinnt, wie Christus Jesus auch war. Hat er doch, obwohl er in Gottesgestalt war, das Gottgleichsein nicht als einen Raub angesehen. Vielmehr entleerte er sich selbst, nahm Knechtsgestalt an und trat im Menschenbild auf. Und an Gestalt wie ein Mensch befunden, erniedrigte er sich, gehorsam bis zum Tod, ja zum Tod am Galgen (Kreuz). Darum

hat ihn Gott auch so hoch erhöht und ihm den Namen geschenkt, der über alle Namen ist, damit in dem Namen Jesu sich jedes Knie beuge der himmlischen, irdischen und unterirdischen Wesen und jede Zunge bekenne, daß ‚Jesus Christus Herr' sei zum Preis Gottes des Vaters."[1]

Hier sieht man die metaphysischen Kategorien, in denen Paulus dachte, genauer. Gottesgestalt und Menschengestalt, das ist wie Glorie und Sklaventracht, Gottesgestalt und Gottgleichsein ist nicht dasselbe; zum Gottgleichsein gehört die Herrschaft, die der vorweltliche Lebende noch nicht hatte, sondern erst der Auferstandene als Lohn bekam. Diese Herrschaft wollte er nicht wie einen Raub an sich reißen, wie nach der auch dem Paulus bekannten Legende der Apokalypse der Satan versuchte, die Herrschaft über die Welt an sich zu reißen. Vielmehr entäußerte er sich, „entleerte" er sich der Gottesgestalt — der Ausdruck ist nicht gut, weil das Bild auf eine Gestalt nicht paßt — und „ward" — nicht ward geboren — in Menschengestalt. An anderer Stelle steht das schönere Bild „Er ward arm, da er reich war".[2] Fließende Gedanken und doch manches Durchdachte und Ueberlegte im Hintergrund.

Sein eigentliches Denken aber geht um den Tod des Christus. Hier hatte der Anstoß gelegen und hier die Erlösung. Paulus nahm zunächst auch die gedankliche Lösung des Problems aus der Gemeinde an: der Kreuzestod geschah „um der Sünden willen nach der Schrift"[3]. „Er ist um unsrer Sünden willen dahingegeben und um unsrer Rechtfertigung willen auferweckt worden"[4]. „Er hat sich selber dahingegeben um unsrer Sünden willen, damit er uns herausreiße aus der bösen gegenwärtigen Welt nach dem Willen des Gottes und Vaters von uns"[5]. „Der Sohn Gottes hat mich geliebt und sich für mich (mir zu gut) dahingegeben"[6]. „Denn Christus ist; da wir noch schwach waren, zur rechten Zeit, für Gottlose gestorben"[7]. „Gott aber beweist seine Liebe zu uns damit, daß Christus für uns (uns zu gut) gestorben ist, da wir

noch Sünder waren"[1]. „Wir sind gerechtfertigt durch sein Blut"[2]. „Durch den Gehorsam des Einen (Jesu) werden die vielen als gerecht hingestellt werden"[3]. Alle diese Aussagen und andere derselben Art enthalten noch keine dogmatische Theorie; sie sagen nur daß, aber nicht inwiefern der Tod Jesu eine Heilsbedeutung gehabt habe. Aber Paulus, der Denker und Theologe, hatte auch Antwort auf das Warum dieses Todes.

Am nächsten lag für einen antiken Menschen der Gedanke des Opfers. Schon Jesus hatte seinen Tod mit diesem Bilde sich und seinen Jüngern begreiflich gemacht. Das Abendmahlswort enthält mit seinem Hinweis auf das Blut den Gedanken vom Opfer. Wo Paulus, wie an einer der oben angeführten Stellen, vom Blute spricht, ist gleichfalls der Tod Jesu als Opfer gefaßt. Es liegt dann dem Bilde der Gedanke zugrunde, den später der Hebräerbrief genauer ausgebildet hat[4]: es bedurfte eines besseren Mittels, unsere Sünde zu tilgen, als das Blut der Tiere, nämlich des Blutes des Messias, des „reinen und unbefleckten Lammes"[5]. Daß Sünde Blut zur Sühnung fordert, das ist die Grundüberzeugung, von der diese Gedanken ausgehen. Ihr zu liebe hat man dann auf das Blut Jesu einen so großen Wert gelegt, obwohl Jesu Tod gar kein blutiger gewesen war, er sein Blut gar nicht „vergossen" hat. Erst das Johannesevangelium[6] hat, diesem Bedürfnis folgend, die Erzählung vom Lanzenstich gebildet oder verbreitet. An zwei Stellen hat Paulus den Opfertod Jesu in seiner Wirkung und seiner Notwendigkeit näher umschrieben. Leider sind beide Stellen so dunkel, daß eine völlig befriedigende Erklärung bei keiner von beiden gegeben werden kann. Die eine ist Röm. 8, 1 ff., die ich folgendermaßen übersetzen möchte: „Keine Verurteilung trifft also mehr die, die in Christus Jesus sind. Denn das Gesetz des Geistes des Lebens hat dich in Christus Jesus befreit von dem Gesetz der Sünde und des Todes. — Denn was das Gesetz nicht ver-

mochte, worin es schwach war durch das Fleisch — hat Gott, indem er seinen Sohn im Bilde des Sündenfleisches und um der Sünde willen (vgl. oben Gal. 1, 4) sandte, die Sünde in dem Fleisch verurteilt, damit der Freispruch des Gesetzes sich an uns erfülle, die wir nicht mehr nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist." In dem Begründungssatz, der die entscheidende Aussage enthält, ist Paulus, wie ihm das manchmal passiert, aus der Konstruktion gefallen, und es ist schwer zu sagen, wie er eigentlich hatte fortfahren wollen. Ferner bleibt die Frage: hat Gott nach Paulus die Sünde in dem menschlichen Leib, den sein Sohn annehmen mußte, dadurch „verurteilt", daß er diesen Leib sterben ließ, oder dadurch, daß dieser Sohn sündlos lebte? Im ersten Fall würde der Gedanke sich mit dem nachher zu erwähnenden vom Fluch, dem Todesurteil des Gesetzes berühren, das sich an Jesu Leib ausgewirkt hat und dadurch beseitigt ist. Und dazu würde der Anfang des Ganzen passen, wonach die „in Christus" eben dieses Todesurteil des Gesetzes nicht treffen kann. Die zweite Auslegung, daß Christus durch sein sündloses Leben im Sündenfleisch, die Sünde verurteilt habe, paßt mehr zu dem folgenden, wo von denen die Rede ist, „die in Christus" nicht mehr nach dem Fleisch wandeln. Auch dieser Gedankenreihe werden wir noch begegnen.

Die zweite schwer zu enträtselnde Stelle bildet den Höhepunkt des ersten Teiles des Römerbriefes 3, 23—26 und gehört zu den umstrittensten Stellen der ganzen Bibel. Sie lautet so: „Alle haben gesündigt und sind der Himmelsglorie Gottes verlustig — gerechtfertigt geschenkweise durch seine Gnade vermittelst der Erlösung in Christus Jesus. Ihn hat Gott sich ausersehen als *hilastérion* durch Glauben in seinem Blut zum Erweis seiner Gerechtigkeit wegen des Uebersehens der Sünden, die vorher in der Ruhezeit Gottes geschehen waren, zum Erweis seiner Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit, also: daß er

sei [und sich zeige als] der gerechte und rechtfertige (freispreche) den, der ‚aus dem Glauben' in Jesus ist."

Die letzte Hälfte dieses Satzes ist zwar auch viel umstritten, scheint mir aber auf jeden Fall folgenden Sinn zu haben: Gott hatte früher, in der Zeit seiner „Ruhe", die Sünden der Menschen geschehen lassen, ohne sie zu strafen. Nun ist aber die Zeit gekommen, in der das aufhören sollte; Gott wollte sich endlich als gerechten Gott erweisen. Aber er wollte das nicht so tun, daß er die Menschen vernichtete, wie er eigentlich nach dem Urteil der Gerechtigkeit hätte tun müssen. Er wollte gnädig sein. Das konnte er aber erst, nachdem seine Gerechtigkeit durch das Sterben Jesu über allen Zweifel hinaus festgestellt war. Und zu dem Zweck hat er eben „Jesus als *hilastḗrion* sich vorgesetzt = ins Auge gefaßt. Was heißt aber das unübersetzte Wort? *Hilastḗrion* kann an sich heißen: 1. als einen Gott versöhnenden, 2. als einen die Sünde sühnenden, 3. als ein Gott Versöhnendes, 4. als ein die Sünde Sühnendes, wobei wieder dieses Versöhnende oder Sühnende sein kann: *a*) der „Deckel" der Bundeslade, der im Alten Testament und im Hebräerbrief so heißt, nämlich als das große „Sühnende" im Tempelkult (Luther hat „Gnadenstuhl" übersetzt, ganz gut, denn das Hilasterion ist als Gottes Thron gedacht), *b*) ein Opfer, *c*) ein Geschenk oder ein Denkmal wie man es damals in Gestalt einer Säule, einer Statue oder eines Tempels setzte. Von dieser Möglichkeit scheidet zunächst aus die Uebersetzung Gott „versöhnend"; denn Paulus kennt keine Versöhnung Gottes. Was für ein Sühnendes ist aber gemeint? Kein Sühnedenkmal — denn der Gedanke ist an sich mehr als wunderlich, daß Gott ein Sühnedenkmal setzte zum Andenken an die Beseitigung seines Grolls; dazu ist aber auch der einzige Grund für diese Annahme, daß man das Wort „er hat sich vorgesetzt" nimmt, als hieße es „er hat hingestellt", einfach ein Fehler. So bleibt nur die Annahme, daß entweder allgemein Jesus als Sühnopfer bezeichnet oder in Anspielung an je-

nes „Gnadenmittel" des Alten Bundes, so wie er einmal „unser" Passah genannt wird, hier Hilasterion heißt. Für das letzte spricht das bloß einmalige Vorkommen des Wortes und des ganzen Wortstammes; es sieht stark nach einem *Terminus technicus* aus. So meint also der ganze Gedankengang dies: Gottes Gerechtigkeit konnte sich genug tun in der Strafe oder in einer Sühne. Strafe ließ die Liebe Gottes nicht zu, also war Sühne das einzig Mögliche. So hat Gott denn seinen lieben Sohn, den bei ihm im Himmel lebenden zur herrlichen Herrschaft auf der Erde bestimmten Messias zur Sühne genommen, zum Sühnopfer oder zum „Gnadenthron" „ausersehen".

Ich habe hier einmal einen raschen und nur sehr oberflächlichen Einblick in die Kleinarbeit theologischer Auslegung gegeben, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten wir da oft zu kämpfen haben und wie wenig sicher gerade solche hochberühmten dogmatischen Stellen auszulegen sind. In ihrer Dunkelheit und Kürze sind sie auch die besten Beweise dafür, wie wenig es einem Paulus auf das genaue Verständnis solcher Stellen ankam; wo er von der Verschleierung der Frauen, von der Einrichtung der Kollekte und ähnlichen Dingen spricht, ist er scharf und deutlich genug.

An den beiden schwierigen Stellen kann man also den Opferbegriff bestreiten und Röm. 8 das Leben Jesu, Röm. 3 Jesus als Sühnedenkmal an die Stelle setzen. Allein an der letzten Stelle liegt doch, wenn man einmal das allgemeine Wort „Sühnendes" konkret sich vorstellen will, der Gedanke an das Opfer am nächsten.

Das Bild vom Loskauf, das auch Jesus schon für seinen Tod gebraucht hatte, falls Mark. 10, 45 ein echtes Jesuswort ist, hat Paulus dann auch noch ohne Beziehung zum Fluch des Gesetzes[1] angewandt oder wenigstens ohne die knechtende Macht überhaupt zu nennen, unter die Menschen einst verkauft waren. Es genügt ihm zu sagen: „Ihr seid

um einen Preis gekauft!“[1] Luther hat schön übersetzt: „Ihr seid teuer erkauft.“ Anderswo spricht er von einer „Loskaufung in Christus Jesus“[2] und genauer von einer Loskaufung des Leibes aus der Knechtschaft der Verwesung[3]. Man kann also die mannigfachsten finsteren Mächte denken, aus deren Sklaverei Jesus den Menschen losgekauft hat, indem er sich selbst als Lösegeld gab.

Neben den Opfergedanken tritt ein anderer, der nicht bloß den Tod, sondern auch den Kreuzestod des Messias erklärt, des Paulus eigenster Gedanke. Es ist die Gedankenreihe, die an das Gesetz anknüpft. Der Fluch des Gesetzes trifft alle Uebertreter des Gesetzes und dieser Fluch, dieses Urteil des Gesetzes heißt: Tod[4]. Das Gesetz kann niemand erfüllen; also stehen auch alle, die „unter dem Gesetz“ sind, unter seinem Fluch, sind zum Tod verurteilt. Diesen Fluch hat Christus auf sich genommen. Er ist Gott gehorsam gewesen, als dieser ihm befahl, Mensch zu werden und „unter das Gesetz“ d. h. als Jude geboren zu werden[5]. Dann aber ist er freiwillig am Kreuz gestorben und dadurch recht wörtlich unter den Fluch des Gesetzes gefallen; denn dieses sagt: „Verflucht ist jeder, der am Kreuze hängt.“[6] Der Fluch hat sich also an ihm, dem Unschuldigen, der von keiner Sünde wußte[7], ausgewirkt und ist damit erledigt, für andere wirkungslos. Alle die „unter dem Fluch“ waren, sind nun von ihm losgekauft[8]. Das ist die klarste und konsequenteste Theorie vom Tode Jesu, die Paulus hat. Aber sie ruht ebenso wie der Opferglaube auf einer seltsamen Anschauung des primitiven Menschen, auf seiner Vorstellung von dem Fluch, von dessen objektiver Wesenheit gleichsam. Wie Isaaks Segen sich auswirkt, weil er gesprochen ist, und weder Gott noch Isaak etwas an ihm ändern können, so muß auch dieser Fluch des Gesetzes sich an irgend einem auswirken. Trifft er einen, der dem Tode nicht durch eigene Schuld verfallen war, so setzt er sich selbst ins Unrecht, hat er sich „ausgewirkt“. Mit seiner

Erfüllung stirbt der Fluch. Jesus hat ihm die andern Verfluchten abgekauft.

Eine dritte Gedankenreihe endlich knüpft streng und scharf an das Erlebnis von Damaskus und sucht hier den Schlüssel für den Tod Jesu. Wir haben diese Gedanken schon früher kennen gelernt, wie sie in 2 Kor. 5 und Röm. 6 ihren klassischen Ausdruck gefunden haben. In der mystischen Lebensgemeinschaft mit dem Christus liegt alles. „Einer ist für alle gestorben, *also sind sie alle gestorben*“[1]. „Wenn einer in Christus ist, ist er eine neue Schöpfung: das Alte ist vergangen, siehe es ist neu geworden... Laßt euch versöhnen mit Gott! Den, der keine Sünde kannte, hat er für uns zur Sünde gemacht, damit wir würden Gerechtigkeit Gottes *in ihm*“[2]. Wer „in ihm“ ist, ist „Gerechtigkeit“, wie er vorher „Sünde“ war. Christus ist ein Mensch geworden, damit die in ihn aufgenommenen Menschen „Gerechte“ würden. Gott hat „in ihm“ die Welt, die ihm feindlich gegenüberstand, mit sich versöhnt[3]. Etwas anders ist die Ausdrucksweise in Röm. 6, wo sich freilich ethische Gedankenreihen mit einstellen und alles an die Taufe angeschlossen ist. Aber folgende Sätze gehören sicher hierher: „Unser alter Mensch ist mit [Jesus] gekreuzigt worden, damit der Leib der Sünde vernichtet werde, damit wir nicht mehr der Sünde zu dienen brauchen; denn wer gestorben ist, ist *freigesprochen* [‚gerechtfertigt‘] von der Sünde“[4]. Indem also Christus gestorben ist, sind die Christen alle gestorben, das Todesurteil hat sich an ihnen, dem mystischen Leib des Christus tatsächlich ausgewirkt. Sie *sind* tot, ein für allemal gestorben. Jetzt wartet ihrer nur das ewige Leben: „Wenn wir aber mit dem Christus gestorben sind, werden wir — so glauben wir — auch mit ihm leben“ usw.[5]. Die gleiche Gedankenreihe liegt in den Sätzen Röm. 5, 10 und 1 Thess. 5, 10. Wenn auch diese Theorie nur selten hervortritt, sie gibt den anderen erst die volle Kraft, sie stimmt zu den höchsten Stellen der Briefe wie Röm.

6 und 8, wo die Herztöne der Frömmigkeit des Apostels erklingen.

Alle diese Theorien über den Tod Jesu gehen von einem Problem aus, welches für die Jünger brennend war: Kann man von einem Gestorbenen sagen, daß er der Messias gewesen sei? Und wenn ja, warum mußte der Unsterbliche, der Messias sterben? Er war ein himmlisches ewiges Wesen, und Sünde, deren Sold der Tod ist, hatte er nicht getan. Alle diese Theorien sind daher von vornherein für den nicht vorhanden, dem Jesus nicht der jüdische Messias ist, der den Tod Jesu nicht als ein noch größeres Wunder ansieht als seine Auferstehung, als ein Wunder, das einer andern als geschichtlichen Erklärung bedarf.

Mit Recht können sich die orthodoxen Sühnetheorien auf Paulus berufen: er ist ihr Anfänger, wenn seine Lehre auch weder mit der Theorie Anselms noch mit den reformatorischen Lehren und den in unsren Bekenntnisschriften allerdings mehr vorausgesetzten als dogmatisch ausgeführten Theorien übereinstimmt. Er ist ihr Anfänger, weil er zuerst die Notwendigkeit des Todes Jesu glaubte logisch nachweisen zu können und weil er eben zu diesem Zweck die Liebe Gottes eingeschränkt hat durch die für Gott wegen der Menschen und ihres Leichtsinns bestehende Notwendigkeit, seine Gerechtigkeit festzustellen, also irgendwelche Bedingung zu fordern, ohne die seine Liebe nicht hätte wirklich werden können. Doch erreichen die späteren Lehren der Art alle nicht den Kreuzestod, sondern bleiben beim Sterben des Gottmenschen stehen. Andererseits gehen sie in der Einführung unter christlicher Gottesvorstellung viel weiter als Paulus. Sie setzen entweder voraus, wie Anselm, daß Gott „um seiner Ehre willen“ nicht ohne Satisfaktion den Menschen vergeben konnte, oder daß der Zorn Gottes erst durch ein Opfer versöhnt werden mußte. Paulus aber kennt keine Versöhnung Gottes, sondern nur der Menschen, er kennt erst recht keine durch Satisfaktion wieder herzustellende Ehre

Gottes. Wir Heutigen lehnen alle solche Theorien ab. Nicht wegen ihrer logischen Unzulänglichkeit, so sehr mit Recht auch diese hervorgehoben werden kann; sondern vor allem, weil sie eben jene unchristliche, jene unterchristliche Vorstellung von Gott und seinem Verkehr mit Menschen enthalten. Der „Vater" Jesu braucht seine „Gerechtigkeit" nicht zu stabilieren und zu beweisen, indem er einen Unschuldigen für Sünder sterben läßt — wunderliche Gerechtigkeit —, er will nicht gerecht sein, sondern er ist Liebe. Heilige Liebe freilich, aber nicht eine solche, die sich erst versöhnen lassen muß. Und kein „heiliges" Blut gibt es, keine heiligen Sachen in der Religion Jesu, keine sühnenden Dinge, mit denen man Sünden „abwaschen" kann. Alle diese der animistischen Religion entnommenen Gedanken sind vorchristlich und unchristlich, mag man sie vom Blut der Stiere oder vom Blut Christi nehmen. Sie verschieben die sittliche Umkehr, Erneuerung und Heiligung ins Aeußerliche, Sakramentale; sie setzen an Stelle des Glaubens mystische Wunder, die naturhaft wirken sollen.

Jesu Tod verliert nichts von seiner Bedeutung für unser eigenes Leben mit Gott und in seiner Nachfolge, wenn wir ihn nicht mehr mit solchen Theorien bezwingen zu können glauben. Wen Gottes Güte und eines Menschen Hingabe bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz, nicht zur Buße leiten kann, an dem sind auch Opfer und Sühnetheorien verloren, die Gottes „Gerechtigkeit" fühlbar feststellen sollen.

Probleme des Gottesglaubens.

Merkwürdig wenig empfunden hat Paulus die Spannungen, die in seinem Gottesglauben lagen. Vielleicht ist es nicht wunderbar, daß ihn die Fragen nicht beschäftigt haben, die später zu den genaueren Formulierungen der Trinitätslehre geführt haben. Und doch scheint er manchmal dicht davor zu stehen. Hat er doch die wundervolle Dreiheitsformel geprägt:

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi
und die Liebe Gottes
und die Gemeinschaft des heiligen Geistes
sei mit euch allen[1].

Und an einer anderen großen Stelle hat er dieselbe Dreiheit seinen Mahnungen feierlich zugrunde gelegt:

Es gibt Unterschiede in den Gnadengaben;
aber es ist ein und derselbe Geist.
Es gibt Unterschiede in den Dienstleistungen;
aber es ist ein und derselbe Herr.
Und es gibt Unterschiede in den Wirkungen;
aber es ist ein und derselbe Gott,
der alles in allen wirkt[2].

Dennoch kennt Paulus keine Lehre von der Trinität. Man kann bestimmt sagen: hätte er denken können „Und diese drei Wesen sind Eins", so hätte er an der letzten Stelle sich diesen wundervollen Schluß nie und nimmer entgehen lassen.

Zu dem negativen Grunde kommt die Tatsache hinzu, daß Paulus Jesus von Gott immer weit abrückt. Auch in der vorhin angeführten großen Stelle aus dem Philipperbrief wird zwar dem Sohne Gottes ein Sein in Gottesgestalt und ein Gottgleichsein — nämlich in der Herrschaft — zugeschrieben; aber es ist und bleibt doch Gott, der ihn zum Lohn für seine Demut „erhöht" und ihm „den Namen gibt"[3]. Und die Herrschaft des Sohnes hört einst wieder auf, wenn er sie dem Vater am Ende der Tage wieder zurückgibt und „dem untertan wird, der ihm alles untertan gemacht hat, auf daß Gott sei alles in allen"[4]. Gar nicht heranzuziehen ist dagegen die Stelle des Römerbriefes, die an die Erwähnung des Christus nach dem Fleisch, scheinbar als Apposition anschließt den Satz, „der über allen (waltende) Gott hochgelobt in Ewigkeit"[5]. Das ist aber keine Bezeichnung Jesu, sondern ein selbständiger Satz: Gott sei hochgelobt! Nach jüdischer Sitte, der Paulus auch sonst wohl folgt[6], schließt das Ganze mit einem Stoßgebet des Dankes. Der

Hochgelobte ist Gott selber. Jesus steht noch unter Gott bei Paulus. Gott hat ihn, seinen Sohn gesandt[1]; er ist dem Vater gehorsam gewesen bis zum Tod[2]; Gott hat ihn auferweckt[3]: in diesem Ton gehen die meisten Aussagen, durchaus die Abhängigkeit und Unterordnung Jesu voraussetzend. Daß Paulus hier kein Problem empfand, ist um so merkwürdiger, als er den Geist Gottes, wie wir gesehen haben, nicht ganz klar von dem Herrn zu unterscheiden vermochte. Aber das jüdische Denken hatte sich so gewöhnt, den Geist als ein besonderes untergeordnetes Wesen neben Gott zu denken, daß selbst die von Paulus einmal gebrauchte Formel „der Herr ist der Geist" keine weiteren Gedanken über das daraus folgende Verhältnis zu Gott nahelegte. So sehen wir also hier in ein Chaos von Anschauungen hinein, die zu ordnen und zu klären Paulus weder ein religiöses noch ein theoretisches Interesse hatte.

Auffallender mag sein, daß er das andere Problem, das uns vorhin beschäftigt hat, augenscheinlich ebensowenig empfand, obwohl es ein praktisch religiöses ist: die Spannung, in die nach seiner Lehre der Gott der Liebe zu dem Gott der Gerechtigkeit und der kultischen Sühne tritt. Er hat das wahrscheinlich deshalb nicht empfunden, weil er glaubt, daß Gott nicht um seinetwillen, sondern nur um die Menschen vor leichtsinnigem Mißbrauch seiner Langmut zu warnen, seine Gerechtigkeit durch den Sühnetod Jesu festgestellt habe.

Eines der großen Gottesprobleme aber ist ihm doch als solches innerlich nahe gegangen; freilich ist es auch die tiefste und quälendste von allen Fragen, die das Menschenherz umtreiben, die Frage, wie sich der Glaube an die unbedingte Führung der Menschen durch Gott, an die Berufung, wie er sie erlebt hatte, mit der Liebe, ja auch nur mit der Gerechtigkeit Gottes, vereinigen lasse. Wenn er über das Schicksal seines Volkes nachdachte, legte sich ihm diese Frage schwer auf das Herz. Er war berufen, die vielen andern nicht. Die Heiden kamen und

nahmen die Wahrheit, die Erlösung begierig auf; sein Volk aber verstockte sich je länger je mehr. Wo blieb die Liebe Gottes, wo blieben seine Verheißungen, seine Wahrheit, wo seine Gerechtigkeit? Je gewaltiger Gott erfahren wird in der Allmacht des Wesens, desto drängender die Frage. Paulus geht nicht an ihr vorbei. Er beugt sich der Tatsache: es ist nicht Schuld gewesen, daß es so kam, sondern Gottes freie Wahl, wie bei Esau und Jakob: „Noch ehe sie geboren waren, ehe sie etwas Gutes oder Schlechtes getan hatten, . . . ward der Rebekka gesagt: der Aeltere soll dem Jüngeren dienen, wie geschrieben steht: den Jakob liebte ich, den Esau aber haßte ich. Was sagen wir dazu? Geht es mit Unrecht zu bei Gott?“ [1]

Das ist die Frage. Und so eilig Paulus antwortet: „Nimmermehr!“, so wenig hat er dieses Nimmermehr begründen können [2]. Denn der Schriftbeweis, der nun folgt, wiederholt doch nur die Behauptung, rechtfertigt also wohl nach der Auffassung der Zeit des Apostels Ansicht, löst aber die Frage nicht. So schließt denn auch Paulus diesen Schriftbeweis nur mit dem Satz: „Also: wen er will, den begnadigt er, und wen er will, verstockt er“ [3]. In Form einer zweiten Frage bringt er dann einen anderen Gedanken nach: „Wer bist denn du, o Mensch, daß du mit Gott rechten willst? Darf denn das Geschöpf zu seinem Schöpfer sagen: Warum hast du mich gerade so gemacht? Oder hat der Töpfer nicht Macht über den Ton, aus demselben Gemenge den einen Topf als Prunkgerät, den andern für den verachtetsten Gebrauch zu formen?“ [4] Aber auch das löst jene Frage nicht. Es will sie nur erschlagen; aber nur drohender kehrt sie wieder: Wenn Gott eine allgewaltige Macht der Willkür ist, wenn er sinnlos des einen sich erbarmt, den andern verstockt, ist dann nicht Ungerechtigkeit seine Haupteigenschaft?

Noch einmal setzt Paulus an, um Gottes Liebe festzuhalten: Die Menschen hatten nichts verdient als Strafe — „Wenn

aber nun Gott, obwohl er seinen Zorn zeigen und seine Macht kund tun will, doch die ‚Gefäße des Zornes', die zum Untergang bestimmt sind, nicht zerschmetterte, weil er so sehr langmütig ist und den Reichtum seiner Herrlichkeit an den ‚Gefäßen des Erbarmens' zeigen wollte, die er zur Herrlichkeit bestimmt hat?"[1]. Selbst die Verzögerung seines Gerichtes über die Bösen ist eine Tat der Liebe bei Gott. — Indessen auch damit ist das Problem nur verschleiert, nicht gelöst. Denn ein grundloses Erbarmen für die einen ist und bleibt doch eine ebenso grundlose Unbarmherzigkeit gegen die anderen. Denn bei einer bloßen Nichtbarmherzigkeit, welche Gerechtigkeit wäre, kann man nun einmal hier nicht stehen bleiben.

Uebrigens hat Paulus mit großer Klarheit auch die andere Seite des Problems gesehen, nämlich die Frage, wie denn vor diesem Gott noch die Verantwortlichkeit und die sittliche Forderung bestehen könne. „Wie kann Gott dann noch sittliche Anklage gegen den Menschen erheben?"[2] so hat er in seiner Weise die Frage formuliert. Eine Antwort hat er hier gar nicht versucht, wahrscheinlich weil sie in diesem Zusammenhang doch zu sehr Nebenfrage und er innerlich auch über diese Frage hinaus war, die in dem Gedanken vom Leben in Christus ihre Lösung gefunden hat.

Das ganze 10. und 11. Kapitel ringt Paulus weiter mit dem Gedanken der Prädestination, und wunderliche, aber echt menschliche Inkonsequenzen werden allmählich Herr über jenes erste furchtbare Zugeständnis: Gott begnadigt, wen er will, und verstockt, wen er will. So lange man an Gestalten denkt wie Esau und Pharao, die abschreckenden Exempel eines heiligen Buches kann man leichthin so kühn sprechen. Aber sobald uns die Menschen vor die Seele treten, in deren Augen wir schauen, mit denen wir arbeiten und kämpfen, tritt auch die ganze Furchtbarkeit des Satzes hervor. Indem der Mensch, der Apostel vor allem, aus der Liebe, die alles glaubt und alles hofft, für die anderen, an ihrer Bekehrung und Rettung ar-

beitet, würde er schließlich besser sein als sein Gott, der solche Liebe nicht empfände. Dann würde der Glaube ebenso sterben wie die Liebe am Prädestinationsglauben stirbt. Da versucht Paulus zuerst noch einmal einen Schritt zurück: Die Juden haben auch Schuld; sie eifern um Gott, aber im Unverstand, und mehr noch: in dem Eigensinn, mit dem sie ihre eigene Gerechtigkeit suchen, statt sich unter die Ordnung Gottes zu fügen, der alles schenken will. Dann aber läßt er diese Unzulänglichkeit, um zu der letzten, schließlich allein möglichen Lösung aufzusteigen: Gott hat alle unter den Ungehorsam beschlossen, um sich aller zu erbarmen.[1] Das ist das große Weltgeheimnis der vorausbestimmenden Liebe Gottes und in der Tat die einzige Lösung, die von dem Gedanken eines Vaters der Liebe aus möglich ist: die endgültige Vollendung aller. Als ein „Geheimnis" in feierlichen Worten hat Paulus die letzten Sätze über dieses ewige Problem geschrieben; er war sich bewußt, das Höchste zu sagen, das er sagen könne, eine göttliche Offenbarung, deren Licht ihn beseligte:

O Tiefe des Reichtums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!
Wie unerforschlich sind seine Beschlüsse
und unaufspürbar seine Wege!

Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt,
wer ist sein Ratgeber gewesen?

Wer hat ihm zuerst gegeben,
daß ihm wiedervergolten werde?

Denn aus ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge;
ihm die Ehre in Ewigkeit. Amen.[2]

Man mag lächeln über diese „Illusion" des Apostels, der sein ganzes Volk schon zu seiner Zeit gerettet sah und die Fülle der Heiden eingehen ins Christentum. Kindlich, dieser Standpunkt, als ob die Welt zwischen den Säulen des Herkules und Indien läge, und die Weltgeschichte nach Jahr-

zehnten zu rechnen sei. Kindlich auch die Verschiebung des Problems in die Welt des Jenseits, für die man schwärmen kann, während hier die harten Tatsachen gegen die göttliche Liebe sprechen, die alle rettet. Kindlich endlich, die Ungleichheit zu übersehen, die dann immer noch bleibt, wenn die vielen Tausende doch ihr ganzes Erdenleben ungerettet und unerlöst waren! Alles wahr, und doch hat noch nie ein Mensch über diese Dinge anders als kindlich reden können. Auch die Atheisten nicht, die sich eingesperrt sehen in eine gottlose Welt absoluter Determination und in denen doch der sittlich handelnde Mensch und das Herz voll Liebe rebelliert gegen die Annahme, daß alles Vorausbestimmung sei und auch des Menschen Leben nach ewigen ehernen Gesetzen ablaufe. Es hat sich noch keiner in seinem Glauben und seiner Liebe lähmen lassen durch seine Theorie von der Determination. Sie sind beide in gleicher Verdammnis vor ihrem Denken, der Atheist und der Theist. Und doch, sie leben allein in dieser Spannung. Und leben nur dann glücklich und schaffend, wenn sie sich dem großen Lebensgeheimnis in die Arme werfen, aus seiner Fülle nehmen Gnade um Gnade und Kraft um Kraft. Indem sie sich so mit der geheimnisvoll schaffenden Macht einen, sehen sie sich selber zu wirkenden Kräften werden, durch welche die Weltentwicklung aufwärts steigt. Ich habe es absichtlich atheistisch ausgedrückt, was Paulus erlebt hatte. Aber jeder, der es erlebt, diese Erlösung von dem Problem der Allmacht durch das selige schaffende Leben, der wird auch dem näher kommen, daß dieses Leben ihm ein Du und ein Gott und Vater wird.

Die Weltgeschichte.

Das Gottesproblem hat uns schon zu dem andern hinübergeführt, zu der Frage nach dem Sinn und Verlauf der Weltgeschichte. Kein Grieche hat daran gedacht, die Weltgeschichte unter einen einheitlichen Gedanken zu stellen, der dem ganzen

Ringen und Schaffen der Menschen Epoche und Ziel gibt. Auf semitischem Boden im vorderen Orient sind unter dem Zwang astronomischer Gedanken die Grundlagen zu einer Welteinteilung gelegt worden, die in der Lehre von den Zeitaltern, dem goldenen, silbernen, ehernen und eisernen, bis nach Griechenland hinüberdrang. Das ist der älteste Aufriß der Weltgeschichte, den dann die jüdische Apokalyptik übernommen und das Buch Daniel durch die Weltgeschichte getragen hat. Er war so mächtig, daß er noch Jahrhunderte lang das Römerreich am Leben erhalten hat, als es im Sterben lag. Es durfte nicht vergehen, weil es das Ende der Menschheitsgeschichte war . . . Auch die Lehre von den zwei Weltaltern, dem gegenwärtigen und dem kommenden Aeon, die des Paulus Gedanken über die Weltgeschichte beherrscht, ist noch ein ferner Nachklang jener ältesten vorderasiatischen Zukunftsreligion. Wir haben sie und die anderen Elemente, aus denen Paulus seine Anschauung gebildet hat, schon kennen gelernt. Fast alles lag bereit, und doch bedurfte es noch des tatkräftigen sittlichen Glaubens der israelitischen Prophetie mit ihrer Erwartung einer Gottesherrschaft, der Zukunftswelt des Sittlichen, und endlich eines zwingenden Denkens wie des Pauliniſchen, um den Rahmen zu schaffen, in dem alle christliche Dogmatik und alles weltgeschichtliche Arbeiten bis auf die neueste Zeit gegangen ist.

So bekannt uns diese Lehre ist von Adams Fall und dem Eintritt der Sünde und des Todes in der Welt, von der immer tiefer werdenden Degeneration der „Heiden" in Irrtum und Sünde, von den Verheißungen an Abraham und der Erwählung des Volkes Israel, von Moses, dem Gesetz und dem alten Bund, und wie auch das Volk Israel dann nur ein einziges großes Warten auf den Heiland war, dessen Kommen in Jesus Sünde und Tod vernichtet, die Verheißungen wahr macht, dem Gesetz ein Ende bereitet und die neue Welt des Himmels und der Seligkeit beginnt — so bekannt uns das alles ist, so gilt es doch noch einige Einzelzüge des Bildes ins Auge

zu fassen und zu verstehen, mit welcher Energie Paulus diese Gedanken durchgedacht hat.

Adam-Christus, Abraham-Christus, Moses-Christus; immer wieder münden die weltgeschichtlichen Ansätze in Jesus ein. Das sagen klassisch die drei Sätze: „Wie in Adam alle dem Tod verfallen, so werden in Christus alle zum Leben kommen“ [1], „So viele Verheißungen Gottes es gibt, in Christus ist das Ja dazu“ [2], „Christus ist des Gesetzes Ende!“ [3] Das ist die meisterhafte Konzentration der Gedanken, durch die alles Licht auf Jesus fällt.

Adam — „durch einen Menschen kam die Sünde in die Welt und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, weil sie alle gesündigt haben“. [4] Das ist die alte jüdische Vorstellung, die wir schon kennen gelernt haben; nur daß vielleicht der böse Erbkeim bei Paulus nicht ganz klar angedeutet, sondern die Vorstellung mehr die ist, daß durch Adams Tat die Sünde, dieses höllische Wesen Macht bekam, in die Menschenwelt einzugehen, daß jeder einzelne von ihr durch das Fleisch bezwungen [5] sich unter sie stellte und als ihren „Sold“ den Tod empfing. Wieder anders scheint die Vorstellung nachher zu sein, wenn es heißt, daß durch den Ungehorsam des einen Menschen die Vielen als Sünder „hingestellt“ worden sind. Dann hatte also der Eine eine Art repräsentativer Stellung für alle. Und so ists ganz gewiß gemeint, wenn Christus der andere genannt wird, durch dessen Rechttat allen Menschen die Rechtfertigung und das Leben gegeben wird. Damit wird dem Christus die Rolle eines Repräsentanten der Menschheit zugeschrieben: wie Adam die alte, so beginnt er die neue Menschenreihe. Diese Gedanken verbanden sich mit dem jüdischen Messias an sich nicht. Vielmehr hat Paulus hier deutlich an die Lehre vom Urmenschen, welcher der göttliche, himmlische Mensch ist, angeknüpft, wie er sie an anderer Stelle genauer vorträgt: „Der erste Mensch ist von der Erde, staubgeboren, der zweite Mensch

ist aus dem Himmel. Wie wir das Bild des Staubmenschen getragen haben, so werden wir auch das Bild des himmlischen Menschen tragen"[1]. So geht die Adam-Christus-Spekulation auf ein uraltes Mythologem zurück, das in den Sätzen von der Rechttat des Einen in seltsamer, aber folgenreicher Weise mit der Rechtfertigungslehre verbunden ist.

Abraham — das war nach dem Fluche Gottes der erste Lichtblick in der dunklen Menschheitsgeschichte. Wie das Verhängnis, so galt auch die Verheißung nicht bloß dem Volke Israel, sondern allen Menschen, die durch den Glauben die echten Kinder des Glaubenshelden sind[2]. Oder besser: sie galt zuerst dem Einen, dem Christus, nicht den Vielen, die das Volk Israel ausmachen[3]; durch ihn wird sie dann allen denen geschenkt, die mit ihm durch den Glauben und die Taufe ein Leib werden[4].

Moses — nicht, wie die Juden meinen, der Weg zur Rettung aus dem Verderben, nicht die Bedingung durch deren Erfüllung man die Verheißung bekommt — käme sie nicht durch Gnade, so wäre es keine Verheißung —, sondern der Mann, der die volle Erkenntnis der Sünde in die Welt brachte. Erst durch das Gesetz wird die Sünde voll als Sünde erfahren; es ist „um der Uebertretungen willen hinzugefügt".[5] Sünde war wohl da bis auf das Gesetz; aber Sünde wird nicht als Sünde gerechnet, wenn das Gesetz sie nicht zur Uebertretung stempelt! So war die weltgeschichtliche Aufgabe des Gesetzes, nicht, was das Judentum meinte, daß man in ihm das Leben gewinnen sollte; es sollte vielmehr die Sehnsucht nach der Verheißung vertiefen, indem es die Fehltritte mehrte und empfindlicher machte.[6] Es ist der Zuchtmeister, das Gefängnis der Menschheit gewesen, aus dem sie nach Erlösung schreien sollte.[7] — Das ist das Größte an dieser ganzen Konstruktion der Weltgeschichte, daß sie das Gesetz als negatives Moment für den inneren Fortschritt der Menschheit in die neue positive Erlösungsreligion aufnahm. — Und nun, der

Christus — des Gesetzes Ende, der Befreier vom Fluch des Gesetzes, der ihm sein Recht auf den Menschen und seine Macht nahm, durch den und mit dem man dem Gesetz abstirbt. Er brachte und weihte mit seinem Blut den neuen Bund, nicht des Buchstabens sondern des Geistes. Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig d. h. des Gesetzesbuchstabens letztes Wort war Tod, Tod dem Sünder, des Christus Gabe ist heiliger Geist, der ewiges Leben schafft[1].

Und damit brach die neue Weltzeit an. Als ihr Erstling erhob sich Christus aus dem Grab[2], auferweckt durch die Glorie des Vaters, und sandte den heiligen Geist, das Unterpfand[3], die Erstlingsgabe aus dem Himmel[4], ein Stück aus jener Welt zu den Kindern Gottes ohne Fehl in diesem bösen gegenwärtigen Aeon[5]. Und dann ging die Kunde vom Glauben aus in alle Welt. Die Verstockung der Juden kam nach dem wunderbaren Ratschluß Gottes, damit Platz würde für die Heiden; denn mit der Rettung der Juden naht die letzte Katastrophe, das Ende der Welt. Hier setzen nun alle die altjüdischen Zukunftsgedanken ein, die wir schon kennen gelernt haben. Kaum, daß irgendwo eine Umbiegung durch die geschichtliche Erscheinung Jesu nötig wurde. Beim Klang der letzten Trompete stehen die Christen auf oder werden verwandelt und zu ihm in die Wolken entrückt, um mit ihm zu herrschen — vielleicht tausend Jahr, Paulus nennt keine Zahl —, bis alle Feinde überwunden sind, als letzter der Tod[6]. Dann kommt das Ende der Welt und die neue ewige Gotteswelt, da Friede und Freude und Gerechtigkeit im heiligen Geist herrscht und Gott denen er es bereitet hat schenkt, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist[7].

Achtzehn Jahrhunderte hat dieses Gedankengefüge alle Weltanschauung beherrscht. Mit dem kopernikanischen Weltsystem und dem Entwicklungsgedanken ist es dahingefallen. Welt und Geschichte haben heute eine unendlich größere Breite

und Tiefe. Aber geblieben ist aus allem doch auch uns Heutigen der Glaube an das Aufwärts und Vorwärts, der auch unserer neuen Entwicklungsweltanschauung zugrunde liegt; nein, er ist einfach aus diesem Weltbild genommen, die innerste Seele dieses ganzen Aufrisses. Ohne die vorwärtsdrängende Glut und Hoffnung der israelitischen Prophetie und des Urchristentums und ohne ihr Uebergehen in das elementarste Denken der abendländischen Völker ist auch die eigentliche Stimmung des abendländischen Entwicklungsgedankens nicht zu verstehen. Wissenschaftlich ist die sieghafte Zuversicht, die in ihr liegt, nicht begründet. Sie ist die Frucht des großen Glaubens der christlichen Jahrhunderte.

Das neue Ideal.

Daß Paulus im Gebiet der Sittlichkeit zu den großen Entdeckern gehört, haben wir schon gesehen. Ebenso, daß er den Helden zuzuschreiben ist, von denen Ströme erneuernder Kraft in die Menschheit fließen. Ob er auch ein Denker auf dem Gebiet des sittlichen Lebens gewesen ist, das ist nun die Frage. Soweit jenes nicht ohne dieses möglich ist, würde eine bejahende Antwort eine Selbstverständlichkeit sein. Es handelt sich für uns aber hier darum, wie weit dies Denken zu klaren Urteilsbildungen, zu Ordnung und systematischer Durchführung der Gedanken gekommen ist. Deutlich ist vorab, daß das neue Ideal, das Paulus in der Seele trägt, von ihm immer mehr gelegentlich ausgesprochen wird und sich mehr zu sentenziösen Mahnungen, wie sie der Prediger ausspricht, als zu logischen Sätzen gestaltet, denen auch der zustimmen kann, dem sie nicht Tat und Leben werden. Für die Wirkung dieser Sätze ist das kein Schaden gewesen; nur für die Aufmerksamkeit, welche die wissenschaftliche Ethik ihnen zuwendet, ist es schädlich geworden. Nichts wirkt stärker als eine solche Kette von Imperativen: „Die Liebe sei nicht falsch. Hasset das Arge, hanget dem Guten an. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich, einer

komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid im Eifer unverdrossen, im Geiste feurig. Dienet dem Herrn. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Nehmet euch der Heiligen Notdurft an. Herberget gerne. Segnet, die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht. Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden. Stellt euch einer dem andern gleich, seid nicht ehrsüchtig, sondern haltet euch zu den Niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug. Vergeltet niemand Böses mit Bösem. Denkt immer an das, was edel ist, allen Menschen gegenüber. Wo möglich, so viel an euch ist, haltet mit allen Menschen Frieden. Rächet euch nicht selber, Geliebte; sondern lasset Raum dem Zorngericht [Gottes]. Denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr. Nein, wenn deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht von dem Bösen überwinden, sondern überwinde du das Böse mit Gutem."[1]

Aber das alles ist ganz ungeordnet, Religiöses und Sittliches durcheinander, im allgemeinen wohl ein Fortgang von der Gemeinde, von der der Anfang des Kapitels ganz allein handelt, zur Welt, bis hin zu dem großen Schlußwort über „das Böse", dem tapfersten Wort in der Welt, das eine ganz neue Pädagogik und eine ganz neue Staatslehre hätte schaffen können, wenn es richtig gewertet worden wäre.

Ganz so zusammengegriffen, genial zusammengegriffen, sind z. B. auch die ethischen Ausführungen des Galaterbriefes, soweit es sich um die Aufzählung der Forderungen handelt: „Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Edelmut, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit" und was die vielen Ausführungen des fünften und sechsten Kapitels an Schönem und Gewaltigem wahllos zusammenhäufen.

So müssen wir uns selber das Menschenideal des Paulus aus seinen Worten zusammensetzen. Da klingt denn auch bei

ihm vor allem das neue Ideal wieder in dem Wort Liebe. Und diese Liebe ist ihm nicht bloß Tat, Geduld[1], Sanftmut[2], Barmherzigkeit[3], Wohltat[4], Dienst[5] an den andern, nein sie ist wirklich herzliche Liebe, jener Affekt, der nicht bloß Aeußeres gibt, sondern „die eigene Seele“[6], der den anderen hegt und pflegt, „wie die Mutter“ es tut[7], der sich nach ihm sehnt, wie der Vater nach seinem Kinde[8]. Diese Liebe schämt sich auch nicht zu empfangen, nein, sie will nicht das Geld der anderen, aber „sie selbst“[9]. Und ihrem Umfang nach geht die Liebe nicht bloß zu den Brüdern, wenn auch bei Paulus, wie wir gesehen haben, schon eine leise Verschiebung ins Kirchliche eingetreten ist, sondern auf alle[10]: „Segnet, die euch verfolgen!“[11].

Die Liebe freut sich auch an der Wahrheit. Aus ihr fließt alle Wahrhaftigkeit: „Ich kann nichts wider die Wahrheit, aber alles für die Wahrheit“[12]. Nur nicht sich etwas anquälen! „Alles, was nicht aus Glauben kommt, ist Sünde“[13]. Auch die religiöse Aussprache soll nur nach dem „Maße des Glaubens“ sich ergehen[14]. „Wohin wir gekommen sind, darin wandeln!“[15] Keiner ist vollkommen oder hat es schon ergriffen. So bekennt der Apostel von sich[16]. Gerade hier sind seine tapfersten und seine humorvollsten Worte wie die gegen den Hochmut gefallen: „Was hast du, daß du nicht empfangen hättest?“[17]. „Jeder prüfe sein eigenes Werk, dann wird er seinen Ruhm für sich behalten“[18]. „Die Liebe bläst sich nicht auf“[19].

Tapferkeit und Treue schließen sich an. „Wachet, steht im Glauben, seid männlich und seid stark!“[20] „Euch ist geschenkt worden für Christus einzustehen, nicht nur an ihn zu glauben, sondern für ihn zu leiden!“[21] Von Festsein und Festwerden spricht er gerne. Ebenso hat er sich allzeit zu den Freien und Starken gerechnet. Eben darum wollte er sich nicht wieder von etwas beherrschen lassen, auch nicht von Freiheitsrausch und sinnlicher Leidenschaft[22]. Und den anderen sagt er: „Werdet

nicht der Menschen Knechte!“[1]. Treue ist die Tapferkeit, die „nicht müde wird“[2], der letzte große Wert, nach dem der Herr die Apostel richtet[3], Geduld im guten Werk[4], in der Arbeit des Berufes.[5]

So steht das Ideal des Paulus vor uns in einzelnen kräftigen Sprüchen, die aus der Seele des Mannes bald gewaltig, bald gütig, bald ironisch, bald liebenswürdig ausstrahlen. Im ganzen doch dasselbe Menschenbild, wie es Jesus vorgelebt hatte. Manches vermissen wir an diesem Bild, vor allem das, was nach der Seite des Schönen hin liegt, und den Blick auf das Schaffende in Staat und Volk. Aber es liegt doch mehr daran, daß, wie wir gesehen haben, die Aufmerksamkeit von diesen sozialen Dingen weggewandt ist, der Ekklesia zu. An sich reicht dies Ideal der Liebe und Wahrheit, der Treue und Tapferkeit, die bereit ist, alles Böse in der Welt mit dem Guten zu überwinden, aus, nicht bloß um neue Menschen zu schaffen, sondern auch um durch sie endlich eine neue Welt zu gestalten.

Die sittlichen Motive.

Eine Ethik soll man, wie Nietzsche richtig gesagt hat, stets auch auf ihr „Denn“ ansehen. Und zwar ist dieses Denn ein zweifaches. Das eine interessiert nur wissenschaftlich, nämlich die Frage, ob eine Ethik ihre Forderungen als logisch notwendige Teilforderungen oder Konsequenzen ihres Ideales abzuleiten vermag. Das zweite ist viel wichtiger, nämlich die Frage, welche Motive eine Ethik aufruft, um den Menschen sittlich in Bewegung zu bringen.

Auch jene wissenschaftliche Fragestellung ist sittlich nicht gleichgültig; denn der Mensch folgt lieber dem, was er auch als notwendig klar erkannt hat. Wieder ist zu sagen, daß auch dies Theoretische der Ethik bei Paulus schwach entwickelt ist.

Nur Ansätze finden sich dazu, bestimmte Einzelforderungen der Sittlichkeit als im besonderen Sinne der neuen

Religion notwendig nachzuweisen. Vor allem ist es da die eine zentrale Forderung der Bruderliebe, die Paulus auch rein religiös begründet hat. Nicht etwa aus dem Gedanken heraus, daß alle Christen Gottes Kinder, also Brüder sind — das mag auch irgendwie mitgespielt haben —; klar und deutlich ist dagegen die von uns schon öfters ins Auge gefaßte Begründung aus dem gemeinsamen Besitz des heiligen Geistes, des Christus, der die ganze Christenheit zu einem einzigen „Leib" macht, so daß jeder einzelne ein Glied ist, dessen Leiden alle andern mitleiden macht, dessen Freude alle andern fröhlich macht, das also allen andern dient und dienen soll[1].

Einen Versuch hat Paulus auch gemacht, die Forderung der Keuschheit gegenüber jenen zügellosen Gnostikern prinzipiell zu rechtfertigen. Drei Gründe führt er gegen sie an. Erstlich Speise und Trank können mit der sinnlichen Zügellosigkeit nicht unter den Begriff „natürliche Bedürfnisse" zusammengefaßt werden; denn jene betreffen nur den Bauch und werden mit ihm vergehen wie Fleisch und Blut überhaupt. Diese aber betrifft den ganzen „Leib", und der Leib gehört dem Herrn, der ihn einst auferwecken wird. — Eine Verlegenheitsantwort. Aber nicht viel mehr sind auch die beiden andern Gründe: des Christen Leib ist ein Glied des Herrn, der Christ darf also diesen Leib nicht einem andern geben; in der Liebe werden aber „die Zwei zu einem Fleisch". — Damit würde Paulus in der Tat auch die Ehe, vor allem auch die Ehe mit einem heidnisch bleibenden Gemahl, unmöglich machen, die er im Gegenteil ausdrücklich erlaubt und weiter geführt wissen will. — Denselben Gedanken spricht er dann — wir erwarten das schon — auch in der Form aus, daß der heilige Geist an die Stelle des Christus tritt: „Oder wißt ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des in euch wohnenden heiligen Geistes ist, den ihr von Gott habt, und daß ihr nicht euer Eigentum seid. Denn ihr seid teuer erkauft. Also verherrlicht Gott durch

euren Leib!" Hier tritt für unser Gefühl noch am ehesten eine innerliche Begründung hervor; aber nur, weil wir von vornherein unter heiligem Geist eine Kraft zur Sittlichkeit verstehen und Keuschheit für sittlich halten. Bei Paulus ist der Satz jedoch religiös gemeint und heißt nichts anderes als der vorige Grund. Als Eigentum Gottes, des Geistes darf der Leib nicht der Dirne gegeben werden[1]. Auch diese Begründung geht entweder zu weit — sie trifft die Ehe mit, die Paulus ja allerdings auch nur „gestattet", oder sie trifft überhaupt nicht. Es war eben dem Apostel nach der Ueberlieferung seines Volkes die freie Liebe der Griechen unsittlich und unsympathisch.

Bis heute sind hier in der christlichen Ethik Mängel vorhanden. Vor allem muß die Begründung der Sittlichkeit aus dem Liebesgedanken scharf und klar durchgeführt werden, damit man erkenne, daß überall im Christentum ein einheitliches, geschlossenes Lebensideal vorliegt, nicht unverstandenes Gesetz und Jahrhunderte alte, bloß ererbte Bräuche. — Insbesondere die schweren Fragen, die gerade auf diesem Gebiet von der modernen Betrachtung gegen die überlieferte christliche Sittlichkeit erhoben sind, werden oft nicht mit dem nötigen Ernst und der Gründlichkeit und Offenheit, die sie verdienen, behandelt. Statt dessen hat man durch mattherzige Prüderie in unserm Volksleben einen Sumpf sich bilden lassen, in dem die giftigsten Blumen üppig gedeihen und das ganze Volk anzustecken drohen. Es ist Zeit, daß auch die Theologie anfängt, über diese schweren Fragen auf wissenschaftlicher Grundlage schärfer nachzudenken, die Forderungen der christlichen Sittlichkeit auch im einzelnen besser zu begründen, zu zeigen, warum hier notwendige und lebenschaffende Ideale zu erhalten sind und wie sie in die Jugend gepflanzt werden können.

Fragt man endlich nach den Motiven, die Paulus aufruft, um den Menschen zum sittlichen Sein und Tun zu führen, so ist auf jene wesentliche Entdeckung hinzuweisen, die der

Prophet Paulus gemacht hat: Es bedarf gar keines Aufrufs; der Christ kann nicht anders. Liebe, Freude, Friede ist eine Frucht des Geistes. Die Ros' ist ohn' Warum. Das ist das Entscheidende und Tiefste, auch an allen wesentlichen Stellen seiner Briefe, wie wir gesehen haben, von Paulus klar festgehalten.

Diese ganze Gedankenreihe würde, wenn sie folgerichtig durchgeführt wäre, mit sich bringen, daß alle sittlichen Grundsätze nicht in Befehlsform, sondern als einfache Aussagen auftreten müßten. Da Paulus aber nicht konsequent ist, so schwanken die Sätze oft zwischen der Versicherung, daß die Sittlichkeit eine notwendige und selbstverständliche Folge der Frömmigkeit sei, und dem überlieferten Hinweis, man „müsse" um seiner Frömmigkeit willen gut sein. Der Imperativ erweist sich in der Praxis des Lebens immer noch so sehr als notwendig auch für den „Wiedergeborenen", daß kein Lehrer, kein Erzieher und kein Missionar auf ihn verzichten kann. Aber so wenig konsequent hier Paulus im allgemeinen erscheint, so fein durchdacht sind seine Gedanken im einzelnen. Er hat eine wundervolle Fülle der religiösen Motive in seinen Briefen und weiß bei allen Erlebnissen die Aufgabe einleuchtend aus der Gabe abzuleiten. Die größten Sätze sind schon früher angeführt, hier nur noch einige durch ihre Form besonders interessante: „Wir, die wir der Sünde abgestorben sind, wie sollen wir noch der Sünde leben?" [1] „So erachtet euch also gleichfalls für tot der Sünde, aber lebend für Gott in Christus Jesus. Also soll die Sünde in eurem sterblichen Leibe nicht herrschen, daß ihr seinen Begierden gehorchen würdet, noch gebt der Sünde eure Glieder als Waffen der Ungerechtigkeit hin, sondern gebt euch Gott hin, weil ihr aus dem Tod wieder lebt, und eure Glieder als Waffen der Gerechtigkeit für Gott. Denn die Sünde wird über euch nicht herrschen, seid ihr doch nicht mehr unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade" [2]. Dabei ist Paulus keineswegs bei

den allgemeinsten Gedankenreihen stehen geblieben. Mit außerordentlicher Feinheit hat er an jeden der dargelegten theoretischen Gedanken seine praktische Folge angeschlossen. Von der Rechtfertigungslehre aus lautet sie so: „Ihr waret Sklaven der Sünde, aber frei geworden von ihr seid ihr Sklaven der Gerechtigkeit geworden“[1] oder: „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder; doch [sollt ihr] die Freiheit nicht zum Anreiz für das Fleisch [in selbstsüchtigem Sinne mißbrauchen]; sondern dient einander in Liebe!“[2] Noch schärfer von der besondern Theorie vom Loskauf aus lautet die Begründung so: „Oder wißt ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, den ihr von Gott habt, und daß ihr nicht euch selber gehört! Ihr seid teuer erkauft. So verherrlicht Gott durch euren Leib!“[3] Gott hat das Werk vollbracht, Gott zu leben und ihm zu dienen, ist darum des Christen Pflicht[4], Gott oder dem Herrn, der die Erlösung vollbracht hat[5].

Eine leichte Nuance ins Kirchliche liegt vor, wo die Formel lautet: „Gottes oder des Evangeliums würdig[6]; aber auch dann noch ist es eine Begründung der Ethik aus dem Mittelpunkt des religiösen Lebens ohne den Lohngedanken.

Das Motiv der Dankbarkeit gegen Gott, der so Großes an seinen Kindern getan hat, hat Paulus in diesem Zusammenhang — anders als Luther — nicht angewandt. Aber es ist natürlich nicht viel anders gemeint, wenn Paulus vom Opfer des Leibes spricht, das man Gott geben soll im Gedanken an seine Barmherzigkeit[7].

Interessant ist es, daß auch die Gotteskindschaft als Folge des Geistesbesitzes ethisch von Paulus gewertet wird. Damit trifft er am nächsten mit der eigenartigen Begründung der Ethik durch Jesus zusammen, und doch wieder so, daß man sieht, wie er von seiner Mystik aus auf ganz anderem Wege zu dem verwandten Gedanken gekommen ist. Nicht nur in Röm. 8 ist dieser Gedankengang angedeutet[8], sondern

seine schönste Gestalt hat er an der Stelle Phil. 2, 14 f. gewonnen: „Alles tut ohne Murren und ohne Zweifel, damit ihr untadelig und lauter werdet, ‚Kinder Gottes ohne Fehl', mitten in einem ‚verkehrten und verdrehten Geschlecht', unter denen ihr leuchtet wie Sterne in der Welt."

Aber haben wir damit nicht die „eigentliche" Begründung der sittlichen Forderung ganz verschwiegen? Christen und Unchristen versichern uns, daß wie das Christentum überhaupt, so auch Paulus das Gute nur gefordert habe unter Hinweis auf den Lohn im Himmel und vor dem Bösen nur warne mit der Drohung vor der Hölle. Und stehen nicht in den Briefen des Paulus genug Stellen, an denen er diese Motive verwendet? Das letztere ist richtig, und doch ist die ganze Rede grundfalsch. Wir haben schon gesehen, daß Paulus überall, wo er grundsätzlich die Frage erhebt, warum ein Christ das Gute tue und tun solle, nicht auf Lohn und Strafe, sondern auf die erlebte Erlösung verweist, aus der das sittliche Leben entspringen solle und entspringe wie die Frucht aus der Blüte. Wenn daneben bei ihm der alte jüdische Lohngedanke hin und wieder stehen geblieben ist oder stark hervortritt, so ist dieser Widerspruch ebenso begreiflich, wie der zwischen dem Indikativ und dem Imperativ des sittlichen Lebens überhaupt. Die „Frucht des Geistes" erwuchs nicht überall, sondern es gab in den Gemeinden noch recht grobe Sünden. Da flammt der Zorn des Bußpredigers auf, und mit der prophetischen Entrüstung kehren auch die Formen der prophetischen Pädagogik wieder. Dazu kommt oft noch die stilistische Gewohnheit aus dem Judentum, die sittlichen Mahnungen nach dem großen Vorbild des Gesetzes mit Drohung und Verheißung zu schließen. Interessant ist an der ganzen Sache nur, daß Paulus so oft nicht gemerkt hat, daß hier ein Motiv das andere ausschließt. Friedlich stehen sie bei ihm nebeneinander. Ein paar Beispiele: „Also, meine Brüder, sind wir Schuldner nicht dem Fleisch, nach dem Fleisch zu leben. Denn wenn ihr nach dem

Fleische lebt, werdet ihr sterben; wenn ihr aber durch den Geist die Triebe des Leibes absterben macht, werdet ihr leben. Denn alle, die vom Geist Gottes getrieben werden, sind Söhne Gottes"[1]. Hier beweist das Nebeneinander eines „also" und eines „denn", daß zwei Begründungen der Sittlichkeit unvereint nebeneinander stehen, die eine, die mit „also" aus der geschehenen Erlösung, aus dem Besitz des Lebens die Sittlichkeit als „Schuldigkeit" ableitet, und die zweite, die mit „denn" wieder die alten Gedanken an den Lohn des ewigen Lebens, die Erbschaft der Gottessöhne bringt, die vererbten jüdischen Motive. Aehnlich stehen im Galaterbrief beide Gedanken nebeneinander. Zuerst jener neue, christliche in wundervoller Schärfe: „Wenn wir durch den Geist das Leben haben, wollen wir auch im Geiste wandeln"[2], danach der alte, daß wer auf das Fleisch sät, vom Fleisch natürlicherweise die Verwesung ernten wird, wer auf den Geist sät, der wird von ihm das ewige Leben ernten[3].

Nur selten einmal hat der innerliche und eigentliche Gedanke den Lohngedanken durchdrungen und verfeinert, wie in folgenden Sätzen: „Daher werden wir nicht schlaff: Nein, wenn auch unser äußerer Mensch sich aufreibt, so wird doch der innere Tag für Tag neu. Denn des Augenblicks leichte Last an Trübsal erwirbt uns über alles Verhoffen hinaus einen ewigen Schatz himmlischer Glorie, wenn wir nicht sehn auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; ist doch das Sichtbare zeitlich, nur das Unsichtbare ewig!"[4] In solchen Sätzen ist der Lohngedanke ganz verschlungen von einer Sehnsucht, die schon jenseits jeder kleinlichen Absicht steht, die das ganze Herz erfüllt und den köstlichen Schatz im Himmel nur als wunderbare Gabe erwartet, um deren willen ein Ausharren in der Not dieses Daseins sich gewiß „lohnt". Gewöhnlich stehen die beiden Gedanken unverbunden nebeneinander, am Anfang meist die Ableitung aus dem innersten Erleben und am Ende der Ausblick auf Lohn und Strafe; man nehme als

Beispiel Röm. 12, 1 ff. und 13, 11—14. Das ist ebenso widerspruchsvoll, wie wenn man einem Kinde sagt: Liebe deinen Vater, denn er hat dich zuerst geliebt; tust du es aber nicht, so wird er dich schlagen! Paulus hat nicht gefühlt, daß sich zwei Religionen bei ihm hart stoßen, die jüdische Gerechtigkeits- und die neue Erlösungsreligion, die Religion des wiedergeborenen, erneuten Innenlebens. Wir aber müssen scharf erkennen und klar sagen, daß nur in dieser Religion die Höhenlage des Christentums, weil der Fortschritt über das Judentum und jede Gerechtigkeitsreligion hinaus, festgehalten wird.

Neben die theoretischen Sätze, welche die sittlichen Forderungen begründen, tritt als vornehmstes Motiv zur sittlichen Tat das Vorbild Jesu. Nachfolge Jesu, ja „Nachahmung" Jesu ist bereits dem Apostel Paulus eine immer wiederkehrende Forderung gewesen[1]. Daraus, daß dieses Motiv der Nachfolge Jesu in den Briefen des Apostels überall auftritt, läßt sich entnehmen, daß es auch in seiner Predigt eine Rolle gespielt haben muß. Es war ja auch viel leichter verständlich als die feinen theoretischen Gedankengänge, die sonst die Sittlichkeit begründen.

Noch einfacher hat Paulus öfters zu seiner Gemeinde gesagt: Macht's wie ich, „werdet meine Nachahmer!"[2] Auch das hat er nicht in plumper und geistloser Weise gemeint. Ja vielleicht haben nirgend seine Gemeinden besser lernen können, daß Sittlichkeit eine feine und persönliche Kunst ist, als an dem großen Widerspruch, der zwischen den Forderungen besteht, die der Apostel an sich stellte, und denen, die er seinen Gemeinden auferlegte. Er mußte alle Forderungen des strengen Enthusiasmus erfüllen. Er heiratete nicht, seinen Gemeinden erlaubte er es wenigstens. Er mußte auf ein ruhiges, seßhaftes Leben in der Welt verzichten, seinen Anhängern gebot er es. Er nahm kein Geld für seine Lehre, bei andern Aposteln fand er das Gegenteil richtig. Er mußte immer wieder mit der Staatsgewalt in Konflikt kommen, von seinen Ge-

meinden verlangte er unbedingten Gehorsam. Man mußte wahrlich sein Vorbild nicht mechanisch, sondern mit Geist und Herz in sich aufnehmen, um sein echter Nachfolger zu werden, „wie er des Christus".

Es liegt viel Stolz und gutes Gewissen in dem Wort: „Werdet meine Nachfolger!" oder in dem andern: „Ich fürwahr laufe so, daß ich weiß, es ist nicht ziellos; ich fechte so, daß ich weiß, ich schlage nicht in Luft! Ich betäube meinen Leib und bändige ihn, damit ich anderen predigend, nicht selber unbewährt erfunden werde."[1] Hatte Paulus ein Recht zu solchen Worten? Hallen seine Briefe nicht wider von schweren Anklagen seiner Feinde? Und hat ihn nicht noch der letzte große Gegner des Christentums in seinem „Antichrist" als den Träger eines niedrigen, gemeinen Racheinstinkts der Enterbten gegen das goldene Rom hingestellt, sein ganzes Glauben und Hoffen, seine Predigt der Liebe und Güte als versteckten Haß und gemeinen Neid der Tschandalakaste gebrandmarkt? Wem sollen wir glauben? Seinen alten und neuen Gegnern oder seinen Worten? Diese Frage wollen wir uns beantworten, indem wir ihn zuletzt losgelöst von seinen hohen Aussagen über die neue Religion und losgelöst von seiner Berufsarbeit einfach als Menschen uns vor die Seele stellen.

Der Mensch.

Als wir den Apostel betrachteten, wie er sich nach außen hin selber kund tat, wie er seines Herzens höchste Stunden als Prophet enthüllte und als Theologe rechtfertigte und verteidigte, wie er seinen Glauben predigte, die Herzen gewann und die Neubekehrten mit sittlichem Ernst und weltklugem Sinn zu einer großen Gemeinschaft zusammenschmiedete, war es immer zugleich eine Seite an dem Menschen Paulus, die uns beschäftigte und ergriff. Aber wir haben noch andere, menschlichere Fragen an ihn. So ist es zum Beispiel gleich ein leicht verständlicher Wunsch, daß wir gern wissen möchten, wie das Aeußere des Mannes ausgesehen hat, dessen innerer Mensch und dessen Tätigkeit uns so stark beschäftigt haben und so wichtig für die ganze abendländische Menschheit geworden sind. Indessen hierüber ist nicht mehr viel auszumachen. Ein Mann aus dem zweiten Jahrhundert, der einen der ersten Paulusromane geschrieben hat – früher nannte man ihn die Akten des Paulus und der Thekla – hat den Apostel so geschildert: „Er war ein Mann von kleiner Gestalt mit kahlem Kopf und krummen Beinen. Seine Haltung war edel. Seine Augenbrauen waren zusammengewachsen und seine Nase sprang vor. Sein Gesicht war voll Freundlichkeit; bald sah er aus wie ein Mensch, bald hatte er eines Engels Antlitz." Wieviel an diesem Bilde Ueberlieferung, wieviel Phantasie und wieviel nach dem Schema gearbeitet ist, daß Gott sich dessen annimmt, was weder Gestalt noch Schöne hat und wegen seiner Häßlichkeit

verachtet ist, kann heute nicht mehr festgestellt werden. Eine imponierende Erscheinung auf den ersten Blick ist Paulus nicht gewesen. Er sagt es selbst, und seine Gegner höhnten ihn darum. Aber die Macht seiner Persönlichkeit muß auch wieder ebenso unbestreitbar den gebrechlichen Körper durchleuchtet haben. Ueber seine Krankheit will ich hier nicht mehr ausführlich sprechen; was sie in seinem Leben bedeutet hat, ist an verschiedenen Punkten der Darstellung hervorgehoben worden. Sein heldenhaftes Wesen, die beherrschende Kraft seiner Persönlichkeit, die er in Bekehrungen und „Wundern" an andern bewies, leuchten nur um so stärker auf dem düstern Hintergrund seiner Krankheit, und was er einst als Antwort seines „Herrn" im Gebet hörte: „Meine Kraft kommt zur vollen Blüte in der Krankheit"[1], das ist als Motto über das Leben des Paulus zu schreiben.

Schlacken.

Nie ist das gewaltige Temperament des Apostels ganz und restlos in seinem Ideal „Friede, Freude, Liebe, Geduld, Sanftmut"[2] aufgegangen. Er konnte auch als Christ noch hassen, fluchen und verdammen. Das Wehe Jesu[3] klingt doch anders als solche Worte seines Apostels: „Auch wenn ich oder ein Engel vom Himmel euch anders predigen würde, als ich gepredigt habe, so sei er verflucht! Wie ich zuvor gesagt habe und nun noch einmal sage: wenn jemand euch anderes predigt, als was ihr empfangen habt, so sei er verflucht!"[4] Es ist nicht jene heilige Ueberlegenheit des Zornes, sondern eine aufgeregte Wildheit in diesen Worten. Und fast grotesk klingt das alte Temperament durch, wenn Paulus den ersten Korintherbrief mit den Worten schließt: „Wenn einer den Herrn nicht liebt, so sei er verflucht"[5]. Das ist der fanatische Eifer für das Heilige, aus dem später jene schreckliche „Liebe" der Kirche geboren ward, die den Ketzer dem Flammentode überlieferte. Auch Paulus hat schon einen Sünder, allerdings in einem Fall, der

selbst „bei den Heiden unerhört" war[1], durch seinen Fluch töten oder andere als Lügenapostel und Satansdiener wenigstens ausweisen wollen. Es handelt sich da freilich um schwere sittliche Vergehen, oder um Heuchelei, die sich nur christlich stellt, oder um eine Zerstörung des Christentums durch das wiedereindringende Judentum; es sind noch nicht spitzfindige Dogmenfragen, um deren willen er Tod oder ewiges Verderben auf den schlechten Bruder herabflucht. Aber wenn einmal erst der Weg der „Böses mit Gutem überwindenden" Liebe auch dem Elendesten gegenüber verlassen ist, so gibt es kein Halten mehr. War er einst ein Fanatiker gewesen, dem auch das Grausigste notwendig erschien „zu Gottes Ehre", so hat er als Christ freilich dem Andersgläubigen gegenüber eine andere Haltung gewonnen, aber dem „falschen Bruder" gegenüber bricht hier und da doch noch einmal der alte harte und grausame Mensch durch.

Ebenso stark hebt sich Paulus durch sein häufiges Sichverschwören von der Klarheit, Lauterkeit und Sieghaftigkeit Jesu ab. Wie königlich ist Jesu Wort über die Verleumdungen, die seine Feinde gegen ihn ausstreuen: „Wem soll ich dies Geschlecht vergleichen? — Sie sind den Kindern gleich, die auf den Märkten sitzen und ihren Gespielen zurufen: ‚Wir haben euch zum Tanz aufgespielt und ihr seid nicht gesprungen, wir haben euch ein Klagelied gesungen und ihr habt euch nicht an die Brust geschlagen'. — Denn es kam Johannes, er aß nicht und trank nicht, und sie sagten: ‚Er hat einen Dämon!' Es kam der Menschensohn, aß und trank, und sie sagen: ‚Siehe, er ist ein Fresser und Weintrinker, der Zöllner Freund und der Sünder!'"[2] Paulus verteidigt sich anders. Auch er kann stolz und hoheitsvoll sein; aber er ist immer aufgeregt und heftig, steht nicht in unberührter Reinheit über den Vorwürfen, sondern muß drohen und klagen, sich rechtfertigen und um Glauben werben. Man lese einmal den zweiten Korintherbrief, besonders seine vier letzten Kapitel, im Zusammenhang

unter diesem Gesichtspunkt, und man wird sofort den Abstand von Jesus erkennen. Paulus selbst hat, wie wir schon sahen, ihn gefühlt und in diesem Fall gewußt, daß, was er tat, nicht „dem Herrn gemäß" sei[1]. Aber er hat es für nötig gefunden, „ein Narr zu werden", weil er um seine Gemeinde eifre im Gotteseifer[2]. Er ist nicht ausgeglichen in seinem Wesen. Die Leidenschaft geht mit ihm durch, und sein Wort ist nicht immer der ruhevolle Ausdruck des Besten in ihm. Eine gewisse Weichheit und Nachgiebigkeit denen gegenüber, die ihm persönlich entgegentraten, kam dazu, um seinen Gegnern Anlaß zu geben, ihm Doppelzüngigkeit vorzuwerfen. Und er greift dann leider oft zu dem alten Mittel seines Volkes und aller Völker, zu dem Schwur, der Jesus so zuwider gewesen war. Paulus kennt das Wort vom Ja, das ein Ja, und Nein, das ein Nein ein soll, und doch verschwört er sich immer wieder: „Gott ist mein Zeuge." Das mag an vielen Stellen nur alte jüdische Gewohnheit, an einzelnen sogar ein feiner, intimer Zug sein — so wenn er den Römern mit Voransetzung dieses Wortes versichert, er bete immer für sie[3] — : es ist eine schlechte Gewohnheit und nicht sympathisch, besonders dann nicht, wenn Paulus eine Gemeinde mit dieser Formel seiner Liebe versichert[4]. Verständlicher wird es, wo er sich gegen schnöde Vorwürfe zu verteidigen hat[5]; doch auch dann empfinden wir es als seiner nicht würdig, wenn er etwa den Prahlhänsen in Korinth gegenüber sagt: „Ich rufe Gott als Zeuge an gegen meine Seele, daß ich nur um euch zu schonen nicht mehr nach Korinth gekommen bin"[6].

Wir haben auch schon gesehen, daß er im Kampfe seinen Gegnern nicht immer gerecht worden ist, weder ihren Motiven noch ihrem geschichtlichen Recht, das in der wesentlich konservativeren Haltung Jesu dem Gesetz gegenüber lag. Aber Paulus hatte den Geist der Geschichte für sich, auch das Evangelium Jesu nach seinem wesentlichen Inhalt. Ueberdies ist es ein Gesetz der Weltgeschichte, daß da, wo ein Großes, Neues ins

Leben treten soll, seine Vorkämpfer nicht „gerecht", nicht „weise" und nicht voll geschichtlichen Verständnisses auch für den Gegner sein können. Wo Paulus im persönlichen Streit — er war von einem Korinther beleidigt worden — einmal zu weit gegangen war, hat er seinen Fehler eingestanden und sich dem milden Beschluß der Gemeinde über seinen Widersacher freundlich und ihn noch überbietend gefügt[1]. Doch kann der Satz auch nur eine liebenswürdige Form des Schriftstellers sein, mit der er seine eigene Bereitschaft zum Verzeihen entgegen einem strengen Vorgehen der Mehrheit in Korinth ihnen ins Herz schreibt und zu gut kommen lassen will. Darauf führt der erste Vers dieses etwas undeutlichen Kapitels.

Hat man dann noch einmal betont, daß sein scharfer Verstand und seine pharisäische Schulung ihn zu manchen Spitzfindigkeiten verlockt haben, von denen man nur schwer annehmen kann, daß sie ihm mehr sind als bloße Mittel im Kampf um den Bibelbuchstaben, so hat man die Schattenseiten seiner großen Vorzüge und die unbezwungenen Reste seines Temperaments und seiner Erziehung wohl vollständig überblickt.

Menschliche Größe.

Sie verschwinden doch fast ganz gegen die Größe und gegen die menschlich liebenswerten Züge im Wesen des Apostels. Jeder der die Briefe des Paulus mit offenem Sinne liest, wird von der Wucht des Mannes, von der Leidenschaft seiner Empfindung und der Stärke seines Wollens ergriffen. Solchen Eindruck machte er aber auch zu Lebzeiten auf alle, die ihm nahe kamen. Wir haben als Zeugen dafür nicht bloß die Nachricht von seinen „Wundertaten", sondern auch noch das schon angeführte Reisetagebuch eines seiner Begleiter. Es enthält meist trockene Notizen über Stationen und Aufenthalt; aber mitten dazwischen auch einzelne Bilder von den Taten und Reden des Apostels, aus deren naiven Sätzen die Ergriffenheit und die Verehrung des Genossen seiner Taten und Leiden so stark sprechen.

Aus Philippi erzählt er uns, wie ein wahrsagender Dämon, der in eine Magd gefahren ist, mit dem Apostel zusammentrifft. Viele Tage hindurch läuft das hysterische Mädchen dem Apostel und seinen Begleitern schreiend durch die Straßen der Stadt nach, bis Paulus endlich den Dämon anruft, ihm gebietend, auszufahren, „und der Dämon verließ sie augenblicklich“[1]. Noch Größeres vermag der Apostel in den Augen seiner Gefährten. Auf der Reise nach Jerusalem war's, daß Paulus in Troas im Obergemach eines Hauses predigte bis tief in die Nacht hinein. Ein Jüngling hatte sich ins Fenster gesetzt und war eingeschlafen. Durch eine ungeschickte Bewegung fiel er hinunter — aus dem dritten Stockwerk — und ward tot aufgehoben. Paulus eilte hinab, warf sich über ihn, umfaßte ihn und sprach: „Seid nicht erschrocken, seine Seele ist in ihm“[2]. So erzählten sich flüsternd die Männer, und alle erinnerten sich daran, daß ähnlich der große Elisa den Sohn der Sunamitin vom Tode erweckt hatte[3]. Es wäre ihnen lächerlich und ungläubig vorgekommen, zu fragen, ob die Worte des Apostels nicht auf etwas anderes hinwiesen und ob da nicht nur eine Ohnmacht oder Betäubung gewesen sei. — Der gewaltige Mann tat aber nicht bloß „Wunder“, er war auch fest gegen alle Fährlichkeiten, die andere Menschen vernichten. Als ihn auf Malta eine Natter anfällt, die die Wärme des Feuers aus dem Reisig hervorlockt, erzählt uns sein Begleiter sehr anschaulich, sitzen die „Barbaren“ entsetzt um das Feuer und starren den Apostel an: „Sicher ist der Mensch ein Mörder; eben ward er aus dem Meer gerettet, und doch läßt ihn die Vergeltung nicht leben!“ „Er aber schüttelte das Tier ab ins Feuer, und es widerfuhr ihm nichts Schlimmes. Da warteten sie, ob er nicht den Brand bekommen oder plötzlich tot umfallen werde. Als sie lange gewartet hatten und sahen, daß ihm kein Unheil zustieß, änderten sie ihre Meinung und sagten: Er ist ein Gott.“ Eine natürliche Erklärung für den Vorgang zu suchen, wäre

dem ehrlichen Mann, der die Szene miterlebt hat, als ein Frevel am Heiligsten erschienen, so naheliegend sie ist. Nur die gewaltige Gotteskraft konnte den Helden vor dem sichern Tod durch die giftige Schlange wunderbar bewahrt haben[1].

Denselben Eindruck seiner Ueberlegenheit und Kraft gibt die Art wieder, wie der Reisegefährte das Auftreten des Apostels, der bloß ein Gefangener und in Wahrheit doch der Befehlende ist, auf dem Schiff in den Gefahren der Seereise schildert. Paulus weiß besser als der Schiffskapitän, wie gefahrvoll die Reise werden wird und warnt vor unzeitiger Fahrt[2]. Als dann der schwere Sturm eintritt und alles auf dem voll mit Menschen beladenen Transportschiff den Kopf verloren hat, behält wieder Paulus allein den Mut. Er, der Gefangene, der verachtete Jude, tritt mitten unter sie und spricht: „Ihr Männer, ich heiße euch getrost sein. Denn in dieser Nacht ist ein Engel des Gottes, dem ich gehöre, dem ich auch diene, zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Fürchte dich nicht, Paulus, du sollst vor den Kaiser kommen, und siehe, Gott hat dir alle geschenkt, die mit dir fahren!' Darum seid wohlgemut, ihr Männer! Ich glaube Gott, daß es so kommt, wie mir gesagt ward. — Wir müssen auf eine Insel stoßen." Und als sie dann in der Nacht in der Nähe des Landes immer noch in großer Gefahr ankommen und die Matrosen verräterisch das Schiff verlassen wollen, ist es wieder Paulus, der den Anführer der Soldaten auf die Gefahr, die ihnen droht, aufmerksam machen muß. Er redet den Erschöpften zu, Nahrung zu nehmen, und macht einen so tiefen Eindruck auf den Hauptmann der Kohorte, daß er nicht nur sein, sondern auch seiner Mitgefangenen Leben rettet, als die Soldaten sie lieber töten als beim Schwimmen ans Land verlieren wollen[3].

So stand der Apostel seinen Gefährten vor der Seele, ein Mann des Gottvertrauens und der Traumgesichte, ein Mann voll übernatürlicher Wunderkraft, umflossen von einer Sphäre heiliger Unverletzlichkeit; aber auch ein Mann des klugen Rates,

der scharfen Menschenkenntnis, des raschen Handelns, der furchtlosen Tat, ein Mann, der in Banden noch allen andern Männern überlegen ist.

Für diese bezwingende Macht seiner Person war wichtig, daß er selbst, wie wir gesehen haben, ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott und seine Mission besaß. Wie seine Jünger, hat auch er ja von sich geglaubt, daß er von einer geheimnisvollen Wunderkraft, von dem Christus, erfüllt sei und von Gott wider alle Fährlichkeit auf wunderbare Weise bewahrt werde. Dies felsenfeste Gottvertrauen wirkt aber immer wieder auf die Seele der Menschen mit bergeversetzender Gewalt und steigert die Wirkung des natürlichen Mutes und der angeborenen Tatkraft ins Unermeßliche.

Gewinnende Liebe.

Freilich diese Eindrücke der Kraft und Heldenhaftigkeit, der Leidenschaft und Glut seines Wesens, sind nur die eine Seite. Wer tiefer sieht und sorgfältiger beobachtet, dem lösen sich aus diesen schweren Massen der Eindrücke langsam wie lichte Schatten eine Reihe andrer Tatsachen ab, die auf eine feine, weiche, herzliche Persönlichkeit von hinreißender Liebenswürdigkeit deuten.

Vielleicht erstaunen manchen solche Worte des Apostels beim ersten Lesen so sehr, daß er lieber dem scharfen Verstand als dem innersten Wesen des Paulus solche feinen und zarten Sätze zutraut. Und in der Tat, der Mann, der selbst so viel gelitten und erlebt hatte, der um seine Seele gerungen hatte mit Gott und den Teufeln, dem dann aber auch seine Seele zu einem unergründlichen Quell der Wahrheit wurde, er ist einer der größten Seelenkenner der alten Welt gewesen. Je schwerer sein eigenes Ringen war, je tiefer die Wunde war, die er sich geschlagen hatte, desto feiner ward sein Verständnis für die andern, desto stärker die Macht seiner Worte, die er in genauer Berechnung ihrer Wirkung zu wählen wußte.

Vieles der Art haben wir besonders in dem Abschnitt über die Entstehung der Kirche beobachtet, und selbst bis in sein liturgisches Gebet hinein konnten wir die Feinheit seines Stils und seiner psychologischen Berechnung verfolgen. Nicht minder fein ist er mit seinem Lob. Er weiß, daß nichts mehr erzieht als ein Lob, das selten, aber im rechten Augenblick gespendet wird, und als das Vertrauen, das man in einen Menschen setzt; wenigstens handelt er nach diesen Grundsätzen. Wenn er die Korinther zum Geben erziehen will, schreibt er ihnen, er habe die Mazedonier dadurch besonders eifrig gemacht, daß er ihnen gesagt habe, „Achaia (d. h. Korinth) sei schon seit vorigem Jahre bereit".[1] Und hier ist einmal ein Fall, wo der Diplomat sehr deutlich zum Vorschein kommt: die Mazedonier hat er mit seinem Lob der Korinther angespornt, die Korinther mit dem Lob der Mazedonier, denn nicht weit davon schreibt er nach Korinth: „Laßt euch erzählen, meine Brüder, von der Gnade Gottes, die den Gemeinden in Mazedonien gegeben ward, wie unter großer Trübsalsprüfung die Fülle ihrer Freude [über ihren neuen Glauben] und ihre tiefe Armut einen Reichtum von Güte zutage gefördert haben. Denn nach Vermögen und — ich bin Zeuge — über Vermögen von selbst haben sie mich unter eifrigem Zureden gebeten, an dieser Gnade und Hilfeleistung für die Heiligen teilnehmen zu dürfen. Und [sie haben gegeben] nicht [etwa nur so viel] wie wir hoffen konnten, nein, sie haben sich selbst hingegeben, dem Herrn zuerst und mir nach dem Willen Gottes. So konnte ich denn dem Titus zureden, er möge doch, wie er diese ‚Gnade' angefangen habe, sie nun auch vollenden und zwar bei euch."[2] Dabei versichert er fein, ihm liege jeder Zwang fern: „Nicht als Befehl sage ich es", auch verlange er nicht, daß sie über ihre Kraft geben sollen. „Denn einen f r ö h l i c h e n Geber hat Gott lieb".[3]

Besonders geschickt sind auch die Erörterungen über die Parteien in Korinth, zumal die Art, wie er Apollos hier stets neben sich stellt, ganz auf gleichem Fuße behandelt und Hand

in Hand mit ihm der in Spaltung begriffenen Gemeinde, also auch seinen und des Apollos Anhängern, gegenübertritt[1]. Auch im Schlußkapitel erscheint der bei dem Apostel weilende Apollos ganz mit ihm einig gegenüber den Anführern seiner eignen Partei in Korinth[2]. Man lese einmal unter diesem Gesichtspunkt die Kapitel 2—4 des ersten Korintherbriefes, und man wird die Feinheit bewundern, mit der hier jedes Wort und jedes Bild gewählt ist. Paulus hat gepflanzt, Apollos begossen, Paulus das Fundament gelegt, Apollos darauf gebaut; beider Werk wird geprüft — nicht von den Korinthern, sondern von Gott. Nichts sucht man an einem Haushalter, als daß er treu erfunden werde. Ueberall vereinigt Paulus ein volles Bewußtsein von dem, was er für die Gemeinde bedeutet, mit der feinsten Zurückhaltung und genauesten Abwägung der Worte über den Apollos, die diesen nicht verletzen dürfen und doch seinen Anhang ins Unrecht setzen müssen.

Der Beispiele könnten noch viele aufgezählt werden; es genügen die wenigen zur Anregung für behutsame und eindringende Leser. So gewiß es auch die große Klugheit des Apostels ist, die ihn so geschickt auf die Menschenseelen einwirken läßt, so falsch wäre es zu meinen, daß hier der Verstand alles sei. Im Gegenteil: Feinheit und Zartsinn können nur echt und schließlich auch nur wirksam sein, wo sie aus einem liebevollen und liebenswerten Herzen entspringen. So wenig wie Vornehmheit kann Liebenswürdigkeit gelernt werden. Ihre Quellen liegen tiefer als auf dem Boden, wo Routine und Klugheit wachsen. So ist es auch bei dem Apostel vor allem die Güte des Herzens, die wie die Sonne nach einem schweren Wetter immer wieder durchbricht, wenn seine Leidenschaft in Zorn, Ingrimm und Ironie erschreckt oder weh getan hat.

Besonders entzückend und überraschend wirkt solch jäher Umschlag in seinen heftigsten Briefen, in dem an die Galater und in den vier letzten Kapiteln des zweiten Korintherbriefes.

An zwei Stellen unterbricht er im Galaterbrief die schweren aufeinandergehäuften Tatsachen und Gedankenmassen, die von ihm mit der ganzen Wucht seines Apostelbewußtseins und mit der ganzen Glut seines Zornes herausgeschleudert werden, um seine abtrünnige Gemeinde bei ihrer alten Liebe zu ihm und ihrer Bewunderung für ihn zu packen. Nach dem jähen und schroffen Absturz des ersten Teiles, dessen Schlußrede wir früher gehört haben, setzt er mit einem zu Herzen dringenden Schmerzensruf neu ein: „Ihr törichten Galater, wer hat euch so verzaubert!" Dann erinnert er an die große Anfangsstunde ihres neuen Lebens, da der Geist im Sturm über sie kam mit Zungenreden und Wundertaten. „Und solches habt ihr umsonst erlebt?"[1] Ebenso nachdem er zum zweitenmal in eine schwere und scharfe sachliche Erörterung eingelenkt hat, springt sein liebevolles Herz plötzlich auf in gütigen Worten: „Ihr wißt, wie ich meiner Krankheit wegen euch das erstemal das Evangelium verkündigt habe und wie ihr da die Prüfung, die in meinem körperlichen Zustand für euch lag, nicht mit Abscheu und Ausspucken erwidert habt. Nein, wie einen Engel Gottes habt ihr mich aufgenommen, wie Christus Jesus. Wo sind jetzt die Worte hin, mit denen ihr euch damals selig priset? Denn ich kann euch bezeugen, daß ihr damals, wenn's möglich gewesen wäre, eure Augen ausgerissen und mir gegeben hättet. So bin ich wohl euer Feind geworden, weil ich euch die Wahrheit sage? O, sie [die Judenchristen] eifern um euch nicht im Guten, sondern sie wollen euch ausschließen [zu Noch-Nicht-Christen stempeln], damit ihr recht um sie eifern müßt [um von ihnen anerkannt zu werden]. Schön ist der Eifer — im Guten — allezeit — und nicht bloß, wenn ich bei euch bin, meine Kinder, um die ich abermals Geburtsschmerzen leide, bis Christus in euch Gestalt und Leben gewinnt. Ich möchte jetzt bei euch sein und es in neuen Tönen versuchen, denn ich bin in Angst und Sorge um euch!"[2] Wie hier in der hinreißenden Erinnerung an die

frühere Liebe seiner Gläubigen, so bricht auch später nach dem derben Schlußwort[1] sein Herz rührend durch: „Seht mit welchen [ungelenken] Buchstaben ich selber euch das geschrieben habe!“ —

Wie er sein Auftreten in Thessalonich geschildert hat, haben wir schon früher gesehen (S. 158 f.). Wie fein weiß er den Philippern zu sagen, daß er ihr Geldgeschenk nicht brauche und es nur aus Liebe zu ihnen annehme, so daß er ihnen fast mehr damit gibt, als er empfängt[2]. Und nicht minder fein hat er den Korinthern, als sie sich bei ihm beklagten, daß er von ihnen nichts nehme, und die Gegner deshalb Mißtrauen gesät hatten, gesagt: „Ich will nicht euer Geld, sondern euch. Denn nicht sollen die Kinder für die Eltern ein Vermögen sammeln, sondern die Eltern für die Kinder. Und ich will gerne aufwenden, ja mich selbst aufwenden lassen zum Besten eurer Seelen. Wenn ich euch überschwenglich liebe, soll ich darum weniger Liebe finden?“[3]

Gerade wenn er hart sein mußte, bricht seine Liebe dann um so köstlicher und reicher hervor. Hat er den Korinthern mit höhnenden Worten gesagt, wie häßlich sie sich zum Richter über die Apostel aufwerfen, wie wenig ihnen, den eben Bekehrten, solches ansteht so fährt er, wie erschrocken über seine Heftigkeit, fort: „Nicht um euch zu beschämen, schreibe ich das, sondern um euch zu erziehen als meine geliebten Kinder. Denn wenn ihr auch zehntausend Hofmeister hättet in Christus, so habt ihr doch nicht viele Väter: gezeugt habe ich euch in Christus Jesus durch das Evangelium“[4]. Dann freilich bricht er doch noch einmal aus: „Was wollt ihr? Soll ich mit dem Stocke zu euch kommen oder mit der Liebe und dem Geiste der Sanftmut?“[5] Nach einer andern Verteidigungsrede, in der er den Korinthern vorhalten mußte, was er für seinen Beruf und also auch für sie alles hat leiden müssen, sagt er herzlich und bescheiden: „Ihr Korinther, jetzt habe ich meinen Mund weit aufgetan gegen euch — nein, das Herz ist mir weit geworden, in mir

ist für euch ein weiter Raum, enge ist es nur in eurem eignen Innern. Nun vergeltet mir — ich spreche zu euch als zu meinen Kindern —: tut mir eure Herzen weit auf!“ [1]

Ein andermal hat er sie erschreckt, indem er ihnen das furchtbare Beispiel der Israeliten in der Wüste als ihr Gegenbild vorhielt. Sofort schließt er: „Gott ist treu, er läßt euch nicht versuchen über euer Vermögen!“ [2] Wie im Galaterbrief, so zeigt er auch im ersten Thessalonicherbrief einmal die besondere Feinheit seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit darin, daß er die Gemeinde an ihre eigene Liebe zu dem Apostel erinnert: „Nun ist Timotheus von euch zu mir gekommen und hat gute Botschaft gebracht von eurem Glauben und eurer Liebe, und daß ihr mich allzeit in gutem Andenken habt und mich zu sehen wünscht wie ich euch. Da habe ich an euch, meine Brüder, Trost gefunden in all meiner Not und Bedrängnis durch euren Glauben; denn nun lebe ich, wenn ihr fest steht in dem Herrn. Ja, wie soll ich Gott genug danken für euch in all der Freude, die ich um euretwillen habe vor unserm Gott? Ich bete Tag und Nacht inbrünstig, daß ich euer Antlitz wieder sehen und, was noch eurem Glauben fehlen mag, bessern dürfe. Er aber, Gott, unser Vater, und unser Herr Jesus möge mir den Weg bahnen zu euch; euch aber möge der Herr reich und überreich machen an Liebe zu einander und zu allen Menschen, wie auch ich sie habe zu euch, damit euere Herzen fest und ohne Tadel werden durch Heiligkeit vor unserem Gott und Vater, wenn unser Herr Jesus mit seinen Heiligen kommt“ [3].

Den Philipperbrief gar könnte man fast Zeile für Zeile ausschreiben, um den ganzen Eindruck der liebevollen Art des gewaltigen Mannes hervortreten zu lassen. Dieser Brief ist der schönste von allen Paulusbriefen, zwar auch er nicht frei von Kampf gegen die Feinde, aber im ganzen doch ein köstliches Bild der dankbaren Güte, die in diesem großen Herzen wohnte für alles widerfahrene Gute und für jede Liebe, die

es fand. Man sollte unsre Schüler an der Hand dieses kleinen Schreibens in die Lektüre der Paulusbriefe einführen, nicht aber vom Römerbrief oder vom ersten Korintherbrief aus, noch weniger endlich durch ausgewählte Perikopen, die nie voll verstanden werden. Wenn an der Hand des Philipperbriefes, der ein Muster von Herzensbildung, Feinheit und Güte ist, unsre heranwachsenden Knaben und Mädchen Paulus kennen lernten, würden sie ihn gewiß lieben lernen. Vielleicht würden sie dann eher später einmal zu diesen Briefen greifen, um in der Zeit ihrer Reife den nun erst verständlichen Mann wirklich kennen zu lernen.

Als Freund.

Nur einen ganz flüchtigen Blick gestatten uns die Briefe des Paulus in seine Seele zu werfen von dem Gesichtspunkt aus, wie er mit den Menschen verkehrt hat, die ihm in der Arbeitsgemeinschaft mehr als bloße Mitarbeiter, die ihm Freunde waren. Eigentlich nur von Titus und Timotheus, zwei im Vergleich zu ihm jungen Männern, vernehmen wir hier und da einmal ein Wort. Aber wie herzlich klingt es, wenn er den Timotheus „mein geliebtes und treues Kind in dem Herrn" nennt[1], wenn er die Gemeinde bittet, gegen den jungen Mann so zu sein, daß „er ohne Furcht bei ihr weilen kann"[2], und wenn er ihm das Lob gibt: „Er tut das Werk Gottes wie ich"[3]. Am schönsten zeigt er seine Liebe zu ihm im Philipperbriefe[4], wo er von ihm sagt, daß kein anderer seiner Schüler in solcher Seelengemeinschaft mit ihm stehe und sich so lauter um die Philipper sorge. „Seine erprobte Treue kennt ihr; denn wie ein Kind seinem Vater, so hat er mit mir dem Evangelium gedient." Wie fein hat er hier noch schnell den Satz stilistisch umgebogen. Er hatte natürlich sagen wollen: wie ein Kind seinem Vater hat er mir gedient bei der Verkündigung des Evangeliums. Aber rasch noch hat er den Timotheus neben sich gestellt, um ihm seine Liebe und

seine Achtung selbst in einem solchen kleinen Zug zu zeigen.

Ebenso fein und beziehungsvoll spricht er von Titus. Er nennt den jungen Mann „seinen Bruder", nicht im gewöhnlichen christlichen, sondern in besonderem persönlichen Sinne[1]. Er weiß ihn immer wieder den Korinthern nahe zu bringen und ihr Vertrauen für ihn zu gewinnen, indem er ihn zwischen sie und sich stellt. „Zu meinem Trost ward ich aber erst recht hoch erfreut durch die Freude des Titus; denn sein Herz war ganz erquickt von euch allen. Denn ich war nicht zuschanden geworden darin, daß ich mich eurer bei ihm gerühmt hatte. Sondern wie alles, was ich euch gesagt habe, wahr gewesen ist, so hat sich auch mein Rühmen über euch bei Titus als Wahrheit erwiesen. Und seine Liebe ist euch nun um so mehr zugewendet, wenn er an euren Gehorsam denkt, wie ihr ihn mit Furcht und Zittern empfangen habt. So freue ich mich, weil ich mich in allem auf euch verlassen kann"[2]. Immer wieder legt er ihnen den jungen Freund ans Herz[3], dem Gott einen solchen Eifer für Korinth gegeben habe, daß es eines Zuredens gar nicht bedurft habe, ihn zu neuer Reise dorthin zu bewegen[4]. Eindringlich ist er bemüht, den jungen Freund ganz gleichwertig neben sich zu stellen, als seinen „Genossen und Mitarbeiter"[5].

Seine feine und herzliche, dabei kluge und gewinnende Art zeigt er auch einem ihm weniger nahestehenden Mann gegenüber in besonders schönen Worten. Die Geldgabe, die ihm die Philipper gesandt hatten, hatte Epaphroditus ihm überbracht. Leider war er auf der Reise krank geworden und hatte noch nicht zurückkehren können; er kommt erst jetzt als Ueberbringer des Briefes. Von ihm schreibt der Apostel so: „Für nötig aber habe ich erachtet, den Epaphroditus, meinen Bruder, Mitarbeiter und Mitstreiter, euren Abgesandten und Uebermittler meines Lebensunterhalts, zu euch zu schicken. Denn er sehnte sich nach euch allen und hatte keine Ruhe, weil ihr von seiner Krankheit gehört hattet. Ja, er lag auf den Tod krank.

Aber Gott erbarmte sich über ihn — nein nicht bloß über ihn, sondern auch über mich, damit ich nicht Leid um Leid hätte. So schicke ich ihn und besonders schnell, damit ihr ihn wieder seht und euch freut und ich um ein Leid leichter bin. Nun heißt ihn im Herrn willkommen mit aller Freude; und haltet solche Männer in Ehren, denn um Christus zu dienen kam er dem Tode nahe und hat er sein Leben aufs Spiel gesetzt, nämlich um, was eurer Leistung für mich noch ‚gefehlt' hat, persönlich zu ersetzen"[1]. Daß wer solche Worte aus wahrhaftigem Herzen schreiben kann, sich die Herzen der Menschen gewinnt, fühlt jeder. Solche Sätze, wie sie Paulus über seine Freunde und Mitarbeiter an die Gemeinden schickte, suchen in der Briefliteratur ihresgleichen. Liest man ihnen gegenüber die plumpen Nachahmungen, in denen sich ein Ignatius gefällt, so merkt man erst, wieviel feine Bildung des Stils und des Herzens der „Tuchmachergeselle" aus Tarsus hatte.

Gegensätze.

Was die Persönlichkeit des Apostels auch menschlich so reizvoll macht, das sind die Gegensätze, die sie in sich birgt und deren größten wir soeben ins Auge gefaßt haben. Dieser heldenhafte Mann hat sich weder seiner Liebe noch seiner Tränen geschämt[2]. Er hat auch unter christlicher Sittlichkeit nicht die stoische Tugend der zusammengebissenen Zähne, der harten Unerschütterlichkeit verstanden, sondern im Sinne Jesu gesagt: „Weinet mit den Weinenden, freuet euch mit den Fröhlichen!"[3] Und auch ihm ist es eine der großen Hoffnungen der Menschheit, daß Gott einmal alle Tränen abwischen wird von ihren Augen[4], wenn er es auch anders ausgedrückt hat[5].

Gerade in ihm ist Schillers Wort Wahrheit gewesen:

> Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest, in einem
> Kranze, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

Aus dem Gefühl der Kraft, die in ihm lebt und ihn zu un-

erhörten Leistungen fähig macht, der gegenüber er das Gefühl hat, daß es etwas Uebernatürliches ist, was ihm Leben und Gesundheit in so viel Kämpfen und Nöten bei Hunger und schwerer Arbeit erhält[1], erwächst dem Apostel ein Stolz und ein Hochgefühl des Lebens, das durch alle seine Briefe hindurch laut und lebendig genug redet und trotzig reagiert, wo immer er angegriffen wird. Die Eingangskapitel des Galaterbriefes sind davon lebhaft Zeuge, die beiden Korintherbriefe nicht minder, daß es Paulus wirklich aus dem kraftfrohen, stolzen Herzen kam, das Wort: „Es ist mir ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage!“[2] Mitunter kann dieser Stolz hochfahrend und verletzend sein, besonders wo er die Form der Ironie wählt, um sich auszudrücken[3]. Aber er wirkt nicht unsympathisch, weil er nie in Hochmut ausartet — wie freundlich spricht Paulus von Apollos[3], dessen Anhang ihm das Leben sauer machte — und weil er stets sich in das dankbare Gefühl wandelt, daß alles nur von dem Gott ist, der ihm Kraft gibt[4], daß er nichts von sich vermag. „Ich bin der kleinste der Apostel, der ich nicht wert bin, ein Apostel zu heißen; denn ich habe die Gemeinde Gottes verfolgt. Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade gegen mich ist nicht umsonst gewesen, sondern ich habe mehr gearbeitet als sie alle, doch nicht ich sondern die Gnade Gottes, die mit mir war“[5]. So komm ein Stolz als ein wahrhaftiger Ausdruck seines gehaltvollen Wesens nie in Gefahr, die rechte Demut zu erdrücken, sondern er ist mit ihr fortwährend aufs innigste verbunden. Man sieht den Apostel ordentlich rot werden, wenn ihn seine Gegner zwingen, einmal „nicht dem Christus gemäß“ „wie ein Narr“ sich zu rühmen[6], wenn er einmal seinen Mund „weit auftun muß“ gegen seine Gemeinde[7]. Solche Demut mit echtem Stolz verbunden, wie er aus dem Kraftgefühl eines arbeitenden Mannes fließt, das ist die wohltuendste Art der Selbstbeurteilung, die ein Mensch üben kann. Köstlich ist der Humor, mit

dem Paulus dem Hochmütigen sagt: „Ein jeder prüfe nur sein Werk, so wird er seinen Ruhm für sich behalten“[1], und ihm aus einer Lebenserfahrung heraus vorhält: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest!“[2] Und köstlich ist die herbe Männlichkeit, mit der sich Paulus jedes Richten über seine Person verbittet: „Mein ‚Ruhm‘ ist der: das Zeugnis meines guten Gewissens, daß ich in Heiligkeit und Lauterkeit Gottes, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in Gnade Gottes, mein Leben in der Welt geführt habe, vor allem euch gegenüber“[3].

Im Angesicht des Todes.

Diese stolzen Worte hat Paulus in der Erinnerung an die Todesgefahr geschrieben, der er damals in Ephesus eben entgangen war. Gewiß sind sie der Ertrag einer Selbstprüfung, die der Apostel angestellt hat, als er sich „das Todesurteil bereits gesprochen hatte“[4]. Es ist nicht zu kühn, zu behaupten, daß solche Gedanken zu jener Zeit durch sein Herz gezogen sind; denn in dem ganzen Brief zittert die Erregung der Stunde noch nach, und leise vernimmt man über all den Worten des Apostels den schweren Flügelschlag des Todesengels.

Man meint vielfach — und es gilt geradezu als christlich, so zu meinen —, man könne die Güte einer Religion, ja selbst die Richtigkeit einer Theologie an der Kraft prüfen, mit der ihre Anhänger dem Tode gegenübertreten. Das ist nicht richtig. Mutig dem Tode ins Auge zu blicken, ist Mannesart allüberall auf der Erde. Ja vielleicht haben überhaupt erst die ausgebildeten Vorstellungen von Himmel und Hölle, wie sie in den orphischen Gemeinden und andern Mysterien sich entwickelt haben, dann vom Christentum voll ausgestaltet und verbreitet worden sind, die eigenartige Todesfurcht erzeugt, die das christliche Mittelalter gehabt und zum Teil noch auf uns vererbt hat. Mut dem Tod gegenüber kann sehr verschiedene Ursachen haben. Und nie darf man umgekehrt vergessen, daß der, der seines

Vaters im Himmel und eines Lebens „in Abrahams Schoß" sicherer war als alle, nach dem ältesten Bericht mit einem Schrei aus der Welt gegangen ist, nachdem er gerufen hatte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" und nachdem er gerungen hatte, daß dieser Kelch an ihm vorübergehen möge. Nicht den Tod hat Jesus gefürchtet, der Tod ist dem tapfern Manne nichts; aber die furchtbare Frage, die er ihm gerade aufgab, sie hat ihm den Kampf um den Tod in die Seele geworfen.

Man darf also die Frage nicht so einfach stellen. Aber wenn man es vermag, sich in die Seele des andern zu versetzen, dann ist allerdings die Frage eine wichtige und lehrreiche, wie ein Mann im Angesicht des Todes gestanden hat.

Bis zu jener Stunde zu Ephesus hatte Paulus geglaubt, er werde überhaupt nicht sterben müssen. Im ersten Thessalonicherbrief wie im ersten Korintherbrief rechnet er sich stets unter diejenigen, die bei der Ankunft Christi zum Gericht „verwandelt" und ihm in die Wolken entgegengerückt werden[1]. Vor Damaskus war er gestorben, um zu einem ewigen Leben zu erstehen, das sich ohne Tod nach dem Weltgericht fortsetzen sollte. In jener Todesgefahr zu Ephesus aber hatte der Apostel die Möglichkeit seines Sterbens scharf ins Auge fassen müssen, und im zweiten Korintherbrief beschäftigt er sich stark mit dem Gedanken an sie. Klarer als je ist es ihm, daß er den Schatz, der in seinem Herzen ist, „das Licht der Erkenntnis der Glorie im Angesicht des Christus", nur in irdenem, leichtzerbrechlichem Gefäß hat, daß täglich sein Leib an Kraft und Stärke verliert und in den Tod dahingegeben wird. Und so wird auch einmal wohl der Tod dieses zerbrechliche Gefäß zerstören. An diese Sterbensstunde denkt Paulus mit einem gewissen Grausen. Weniger schwebt ihm dabei der Gedanke an die körperlichen Schmerzen vor als eine andere, dem antiken Menschen besonders schreckliche Vorstellung: den Körper verlieren zu müssen, ausziehen zu müssen, so daß die Seele

„nackt", kalt und frierend dahin muß, wo Heulen und Zähneklappen ist. Die Angst vor diesem körperlosen, gespensterhaften Zwischenzustand in der dunklen und eisigen Tiefe der Erde beschäftigt den Apostel einen Augenblick. Aber auch sie überwindet er: „Wissen wir doch, daß wir, wenn unsere irdische Zeltwohnung [der Leib] aufgelöst wird, einen Bau von Gott haben, ein Haus nicht mit Händen gemacht, ewig, im Himmel [den überirdischen neuen Leib]". Das ist der alte, auch dem Juden bekannte Gedanke von den Leibern der Gerechten, die in himmlischen Kammern ihnen aufbewahrt sind. Dazu kommt ein Neues: Die Christen gehen, wenn sie sterben, in die Heimat zu ihrem Herrn. „So haben wir allzeit guten Mut und wissen, daß wir, solange wir im Körper heimisch sind, die Heimat bei dem Herrn entbehren — denn im Glauben leben wir, nicht im Schauen —; dennoch sind wir gutes Mutes und unser Sinn geht darauf, aus dem Leibe auszuwandern, um bei dem Herrn die Heimat zu finden" [1].

Diese stille Freude ruht auch in dem Philipperbrief, den Paulus aus der Gefangenschaft zu einer Zeit geschrieben hat, wo er allerdings mehr an die Möglichkeit eines baldigen Freiwerdens dachte, aber doch noch stark mit einer Verurteilung und Hinrichtung rechnen mußte. Hier blicken wir tief in das Herz eines sieghaften, frommen Mannes, der alle Schrecken überwunden hat.

Furcht vor dem Weltgerichte hat Paulus nicht gekannt: „Wer ist hier, der uns anklagen könnte? Jesus Christus tritt für uns ein" [2]. „Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg?" [3] Er war gerettet und konnte nicht wieder verloren gehen.

Die Angst um seine Sache endlich, die Jesus vor die bange Frage gestellt hatte, ob Gott wirklich seinen Tod wolle und welchen Sinn denn dieser Tod haben könne, quält ihn nicht. Er steht schon hinter Jesus in dem Licht, das vom Kreuz und von dem „Auferstandenen" in die Gemeinde ausgestrahlt war.

Er steht mitten im Siegeszug des Evangeliums durch die Welt, den er selbst angeführt hatte. Person und Werk sind bei ihm von einander lösbar. So gerne er um seines Werkes willen, um mehr Frucht zu schaffen, auf der Erde bleibt und weiterlebt, in seinem Herzen glüht eine stille Sehnsucht, abzuscheiden und bei seinem Herrn zu sein. Jesus konnte nicht eher mit seinem Tode fertig werden, als bis er ihn als einen Bestandteil seines Werkes und eine Bedingung seines Sieges sah. Paulus erwartete seit der Stunde von Ephesus den Tod als etwas Natürliches. Sein Werk, das Gottes Werk ist, geht weiter. Und der das gute Werk angefangen hat, wird es auch vollenden bis zum Tage des großen Weltgerichts[1].

Furcht hat Paulus nicht gekannt. Seine Sehnsucht nach der ewigen Heimat ist aber auch nicht in jenes süchtige Todesverlangen ausgeschlagen, das so viel Märtyrer dem Buddhismus näher stellt als dem Evangelium Jesu. Man lese nur etwa die Worte, mit denen sich ein Ignatius von Antiochien das Eingreifen der römischen Gemeinde in seinen Prozeß verbittet: „Nichts nützen mir die Freuden der Erde noch die Reichtümer dieser Welt. Schöner ist mir der Tod zur Vereinigung mit Jesus Christus als die Herrschaft über die Länder der Erde. Ihn suche ich, der für uns gestorben ist, ihn will ich, der um unsertwillen auferstand . . . Hindert mich nicht, zum Leben zu gelangen, wollt nicht, daß ich sterbe [indem er am Leben bleibt und frei wird]. Schenkt mich, da ich Gottes Eigentum sein will nicht wieder der Welt! Laßt mich das reine Licht empfangen. Dort angekommen, werde ich Mensch sein. Vergönnt mir, meinen Gott in seinem Leiden nachzuahmen!“[2] Von solcher Lust am Sterben ist Paulus frei. Er ist kein Frommer, der selbstsüchtig je eher je lieber seine Seligkeit erstrebt, seine Liebe weist ihn hierher in die Arbeiten dieses seines Leibeslebens. Auch hierin beweist er die sittliche Hoheit seines Glaubens.

Und ein Letztes: wir haben von Paulus ebensowenig wie von Jesus irgend ein ausgeführtes Gemälde des Jenseits und

des ewigen Lebens, der Hölle und des Himmels, wie es uns die Verfasser der Offenbarung des Johannes und des Petrus und so vieler anderer „Offenbarungen“ mit grellen Farben gemalt haben. Nicht Neugier und nicht Furcht lenken bei dem Apostel den Blick unstät und irrend wie mit Zaubergewalt hinter das dunkle Tor, das am Ende unsres Lebens steht. So viel Paulus davon mit den Frommen seines Volkes und den geheimnisvollen Gemeinden der Orphiker geglaubt und gedacht haben mag: sein Herz hängt nicht daran, seine Phantasie lebt und webt nicht darin. Nur hier und da spielen die Briefe darauf an, am wenigsten die Briefe, in denen er selbst dem Tod klar ins Auge schaut. Fest wendet sich der Blick von dort weg den Aufgaben der Gegenwart, dem Liebesdienst seines Lebens zu: „So laßt uns denn alles daran setzen, ob wir nun in der Himmelsheimat oder in der Fremde hier sind, dem Herrn zu gefallen!“ [1] Die letzten sichern Worte aus seinem Munde über seinen Tod und sein Leben aber lauten so: „Mir ist das Leben Christus und Sterben ist mir Gewinn. Wenn aber gerade das Leben im Leib mir Frucht des Wirkens verspricht, so weiß ich nicht, was ich wählen soll. So werde ich hin und her gedrängt: ich habe Lust abzuscheiden und bei Christus zu sein, das wäre bei weitem das bessere Teil. Aber das Bleiben im Leib ist wohl nötiger um euretwillen“ [2]. Was ihn ans Leben fesselt, ist kein selbstsüchtiger Wunsch mehr, nur noch seine Arbeit und seine Liebe. „Und wenn ich mein Blut vergießen soll zu Opfer und Weihe eures Glaubens, so freue ich mich, freue mich mit euch allen“ [3].

Verzeichnis der benutzten Stellen.

Einleitung 1

Der Pharisäer 10
Heimat und Elternhaus 10.
S. 11 [1] 2 Kor. 11 21 f., vgl. Röm. 11 1 Phil. 3 5 [2] vgl. Phil. 3 5 f. [3] Apg. 22 3 [4] Apg. 23 16 [5] Röm. 1 20 f. [6] 1 Kor. 15 37
S. 12 [1] 1 Kor. 15 40 [2] 1 Kor. 3 6–8 [3] Röm. 8 19–23 [4] Röm. 11 16 ff. [5] 1 Kor. 3 12 f. [6] 1 Kor. 3 2 1 Theſſ. 2 7 f. [7] 1 Kor. 5 6–8 Gal. 5 9 [8] 2 Kor. 4 7 Röm. 9 21 ff. [9] 1 Kor. 13 12 2 Kor. 3 18 [10] 2 Kor. 3 2 f. [11] 2 Kor. 2 17 [12] Gal. 3 25 [13] 2 Kor. 2 14 [14] 2 Kor. 10 3–5 [15] 1 Kor. 14 8 [16] Gal. 3 17 4 2 ff. Röm. 8 17 7 1 ff. u. ö. [17] 1 Kor. 4 9 7 31 [18] 1 Kor. 9 24 ff.
S. 13 [1] Phil. 3 5 Apg. 23 6 Ererbte Weltanſchauung. Natur und Geſchichte 14.
S. 14 [1] Röm. 10 7 [2] Phil. 2 10 [3] Gal. 4 4 1 Kor. 15 47 [4] Röm. 1 18 1 Kor. 8 5 1 Theſſ. 1 10 4 16 1 Kor. 15 47 Gal. 1 8 [5] 2 Kor. 5 1 [6] 2 Kor. 12 2 f. [7] 2 Kor. 4 18 [8] Röm. 8 21
S. 15 [1] Röm. 10 18 [2] 2 Kor. 4 6 [3] 1 Kor. 8 6 [4] 1 Kor. 11 3 4 7 [5] 1 Kor. 11 9 11 ff. vgl. 1 Kor. 3 23 [6] 1 Moſ. 3 8 [7] 1 Moſ. 7 16 [8] 1 Moſ. 11 5
S. 17 [1] 2 Kor. 4 4 [2] 1 Kor. 2 6–8 [3] 1 Kor. 15 24 [4] 1 Kor. 2 6 [5] Röm. 16 20 [6] 2 Kor. 11 14 [7] 1 Theſſ. 3 5 vgl. 2 Kor. 2 10 f. 1 Kor. 7 5
S. 18 [1] 1 Theſſ. 2 18 vgl. 3 11 [2] 2 Kor. 12 7 [3] 1 Kor. 11 10 vgl. 1 Moſ. 6 1–4 [4] 1 Kor. 4 9 Gal. 1 8 [5] 1 Kor. 6 3 [6] Röm. 8 38 f.
S. 19 [1] 2 Kor. 11 14 [2] Gal. 4 14 [3] 1 Kor. 13 1 [4] 2 Kor. 12 4 [5] Gal. 3 19 [6] Apg. 17 16
S. 20 [1] 1 Kor. 1 20 2 6 3 18 Röm. 12 2 Gal. 1 4 2 Kor. 4 4 Röm. 8 18 3 26 11 5 2 Kor. 8 13 [2] Hier nur ungefähre Synonyma: 1 Theſſ. 1 10 Röm. 5 14

[3] Gal. 1 4 [4] Röm. 8 18 [5] Röm. 13 11 f. [6] Röm. 2 19 [7] Phil. 2 6 Hesekiel 28 4–17 [8] Röm. 5 12 [9] Röm. 5 15 17

S. 21 [1] 1 Kor. 15 21 f. [2] 1 Kor. 15 26 [3] 1 Kor. 10 10 [4] Sirach 25 24 [5] Weisheit 2 24 f.

S. 22 [1] 4 Esra 3 20 ff. 7 48 [2] Röm. 9 1–5

Die väterliche Religion 23.

S. 24 [1] 1 Kor. 8 6 [2] 1 Kor. 10 20 f. [3] 1 Kor. 8 6 10 26 [4] 2 Kor. 3 3 6 16 Röm. 9 26 [5] Röm. 3 25

S. 25 [1] 1 Kor. 11 3 [2] Gal. 4 7 [3] 2 Kor. 3 7 [4] 2 Kor. 3 18

S. 26 [1] Röm. 3 23 [2] Röm. 7 12 14 [3] Röm. 2 5–10

S. 28 [1] 1 Kor. 7 26–31 [2] 1 Thess. 3 3 f. [3] 1 Thess. 1 10 2 19 3 13 4 16 1 Kor. 15 23 [4] 1 Kor. 4 5 11 26 [5] 1 Kor. 1 7 [6] Gal. 4 4 Röm. 8 3

S. 29 [1] 1 Kor. 15 45–49 [2] Phil. 2 6 f. [3] 1 Kor. 8 6 11 3 [4] Hebr. 1 7 [5] 1 Kor. 10 4

S. 30 [1] 1 Kor. 15 52 1 Thess. 4 16 [2] 1 Thess. 3 13 [3] 1 Kor. 1 8 Phil. 1 10 1 Kor. 5 5 [4] z. B. 1 Thess. 1 9 f. Röm. 9 22 5 9 [5] 1 Kor. 3 13 [6] 1 Kor. 3 14 f. [7] Gal. 4 9 [8] 1 Kor. 2 6 15 26 [9] 1 Kor. 6 9 [10] 1 Kor. 15 25, vgl. 4 8 Röm. 16 20 [11] Röm. 14 10 [12] Röm. 2 16 [13] Phil. 4 3 [14] Röm. 8 33 [15] Röm. 8 34

S. 31 [1] 1 Thess. 2 19 1 Kor. 4 4 2 Kor. 5 10 [2] Gal. 5 10 Röm. 13 2 [3] Röm. 5 16 18 8 1 7 24 [4] Röm. 5 16 17 8 4 [5] 1 Kor. 6 2 f. [6] 1 Kor. 7 31 [7] Gal. 4 26 [8] 1 Kor. 15 28 [9] Gal. 3 29 4 7 [10] 1 Kor. 6 9 f. Gal. 5 21 [11] 1 Kor. 15 50 [12] Röm. 2 7 9 21 1 Kor. 15 43 [13] 1 Thess. 2 12 [14] Röm. 8 17 9 23 u. ö.

Die Schule 32.

S. 32 [1] Kor. 9 10

S. 34 [1] Hosea 2 25

S. 35 [1] 1 Kor. 10 11

Die Sekte 36.

Hellenistische Einflüsse 38.

S. 38 [1] Röm. 2 17–24

S. 40 [1] 1 Kor. 15 33

S. 41 [1] Röm. 2 15 9 1 13 5 1 Kor. 8 7 10 12 10 25 27 28 29 2 Kor. 1 12 4 2 5 11 1 Kor. 4 4

S. 42 [1] Röm. 11 36 [2] 1 Kor. 8 6 [3] 1 Kor. 15 28, vgl. S. 31 [4] 1 Kor. 15 45–49

S. 43 [1] Phil. 3 20 f.

S. 44 [1] 1 Kor. 8 5 f. [2] 1 Kor. 10 20 18

S. 45 [1] Mark. 7 15

S. 46 [1] Kor. 10 18

Der Prophet 49

Die Berufung 49.

Der Tag von Damaskus 49.

S. 49 [1] Apg. 8 1 [2] Apg. 9 1–9 [3] Apg. 9 1–9 22 3–11 26 4–18

S. 50 [1] Gal. 1 11–17 [2] 1 Kor. 15 5–8 [3] 1 Kor. 9 1 [4] 2 Kor.

2_{14} [5] 1 Kor. 9_{16}

S. 51 [1] 2 Kor. 4_{6}

S. 52 [1] Apg. 16_{9} [2] Gal. 2_{2} [3] 2 Kor. 12_{2} ff. [4] 1 Kor. 15_{1-11}

S. 53 [1] Gal. 1_{16}

Der Kampf 53.

S. 54 [1] Kor. 5_{5} [2] Gal. 1_{8}

S. 55 [1] Gal. 1_{14} [2] Phil. 3_{6}

S. 56 [1] Röm. 9_{31} [2] Gal 3_{24} [3] Gal. 3_{24}

S. 58 [1] Röm. $7_{15\ 21}$ ff. [2] Röm. 7_{7-11}

S. 59 [1] Röm. 8_{2} [2] Röm. 7_{24}

S. 60 [1] Röm. 7_{18-20} [2] Röm. 8_{6}

Der Christenverfolger 60.

S. 61 [1] Gal. 5_{11} 1 Kor. 1_{23} vgl. Röm. 9_{33} [2] 1 Kor. 15_{9} Phil. 3_{6} [3] Apg. 8_{1} [4] Apg. $7_{51-60\ 56}$

S. 62 [1] 1 Kor. 15_{3} [2] 1 Kor. 15_{4} [3] Luk. 24_{49} [4] Apg. 2_{17} f. [5] Apg. 2_{11} [6] Gal. 1_{12} [7] Gal. 1_{17} f.

S. 63 [1] Gal. 1_{19} [2] Röm. 1_{3} [3] Gal. 4_{4} [4] 1 Kor. 11_{23} ff. [5] 1 Kor. 7_{10} [6] 1 Kor. 9_{14} [7] Röm. 15_{3} ff. [8] Röm. 5_{19} [9] Phil. 2_{5} f. $_{3}$ [10] 2 Kor. 10_{1} [11] 2 Kor. 11_{10} [12] 2 Kor. 1_{17} ff. [13] 2 Kor. 5_{14} Gal. 2_{20} [14] Röm 8_{35} [15] Gal. 6_{2} vgl. 1 Kor. 9_{21} [16] Röm. $14_{18\ 17}$ [17] Gal. 1_{10} Röm. $15_{1\ 3}$

S. 64 [1] Röm. 13_{10} [2] Röm. 12_{14} [3] Röm. 14_{14} [4] 1 Kor. 13_{1} ff. [5] Gal. 5_{6}

Der Umschwung 64.

S. 65 [1] Apg. 26_{14}

S. 66 [1] Röm. 7_{24} [2] Gal. 2_{20}

Das neue Leben. . . 66

„In Christus Jesus" 66.

[3] 2 Kor. 5_{17} [4] Gal. 2_{17} 1 Kor. 6_{11} [5] Röm. 8_{1} [6] Röm. 5_{10}

S. 67 [1] 2 Kor. $4_{7\ 10\ 16}$ [2] Phil. 3_{1} $4_{4\ 10}$ [3] Phil. 4_{7} [4] Gal. 2_{4} [5] Röm. 6_{23} 8_{2} 2 Kor. 4_{10} [6] Phil. 4_{19} [7] 1 Kor. 1_{24} 5_{4} 2 Kor. 4_{7} 12_{9} [8] Röm. 15_{30} 5_{5} Gal. 5_{22} [9] Röm. 8_{26} [10] Gal. 4_{6} [11] 2 Kor. 3_{18} 4_{6} [12] 2 Kor. 4_{16-18} [13] 2 Kor. 5_{8} Phil. 1_{23} [11] 1 Thess. 4_{17}

S. 68 [1] Phil. 4_{13}

S. 69 [1] Gal. 2_{20} [2] 2 Kor. 5_{14} f. [3] Gal. 6_{17} [4] 1 Kor. 15_{51}

S. 70 [1] 2 Kor. 3_{17} [2] Röm. 8_{9-11}

S. 71 [1] Röm. 8_{14-18} [2] 2 Kor. 12_{9}

S. 72 [1] Röm. 15_{19} 2 Kor. 12_{12} 1 Kor. 2_{3} [2] Phil. 3_{13} [3] 1 Kor. 9_{16} [4] 1 Kor. $_{24-27}$ [5] Phil. 3_{14} [6] Phil. 3_{15} [7] Röm. 1_{16}, vgl. 1 Thess. 2_{13}

S. 73 [1] 2 Kor. 2_{6}

Der neue Gott 73.

S. 74 [1] Röm. 8_{32} [2] Röm. 3_{4}

S. 75 [1] Röm. 15_{5} [2] Röm. 16_{20}

[6] Röm. 3 26 ; [7] 2 Kor. 1 12 [8] Röm. 5 8 7 [9] Röm. 5 5 [10] Röm. 8 38

S. 76 [1] Gal. 1 15 [2] Röm. 9 18 [3] Röm. 9 12 [4] Röm. 8 28 ff. [5] Röm. 10 17

S. 77 [1] Röm. 5 5 [2] Röm. 8 28 [3] 2 Kor. 5 20 f. [4] 2 Kor. 5 19 [5] Röm. 8 32 35 37

S. 79 [1] 1 Theſſ. 3 4 [2] Apg. 11 27 f. [3] 1 Kor. 14 24 f.

Das Gebet 80.

S. 81 [1] 1 Theſſ. 5 16—18 [2] Phil. 4 4—7

S. 82 [1] 1 Kor. 1 4—7 [2] 2 Kor. 1 3—7

S. 83 [1] 2 Kor. 9 11 f. [2] 1 Kor. 1 8 [3] Röm. 15 30 f. [4] Phm. 22 [5] Phil. 4 19

S. 84 [1] 2 Kor. 12 9 [2] Röm. 14 17 [3] 1 Theſſ. 3 9 f. [4] 2 Kor. 1 10 [5] 1 Kor. 1 14 [6] Phil. 1 8 f.

S. 85 [1] 1 Theſſ. 1 2 [2] Gal. 4 6 Röm. 8 15 [3] Röm. 8 26 vgl. 1 Kor. 14 18

Der Glaube 85.

S. 86 [1] Gal. 2 20 [2] Röm. 1 16 [3] Röm. 10 9 f.

S. 87 [1] Röm. 10 14—17 [2] Röm. 10 8 f. 1 Theſſ. 4 14 [3] Röm. 4 24 4 17 [4] Gal. 3 1—5

S. 88 [1] Röm. 4 17 [2] Röm. 4 5 [3] Röm. 4 18 [4] Gal. 2 16 Röm. 10 14 Phil. 1 29 [5] Röm. 9 33 10 11 [6] Röm. 4 20 [7] 1 Theſſ. 1 5 [8] Röm. 4 21 [9] 1 Kor. 13 2 [10] Röm. 3 28 20 5 1 u. ö.

S. 89 [1] Röm. 3 24 [2] Röm. 1 17 3 21 f. 10 3 f. Phil. 3 9 [3] Röm. 1 5 16 26 10 16 [4] Röm. 10 17

Das Sakrament 90.

S. 90 [1] 1 Kor. 1 17

S. 91 [1] Röm. 6 4—6 [2] 1 Kor. 6 11 [3] Gal. 3 26 f.

S. 92 [1] 1 Kor. 10 20 f. [2] 1 Kor. 11 27—30 [3] 1 Kor. 15 29 [4] 1 Kor. 11 23—25, vgl. mit Mt. 14 22—25 Mt. 26 26—29 [5] 1 Kor. 10 1—4

Die neue Sittlichkeit 93.

S. 93 [1] Gal. 5 22 [2] Röm. 6 20—22

S. 95 [1] Phil. 4 8

S. 96 [1] Röm. 12 1 f. [2] Röm. 13 10 [3] Gal. 5 1 13 f. [4] Gal. 6 2

S. 97 [1] 1 Kor. 13 4—7 [2] 1 Kor. 1 27 f.

Die neue Gemeinſchaft 98.

S. 99 [1] 1 Kor. 12 12

S. 100 [1] 1 Kor. 13 1 [2] 1 Kor. 12 26 [3] Röm. 1 11 f.

Geſchichtliche Bedeutung 101.

Der „Erfinder der Chriſtlichkeit" 101.

S. 103 [1] Phil. 3 6 [2] 1 Kor. 7 7

S. 104 [1] 2 Kor. 5 16 [2] 2 Kor. 12 7 [3] Gal. 4 13 ff.

Jeſus und Paulus 109.

Der Apostel 118
Der Ruf des Herrn 118.
S. 118 [1] Röm. 1_1 [2] 1 Kor. 1_1 [3] 1 Theſſ. 1_1 Phil. 1_1
S. 119 [1] Gal. 1_{15} f. 1 Kor. 9_1 15_7 [2] 2 Kor. 4_{10} f. [3] 1 Kor. 9_{16}
S. 120 [1] Röm. 9_3 [2] Röm. 11_{13} f.
S. 121 [1] Mt. 23_{15} [2] Röm. 2_{17-20} [3] Pſ. 84_{11}
Der Boden der Miſſion 122.
S. 126 [1] 1 Kor. 1_{22}
S. 127 [1] 1 Kor. 2_6 ff. [2] Gal. 4_4 [3] 1 Kor. 16_9
S. 128 [1] 1 Kor. 1_{30}
Das Miſſionsgebiet 128.
S. 128 [2] Apg. 13_{1-3}
S. 129 [1] Apg. 18_{19} ff. [2] Apg. 18_{22} [3] Gal. 1_{17-21} [4] Gal. 2_1
S. 130 [1] Apg. 13_{38}
S. 131 [1] Gal. 2_{10} [2] Röm. 15_{23} f.
S. 132 [1] Apg. 16_{10} [2] Phil. 4_{15} [3] Phil. 4_{16} 1 Theſſ. 2_2 [4] 1 Theſſ. 3_1 [5] Röm. 15_{19} f. [6] Röm. 1_{13} [7] 1 Kor. $16_{8\,9}$ [8] 2 Kor. 1_{8-11} Röm. 16_3 f.
S. 133 [1] Apg. 28_{30} f. [2] Apg. 20_{24} ff.
Das Leben des Miſſionars 134.
S. 135 [1] 1 Kor. 9_{16} [2] Röm. 1_{14} [3] 2 Kor. 11_{23-27}
S. 136 [1] 1 Kor. 4_{9-13} [2] Apg. 27 [3] Apg. 9_{23} ff. [4] 2 Kor. 11_{32} f. [5] Röm. 16_3 f. [6] 2 Kor. $1_{\ldots}$
S. 137 [1] 2 Kor. 11_{28} f. [2] 1 Kor. 3_{13} ff. [3] Vgl. Röm. 9_3 mit Phil. 3_7 f.
S. 138 [1] 1 Kor. 9_5 [2] 1 Kor. 9_{5-18} [3] 1 Kor. 9_{18} [4] 1 Kor. 9_{16} f.
S. 139 [1] 1 Kor. 7_1 ff. [2] Phil. 4_{11} ff. [3] 1 Kor. 9_{25} ff.
S. 140 [1] 2 Kor. 1_{24} 6_{10} 7_9 8_2 $13_{9\ 11}$ Phil. 1_{18-26} 2_{17} f. 3_1 $4_{1\,4?}$ vgl. 1 Theſſ. 1_6 5_{16} [2] Phil. 2_{17} f. [3] 2 Kor. 7_5 [4] Röm. 5_{3-5}
S. 141 [1] 2 Kor. 4_{8-11} [2] 2 Kor. 6_{3-10}

Die Miſſionspredigt 141.
S. 142 [1] 1 Theſſ. 1_9 f. [2] 1 Kor. 8_5 [3] 1 Kor. 10_{19} [4] 1 Kor. 10_{20} [5] Röm. 1_{20-23}
S. 143 [1] Röm. 1_{24-32} [2] Röm. 2_{14-16} [3] Röm. 1_{32} [4] 2 Kor. 4_4 [5] 1 Kor. 12_2
S. 144 [1] 2 Kor. 5_{18-21} [2] 1 Kor. 15_{1-11} [3] 1 Kor. 2_4 [4] Gal. 3_1 ff. [5] 1 Kor. 1_{23} f. [6] 1 Kor. 2_2 vgl. 2 Kor. 1_{19}
S. 145 [1] 1 Kor. 2_6 3_1 ff. [2] 2 Kor. 5_{20} f. [3] 1 Theſſ. 1_9 f. [4] 1 Kor. 6_9
S. 146 [1] 1 Theſſ. 4_{13} 1 Kor. 15 [2] Gal. 5_{22}
S. 147 [1] 1 Kor. 10_{17} 12_{27} Röm. 12_5 [2] 1 Kor. $7_{17\ 24}$
S. 148 [1] 1 Kor. 2_4
Der Prediger 148.
S. 148 [2] 2 Kor. 11_6
S. 149 [1] 2 Kor. 10_{10}

S. 150 [1] Röm. 2_{1-23} [2] Röm. 8_{28-39}
S. 152 [1] 1 Kor. 2_3 [2] 1 Kor. 14_{24} [3] 2 Kor. 12_9
S. 153 [1] Gal. 4_{13-15} [2] 1 Theſſ. 2_1 ff. [3] 1 Kor. 13
Das Miſſionsverfahren 155.
S. 155 [1] Gal. 2_9 [2] Apg. 16_{13}
S. 156 [1] Apg. 19_9 [2] Apg. 18_7 [3] 1 Kor. 16_{15} [4] Röm. 16_1 [5] 1 Kor. 6_3
S. 157 [1] 1 Kor. 9_{27}
S. 158 [1] 1 Kor. 9_{20-22} [2] 1 Kor. $9_{19\ 23}$
S. 159 [1] 1 Theſſ. 2_{3-12} [2] Gal. 5_{15} [3] 1 Kor. 5_{9-13}
S. 160 [1] 1 Kor. 7_{31} [2] 1 Kor. 12_{31}
S. 161 [1] 1 Kor. 3_3 [2] 1 Theſſ. 5_{19} Ign. Polyk. 2

Der Gründer der Kirche . . 162
Der Kampf um das Weſen und die Selbſtändigkeit des Chriſtentums 166.
Die Loslöſung des Chriſtentums vom Geſetz und vom Judentum 166.
S. 167 [1] Gal. 3_{10} 5 Moſ. 27_{26} [2] Mk. 7_{15} ff.
S. 168 [1] Gal. 2_2 [2] Gal. $2_{6\ 9}$ [3] So Hegeſipp in Euſebs Kirchengeſchichte II 23_7
S. 169 [1] Gal. 2_2 [2] Gal. 2_{16}
S. 170 [1] Gal. 2_{7-10} [2] Apg. 15_{6-29}
S. 173 [1] Gal. 2_{11-21} [2] Apg. 15_{35-39}
S. 174 [1] Phil. 3_2 ff. 3_{19} [2] Phil. 1_{15} 3_2
S. 175 [1] Phil. 1_{17} [2] Phil. 1_{18} [3] Röm. 10_2
S. 176 [1] 2 Kor. 8_{14} [2] Apg. 21 [3] Apg. 21_{25}
S. 177 [1] 4 Moſ. 6 [2] Apg. 21_{24} [3] 1 Kor. 9_{20}
Die Scheidung des Chriſtentums von der Myſterienreligion 178.
S. 179 [1] 1 Kor. $8_{1\ 7\ 10}$ f. $13_{2\ 8}$ [2] 1 Kor. 2_{15} $3_{1\ 3}$ [3] Offbg. 2_{24} [4] 1 Kor. 8_1 ff.
S. 180 [1] 1 Kor. 10_{23} [2] 1 Kor. 6_{12} [3] 1 Kor. $10_{7\ 8}$ [4] 1 Kor. 15_{29}
S. 181 [1] 1 Kor. 8_{7-10} [2] Röm. $14_{2\ 21}$ 15_1 [3] 1 Kor. $7_{1\ 7}$ f. [4] 1 Kor. 7_{36-38} [5] Röm. 15_1 u. ö. [6] 1 Kor. $8_{4\ 8}$ 10_{23} [7] 1 Kor. 6_{12-20} [8] Röm. 14_{14}
S. 182 [1] 1 Kor. 10_{26} [2] 1 Kor. 10_5 [3] Röm. 14_{17} [4] 1 Kor. 7_{15} [5] 1 Kor. 6_{12} [6] 1 Kor. 8_{13} [7] Röm. 14_3 f. $_{10\ 13}$ 1 Kor. 10_{29}
S. 183 [1] 1 Kor. 10_{25} [2] 1 Kor. 10_{20-22} [3] 1 Kor. 10_{27} f. [4] 1 Kor. 8_4 10_{19} [5] 1 Kor. 10_{22}
S. 184 [1] 1 Kor. 10_7
Die Anfänge der kirchlichen Sittlichkeit u. Sitten 185.
Geſinnung und Sitte 185.
S. 186 [1] Röm. 15_{14} f. [2] 1 Kor.

11_{16} [3] 1 Kor. 14_{40} [4] 1 Kor. 10_{32} [5] Röm. 12_{17} [6] 1 Kor. 4_{17}

S. 187 [1] Röm. 1_{29} ff.

Gemeinde und Welt 187.

S. 188 [1] Röm. 12_{18} [2] 1 Kor. 5_{12} f. [3] 1 Theſſ. 4_{1-12}

S. 189 [1] 1 Theſſ. 5_{12-24} [2] Phil. 1_{27-30}

Die Ehe 191.

S. 192 [1] 1 Kor. 7_{1} [2] 1 Kor. 7_{2} [3] 1 Kor. 7_{5} [4] 1 Kor. 7_{4} [5] 1 Kor. 6_{16}

S. 193 [1] 1 Kor. 7_{12} ff. [2] 1 Kor. 7_{39} [3] 1 Kor. 7_{15}

S. 194 [1] 1 Kor. 7_{10} f.

Der Staat 196.

S. 197 [1] 1 Kor. 7_{1} 6_{1-11} [2] Mt. 26_{52}

S. 198 [1] 1 Kor. 2_{6-8} 8_{5} f. 10_{20} Gal. 4_{9} [2] Röm. 13_{3} [3] Röm. 13_{7}

Soziale Fragen 199.

S. 200 [1] Gal. 3_{28} [2] 1 Kor. 7_{21-24}

S. 201 [1] Röm. 16_{1} 1 Kor. 11_{5}

S. 202 [1] 1 Kor. 11_{5} [2] 1 Kor. 11_{10} [3] 1 Kor. 11_{16} [4] 1 Kor. 14_{33} f.

Glaube und Arbeit 203.

S. 204 [1] 1 Theſſ. 4_{9-12}

Die Anfänge der Organiſation 205.

Gaben und Dienſte. Der Anfang der Aemter 205.

S. 205 [1] 1 Kor. 14_{33} [2] 1 Kor. 1_{13} [3] 1 Kor. 1_{26}

S. 206 [1] 1 Kor. 12_{28} [2] Röm. 12_{8} [3] Mark. 9_{35} [4] 1 Kor. 16_{15} [5] 1 Kor. 16_{16} [6] Röm. 16_{1} f.

S. 207 [1] 1 Theſſ. 5_{12} f. [2] Phil. 1_{1}

S. 208 [1] Gal. 6_{1} [2] 1 Theſſ. 5_{14} [3] 2 Kor. 2_{6} [4] 1 Kor. 6_{4} [5] 2 Kor. 8_{18} f. $_{23}$ [6] 1 Kor. 16_{10} 2 Kor. 2_{13} 7_{7} 8_{16} f.

S. 209 [1] 1 Kor. 4_{17} [2] 1 Kor. 16_{10} f. [3] 1 Kor. 14_{26} [4] Apg. 2_{13} [5] 1 Kor. 14_{23}

S. 210 [1] 1 Kor. 14_{24} [2] 1 Kor. 12_{3}

S. 211 [1] 1 Kor. 1_{12} 2 Kor. 10_{7} [2] 1 Kor. 3_{16-23}

S. 212 [1] 1 Kor. 5_{5-15} [2] 1 Kor. 12_{4} ff. [3] 1 Kor. 12_{3} [4] Röm. 10_{9} f.

S. 214 [1] 1 Kor. 14_{19} [2] 1 Kor. 14_{32-40}

S. 215 [1] Hebr. 2_{3} [2] 1 Kor. 11_{20} f.

S. 216 [1] 1 Kor. 11_{27} [2] 1 Kor. 11_{34}

Das Recht 218.

S. 219 [1] 1 Kor. 6_{7} f. [2] 1 Kor. 6_{2} [3] 1 Kor. 6_{6} [4] 1 Kor. 5_{1-5}

S. 220 [1] 1 Kor. 5_{11}

Der Theologe 224

Die Anfänge des Dogmas 224.

Der Beweis 226.

S. 226 [1] Röm. $4_{12\ 16}$ Gal. 3_{9}

S. 227 [1] Gal. 3_{17} f.

S. 228 [1] Röm. 1_{16} f. [2] 1_{18-32} [3] 2_{17-29} [4] 3_{23} [5] 3_{21} f. $_{22\ 24}$ [6] 3_{27-31} [7] 4_{1-25} [8] 5_{1-11} [9] 5_{12-21} [10] Röm. 6—8

S. 229 [1] Gal. 3_{1-5} [2] 1 Kor. 2_4 [3] 2_5 [4] 1 Kor. 1_{23} f.
S. 230 [1] 1 Kor. 15_{17} [2] 1 Kor. 15_{32}
Der Christus und sein Tod 230.
S. 230 [3] Röm. 9_{32} f.
S. 231 [1] Röm. 8_{32}
S. 232 [1] Gal. 4_4 Röm. 1_3 Phil. 2_7 [2] Röm. 8_3 Phil. 2_7 [3] 1 Joh. 4_2 2 Joh. $_7$
S. 233 [1] Phil. 2_{5-11} [2] 2 Kor. 8_9 [3] 1 Kor. 15_3 [4] Röm. 4_{25} [5] Gal. 1_4 [6] Gal. 2_{20} [7] Röm. 5_6
S. 234 [1] Röm. 5_8 [2] Röm. 5_9 [3] Röm. 5_{19} [4] Hebr. 9_{12-14} [5] 1 Petr. 1_{19} [6] Joh. 19_{35}
S. 237 [1] so Gal. 3_{13}
S. 238 [1] 1 Kor. 6_{20} 7_{22} [2] Röm. 3_{24} [3] Röm. 8_{23} [4] Röm. 5_{16} [5] Gal. 4_4 [6] Gal. 3_{13} Dt. 21_{23} [7] 2 Kor. 5_{21} [8] Gal. 3_{10-13}
S. 239 [1] 2 Kor. 5_{14} [2] 2 Kor. $5_{17\,20}$ f. [3] 2 Kor. 5_{19} [4] Röm. 6_6 f. [5] Röm. 6_8
Probleme des Gottesglaubens 241.
S. 242 [1] 2 Kor. 13_{13} [2] 1 Kor. 12_4 ff. [3] Phil. 2_9 [4] 1 Kor. 15_{28} [5] Röm. 9_5 [6] 2 Kor. 11_{31} Röm. 1_{25}
S. 243 [1] Gal. 4_4 [2] Phil. 2_8 [3] Röm. 8_2
S. 244 [1] Röm. 9_{11-14} [2] Röm. 9_{14} [3] Röm. 9_{18} [4] Röm. 9_{20} f.
S. 245 [1] Röm. 9_{22} f. [2] Röm. 9_{19}
S. 246 [1] Röm. 11_{32} [2] Röm. 11_{33-36}
Die Weltgeschichte 247.
S. 249 [1] 1 Kor. 15_{22} [2] 2 Kor. 1_{20} [3] Röm. 10_4 [4] Röm. 5_{12} [5] Röm. 7_{11}
S. 250 [1] 1 Kor. $15_{47\,49}$ [2] Röm. 4_{12} [3] Gal. 3_{16} [4] Gal. 3_{26-29} [5] Gal. 3_{19} [6] Röm. 5_{20} [7] Gal. 3_{23} f.
S. 251 [1] 2 Kor. 3_6 Röm. 10_4 [2] 1 Kor. 15_{23} [3] 2 Kor. 1_{22} [4] Röm. 8_{23} [5] Phil. 2_{15} [6] 1 Kor. 15_{23-28} [7] 1 Kor. 2_9
Das neue Ideal 252.
S. 253 [1] Röm. 12_{9-21}
S. 254 [1] 1 Kor. 13_4 [2] 1 Kor. 4_{21} Gal. 5_{23} 6_1 ff. [3] Phil. 2_1 [4] 1 Kor. 13_{4-7} [5] Gal. 5_{13} Röm. 12_{13} [6] 1 Thess. 2_6 [7] 1 Thess. 2_7 [8] Phil. 1_7 f. [9] 2 Kor. 12_{14} [10] 1 Thess. 3_{12} 5_{15} [11] Röm. 12_{14} [12] 2 Kor. 13_8 [13] Röm. 14_{23} [14] Röm. 12_6 [15] Phil. 3_{16} [16] Phil. 3_{13} [17] 1 Kor. 4_7 [18] Gal. 6_4 [19] 1 Kor. 13_4 [20] 1 Kor. 16_{13} [21] Phil. 1_{24} [22] 1 Kor. 6_{12}
S. 255 [1] 1 Kor. 7_{23} [2] 2 Kor. $4_{1\,16}$ [3] 1 Kor. 4_{2-4} [4] Röm. 2_6 [5] 2 Kor. 12_{12}
Die sittlichen Motive 255.
S. 256 [1] 1 Kor. 12_{12-27} Röm. 12_{4-8}
S. 257 [1] 2 Kor. 6_{12-20}
S. 258 [1] Röm. 6_2 [2] Röm. 6_{11-14}
S. 259 [1] Röm. 6_{17} f. [2] Gal. 5_{13}

[3] 1 Kor. 6 19 f. [4] Röm. 6 11 13 15 Röm. 7 4 1 Theſſ. 2 4 [5] Röm. 7 4 14 8 2 Kor. 5 15 [6] 1 Theſſ. 2 12 Phil. 1 27 [7] Röm. 12 1 ff. [8] Röm. 8 12 ff.

S. 261 [1] Röm. 8 12 ff. [2] Gal. 5 25 [3] Gal. 6 7 ff. [4] 2 Kor. 4 16–18

S. 262 [1] Röm. 15 2–8 1 Theſſ. 1 6 1 Kor. 11 1 Phil. 2 3–8 2 Kor. 1 17–20 [2] 1 Kor. 4 16 11 1 Phil. 3 17

S. 263 [1] 1 Kor. 9 26 f.

Der Menſch 264

S. 265 [1] 2 Kor. 12 9
Schlacken 265.

S. 265 [2] Gal. 5 22 [3] Mt. 23 [4] Gal. 1 8 f. [5] 1 Kor. 16 22

S. 266 [1] 1 Kor. 5 1 [2] Mt. 11 16–19 = Luk. 7 31–35

S. 267 [1] 2 Kor. 11 17 [2] 2 Kor. 11 1 [3] Röm. 1 9 f. [4] Phil. 1 8 [5] 1 Theſſ. 2 5 10 [6] 2 Kor. 1 23

S. 268 [1] 2 Kor. 2 10
Menſchliche Größe 268.

S. 269 [1] Apg. 16 16–18 [2] Apg. 20 7–12 2 Kön. 4 34

S. 270 [1] Apg. 28 1–6 [2] Apg. 27 16 [3] Apg. 27 31 33 42 ff.
Gewinnende Liebe 271.

S. 272 [1] 2 Kor. 9 2 [2] 2 Kor. 8 1–6 [3] 2 Kor. 8 8 [4] 2 Kor. 9 7

S. 273 [1] 1 Kor. 3 u. 4 [2] 1 Kor. 16 12

S. 274 [1] Gal. 3 1–5 [2] Gal. 4 13–20

S. 275 [1] Gal. 6 11–17 [2] Phil. 4 10–17 [3] 2 Kor. 12 14 f. [4] 1 Kor. 4 14 f. [5] 1 Kor. 4 21

S. 276 [1] 2 Kor. 6 11 ff. [2] 1 Kor. 10 1–13 [3] 1 Theſſ. 3 6–13
Als Freund 277.

S. 277 [1] 1 Kor. 4 17 [2] 1 Kor. 16 10 [3] 1 Kor. 16 10 [4] Phil. 2 19 ff.

S. 278 [1] 2 Kor. 2 13 [2] 2 Kor. 7 13–16 [3] 8 6 12 18 [4] 8 16 f. [5] 8 23

S. 279 [1] Phil. 2 25–30
Gegenſätze 279.

S. 279 [2] 2 Kor. 2 4 Phil. 3 18 [3] Röm. 12 15 [4] Offbg. Joh. 7 17 [5] 1 Kor. 7 30

S. 280 [1] 2 Kor. 4 10–16 [2] 1 Kor. 4 3 vgl. 9 1 2 Kor. 1 15 1 21 [3] z. B. 1 Kor. 4 8–13 [4] Phil. 4 13 2 Kor. 12 9 f. [5] 1 Kor. 15 9 f. [6] 2 Kor. 11 17 [7] 2 Kor. 6 11

S. 281 [1] Gal. 6 4 [2] 1 Kor. 4 7 [3] 2 Kor. 1 12
Im Angeſicht des Todes 281.

S. 281 [4] 2 Kor. 1 9 vgl. 1 8–14

S. 282 [1] 1 Theſſ. 4 15 17 1 Kor. 15 51

S. 283 [1] 2 Kor. 4 7—5 10 vgl. beſ. 5 1 5 6–8 [2] Röm. 8 33 [3] 1 Kor. 15 55

S. 284 [1] Phil. 1 6 [2] Ign. Röm. 6

S. 285 [1] 2 Kor. 5 9 [2] Phil. 1 21–24 [3] Phil. 2 17

68143 225.97R
Weinel, Heinrich W431
Paulus, der mensch
und sein werk

68143 225.97R
W431